



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Theodor Storm
Sämmtliche Werke



✓ ~~258 d 26.~~

~~258. D 32~~



~~HB 385 A. 6~~

REF. G. 10 979(6)





Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe
in acht Bänden.

Neunzehnte Auflage.

Braunschweig.
Verlag von George Westermann.
1909.



Theodor Storm's Wohnhaus in Husum, 1866 bis 1880.
Ansicht vom Garten aus.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.



Band 6

Braunschweig, George Westermann.



Forest of Storms

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.



Band 6

Braunschweig, George Westermann.



Inhalt

des sechsten Bandes.

Hans und Heinz Kirch (1881/82) ✓	1
Zur Chronik von Griesshuus (1883/84) ✓	83
Der Herr Etatsrath (1880/81)	191
Ein Fest auf Haderslevhuus (1884/85) ✓	247

Nachdruck ist untersagt. — Alle Rechte vorbehalten.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Hans und Heinz Kirch.

1

Auf einer Uferhöhe der Ostsee liegt hart am Wasser hingelagert eine kleine Stadt, deren stumpfer Thurm schon über ein Halbjahrtausend auf das Meer hinaussehaut. Ein paar Rabellängen vom Lande streckt sich quervor ein schmales Eiland, das sie dort den „Warder“ nennen, von wo aus im Frühling unablässiges Geschrei der Strand- und Wasservögel nach der Stadt herübertönt. Bei hellem Wetter tauchen auch wohl drüben auf der Insel, welche das jenseitige Ufer des Sundes bildet, rothbraune Dächer und die Spitze eines Thurmes auf, und wenn die Abenddämmerung das Bild verlöscht hat, entzünden dort zwei Leuchtthürme ihre Feuer und werfen über die dunkle See einen Schimmer nach dem diesseitigen Strand herüber. Gleichwohl, wer als Fremder durch die auf- und absteigenden Straßen der Stadt wandert, wo hie und da roh gepflasterte Stufen über die Vorstraße zu den kleinen Häusern führen, wird sich des Eindrucks abgeschlossener Einsamkeit wohl kaum erwehren können, zumal wenn er von der Landseite über die langgestreckte Hügelkette hier herabgekommen ist. In einem Balkengestelle auf dem Markte hing noch vor Kurzem, wie seit Jahrhunderten, die sogenannte Bürgerglocke; um zehn Uhr Abends, sobald es vom Kirchturme geschlagen hatte, wurde auch dort geläutet, und wehe dem Gesinde oder auch dem

Haussohn, der diesem Ruf nicht Folge leistete; denn gleich danach konnte man straßab und =auf sich alle Schlüssel in den Hausthüren drehen hören.

Aber in der kleinen Stadt leben tüchtige Menschen, alte Bürgergeschlechter, unabhängig von dem Gelde und dem Einfluß der umwohnenden großen Grundbesitzer; ein kleines Patriciat ist aus ihnen erwachsen, dessen stattlichere Wohnungen, mit breiten Beischlägen hinter mächtig schattenden Linden, mitunter die niedrigen Häuserreihen unterbrechen. Aber auch aus diesen Familien mußten bis vor dem letzten Jahrzehnt die Söhne den Weg gehen, auf welchem Eltern und Vorfahren zur Wohlhabenheit und bürgerlichen Geltung gelangt waren; nur wenige ergaben sich den Wissenschaften, und kaum war unter den derzeitig noch studirten Bürgermeistern jemals ein Eingeborener dagewesen; wenn aber bei den jährlichen Prüfungen in der Rectorschule der Propst den einen oder anderen von den Knaben frug: „Mein Junge, was willst du werden?“ dann richtete der sich stolz von seiner Bank empor, der mit der Antwort: „Schiffer!“ herauskommen durfte. Schiffsjunge, Capitän auf einem Familien-, auf einem eigenen Schiffe, dann mit etwa vierzig Jahren Rheder und bald Senator in der Vaterstadt, so lautete der Stufengang der bürgerlichen Ehren.

Auf dem Chor der von einem Landesherzog im dreizehnten Jahrhundert erbauten Kirche befand sich der geräumige Schifferstuhl, für den Abendgottesdienst mit stattlichen Metallleuchtern an den Wänden prangend, durch das an der Decke schwebende Modell eines Barkschiffes in vollem Takelwerke kenntlich. Auf diesen Raum hatte jeder Bürger ein Recht, welcher das Steuermannsexamen gemacht hatte und ein eigenes Schiff besaß; aber auch die schon in die Kaufmannschaft Übergetretenen, die ersten Rheder der Stadt, hielten, während unten in der Kirche ihre Frauen saßen, hier oben unter den anderen Capitänen ihren Gottesdienst; denn

sie waren noch immer und vor Allem meerbefahrene Leute, und das kleine schwebende Barkschiff war hier ihre Hausmarke.

Es ist begreiflich, daß auch manchen jungen Matrosen oder Steuermann aus dem kleinen Bürgerstande beim Eintritt in die Kirche statt der Andacht ein ehrgeiziges Verlangen anfiel, sich auch einmal den Platz dort oben zu erwerben, und daß er trotz der eindringlichen Predigt dann statt mit gottseligen Gedanken mit erregten weltlichen Entschlüssen in sein Quartier oder auf sein Schiff zurückkehrte.

Zu diesen strebsamen Leuten gehörte Hans Adam Kirch. Mit unermüdlichem Thun und Sparen hatte er sich vom Seßschiffer zum Schiffseigenthümer hinaufgearbeitet; freilich war es nur eine kleine Yacht, zu der seine Mittel gereicht hatten, aber rastlos und in den Winter hinein, wenn schon alle anderen Schiffer daheim hinter ihrem Ofen saßen, befuhr er mit seiner Yacht die Ostsee, und nicht nur Frachtgüter für Andere, bald auch für eigene Rechnung brachte er die Erzeugnisse der Umgegend, Korn und Mehl, nach den größeren und kleineren Küstenplätzen; erst wenn bereits außen vor den Buchten das Wasser fest zu werden drohte, band auch er sein Schiff an den Pfahl und saß beim Sonntagsgottesdienste droben im Schifferstuhl unter den Honoratioren seiner Vaterstadt. Aber lang vor Frühlingsanfang war er wieder auf seinem Schiffe; an allen Ostseelägen kannte man den kleinen hageren Mann in der blauen, schlotternden Schifferjacke, mit dem gekrümmten Rücken und dem vornüberhängenden dunkelhaarigen Kopfe; überall wurde er aufgehalten und angerebet, aber er gab nur kurze Antworten, er hatte keine Zeit; in einem Tritte, als ob er an der Fallreepstreppe hinauflaufe, sah man ihn eilfertig durch die Gassen wandern. Und diese Rastlosigkeit trug ihre Früchte; bald wurde zu dem aus der väterlichen Erbschaft übernommenen Hause ein Stück Wiesenland erworben, genügend für

die Sommer- und Winterfütterung zweier Kühe; denn während das Schiff zu Wasser, sollten diese zu Lande die Wirthschaft vorwärts bringen. Eine Frau hatte Hans Kirch sich im Stillen vor ein paar Jahren schon genommen; zu der Höferei, welche diese bisher betrieben, kam nun noch eine Milchwirthschaft; auch ein paar Schweine konnten jetzt gemästet werden, um das Schiff auf seinen Handelsfahrten zu verproviantiren; und da die Frau, welche er im Widerspruch mit seinem sonstigen Thun aus einem armen Schulmeisterhause heimgeführt hatte, nur seinen Willen kannte und überdies aus Furcht vor dem bekannten Sähzorn ihres Mannes sich das Brot am Munde sparte, so pflegte dieser bei jeder Heimkehr auch zu Hause einen hübschen Haufen Kleingeld vorzufinden.

In dieser Ehe wurde nach ein paar Jahren ein Knabe geboren und mit derselben Sparsamkeit erzogen. „All wedder 'n Dreling umsünst utgeb'n!“ Dies geflügelte Wort lief einmal durch die Stadt; Hans Adam hatte es seiner Frau zugeworfen, als sie ihrem Jungen am Werktag einen Syrupskuchen gekauft hatte. Trotz dieser dem Geize recht nahe verwandten Genauigkeit war und blieb der Capitän ein zuverlässiger Geschäftsmann, der jeden ungeziemenden Vortheil von sich wies; nicht nur in Folge einer angeborenen Rechtschaffenheit, sondern ebenso sehr seines Ehrgeizes. Den Platz im Schifferstuhle hatte er sich errungen; jetzt schwebten höhere Würden, denen er nichts vergeben durfte, vor seinen Sinnen; denn auch die Sitze im Magistratscollegium, wenn sie auch meist den größeren Familien angehörten, waren mitunter von dem kleineren Bürgerstande aus besetzt worden. Jedenfalls, seinem Heinz sollte der Weg dazu gebahnt werden; sagten die Leute doch, er sei sein Ebenbild: die fest auslugenden Augen, der Kopf voll schwarzbrauner Locken seien väterliche Erbschaft, nur statt des krummen Rückens habe er den schlanken Wuchs der Mutter.

Was Hans Kirch an Zärtlichkeit besaß, das gab er seinem Jungen; bei jeder Heimkehr lugte er schon vor dem Warder durch sein Glas, ob er am Hasenplatz ihn nicht gewahren könne; kamen dann nach der Landung Mutter und Kind auf Deck, so hob er zuerst den kleinen Heinz auf seinen Arm, bevor er seiner Frau die Hand zum Willkommen gab.

Als Heinz das sechste Jahr erreicht hatte, nahm ihn der Vater zum ersten Male mit sich auf die Fahrt, als „Spielvogel“, wie er sagte; die Mutter sah ihnen mit besorgten Augen nach; der Knabe aber freute sich über sein blankes Hütchen und lief jubelnd über das schmale Brett an Bord; er freute sich, schon jetzt ein Schiffer zu werden wie sein Vater, und nahm sich im Stillen vor, recht tüchtig mitzuhelfen. Früh Morgens waren sie ausgelaufen; nun beschien sie die Mittagssonne auf der blauen Ostsee, über die ein lauer Sommerwind das Schiff nur langsam vorwärts trieb. Nach dem Essen, bevor der Capitän zur Mittagsruhe in die Kajüte ging, wurde Heinz dem Schiffsjungen anvertraut, der mit dem Spleißen zerrissener Taue auf dem Deck beschäftigt war; auch der Knabe erhielt ein paar Tauenden, die er eifrig in einander zu verflechten strebte.

Nach einer Stunde etwa stieg Hans Kirch wieder aus seiner Kajüte und rief, noch halb im Taumel: „Heinz! Komm her, Heinz; wir wollen Kaffee trinken!“ Aber weder der Knabe selbst, noch eine Antwort kam auf diesen Ruf; statt dessen klang drüben vom Bugspriet her der Gesang einer Kinderstimme. Hans Kirch wurde blaß wie der Tod; denn dort, fast auf der äußersten Spitze hatte er seinen Heinz erblickt. Auf der Luvseite, behaglich an das matt geschwellte Segel lehnend, saß der Knabe, als ob er hier von seiner Arbeit ruhe. Als er seinen Vater wahrte, nickte er ihm freundlich zu; dann sang er unbekümmert weiter, während am Bug das Wasser rauschte; seine großen

Kinderaugen leuchteten, sein schwarzbraunes Haar wehte in der sanften Brise.

Hans Kirch aber stand unbeweglich, gelähmt von der Rathlosigkeit der Angst; nur er wußte, wie leicht bei der schwachen Luftströmung das Segel flattern und vor seinen Augen das Kind in die Tiefe schleudern konnte. Er wollte rufen; aber noch zwischen den Zähnen erstickte er den Ruf; Kinder, wie Nachtwandler, muß man ja gewähren lassen; dann wieder wollte er das Boot aussetzen und nach dem Bug des Schiffes rudern; aber auch das verwarf er. Da kam von dem Knaben selbst die Entscheidung; das Singen hatte er satt, er wollte jetzt zu seinem Vater und dem seine Taue zeigen. Behutsam, entlang dem unteren Rande des Segels, das nach wie vor sich ihm zur Seite blähte, nahm er seinen Rückweg; eine Möve schrie hoch oben in der Luft, er sah empor und kletterte dann ruhig weiter. Mit stockendem Athem stand Hans Kirch noch immer neben der Kajüte; seine Augen folgten jeder Bewegung seines Kindes, als ob er es mit seinen Blicken halten müsse. Da plötzlich, bei einer kaum merklichen Wendung des Schiffes, fuhr er mit dem Kopf herum: „Backbord!“ schrie er nach der Steuerseite; „Backbord!“ als ob es ihm die Brust zersprengen sollte. Und der Mann am Steuer folgte mit leisem Druck der Hand, und die eingesunkene Leinwand des Segels füllte sich aufs Neue.

Im selben Augenblicke war der Knabe fröhlich aufs Berdeck gesprungen; nun lief er mit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu. Die Zähne des gefahrgewohnten Mannes schlugen noch an einander: „Heinz, Heinz, das thust du mir nicht wieder!“ Krampfhaft preßte er den Knaben an sich; aber schon begann die überstandene Angst dem Zorne gegen ihren Urheber Platz zu machen. „Das thust du mir nicht wieder!“ Noch einmal sagte er es; aber ein dumpfes Grollen klang jetzt in seiner Stimme; seine Hand hob sich, als

wolle er sie auf den Knaben fallen lassen, der erstaunt und furchtsam zu ihm aufblickte.

Es sollte für diesmal nicht dahin kommen; der Zorn des Capitäns sprang auf den Schiffsjungen über, der eben in seiner lässigen Weise an ihnen vorüberschieben wollte; aber mit entsetzten Augen mußte der kleine Heinz es ansehen, wie sein Freund Jürgen, er wußte nicht weshalb, von seinem Vater auf das Grausamste gezüchtigt wurde.

— — Als im nächsten Frühjahr Hans Kirch seinen Heinz wieder einmal mit aufs Schiff nehmen wollte, hatte dieser sich versteckt und mußte, als er endlich aufgefunden wurde, mit Gewalt an Bord gebracht werden; auch saß er diesmal nicht mehr singend unterm Klüversegel; er fürchtete seinen Vater und trotzte ihm doch zugleich. Die Zärtlichkeit des Letzteren kam gleicherweise immer seltener zu Tage, je mehr der eigene Wille in dem Knaben wuchs; glaubte er doch selber nur den Erben seiner aufstrebenden Pläne in dem Sohn zu lieben.

*

*

*

Als Heinz das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde ihm noch eine Schwester geboren, was der Vater als ein Ereigniß aufnahm, das eben nicht zu ändern sei. Heinz war zu einem wilden Jungen aufgeschossen; aber in der Rectorschule hatte er nur noch Wenige über sich. „Der hat Gaben!“ meinte der junge Lehrer, „der könnte hier einmal die Kanzel zieren.“ Aber Hans Kirch lachte: „Larifari, Herr Rector! Um's Geld ist es nicht; aber man sieht doch gleich, daß Sie hier nicht zu Hause sind.“

Gleichwohl ging er noch an demselben Tage zu seinem Nachbarn, dem Pastoren, dessen Garten sich vor dem Hause bis zur Straße hinab erstreckte. Der Pastor empfing den Eintretenden etwas stramm: „Herr Kirch,“ sagte er, bevor noch dieser das Wort zu nehmen vermochte, „Ihr Junge,

der Heinz, hat mir schon wieder einmal die Scheiben in meinem Stallgiebel eingeworfen!"

„Hat er das,“ erwiderte Hans Kirch, „so muß ich sie einsetzen lassen, und Heinz bekommt den Stock; denn das Spielwerk ist zu theuer.“

Dann, während der Andere zustimmend nickte, begann er mit dem, was ihn hergeführt, herauszurücken: der Pastor sollte seinen Heinz in die Privatstunden aufnehmen, welche er zur Aufbesserung seines etwas schmalen Ehrensoldes einigen Kostgängern und Söhnen der Honoratioren zu ertheilen pflegte. Als dieser sich nach einigen Fragen bereit erklärte, machte Hans Kirch noch einen Versuch, das Stundengeld herabzudrücken; da aber der Pastor nicht darauf zu hören schien, so wiederholte er ihn nicht; denn Heinz sollte mehr lernen, als jetzt noch in der Rectorschule für ihn zu holen war.

Am Abend dieses Tages erhielt Heinz die angelobte Strafe und am Nachmittage des folgenden, als er zwischen den anderen Schülern oben in des Pastors Studirzimmer saß, von Wohllehrwürden noch einen scharf gesalzenen Text dazu. Kaum aber war nach glücklich verfloßener Stunde die unruhige Schar die Treppe hinab und in den Garten hinausgestürzt, als der erlöste Mann von dorten unter seinem Fenster ein lautes Wehgeheul vernahm. „Ich will dich flickern lehren!“ rief eine wüthende Knabenstimme, und wiederum erscholl das klägliche Geheul. Als aber der Pastor sein Fenster öffnete, sah er unten nur seinen fahlblonden Kostgänger, der ihm am Morgen Heinzens Missethat verrathen hatte, jetzt in eifriger Beschäftigung, mit seinem Schnupstuch sich das Blut von Mund und Nase abzutrocknen. Daß er selbst an jenem Spielwerk mitgeholfen hatte, fand er freilich sich nicht veranlaßt zu verrathen; aber ebenso wenig verrieth er jetzt, wer ihm den blutigen Denkkettel auf den Weg gegeben hatte.

Der Pastor war des Segens eines Sohnes nicht theil-

haftig geworden; nur zwei Töchter besaß er, einige Jahre jünger als Heinz und von nicht üblem Aussehen; aber Heinz kümmerte sich nicht um sie, und man hätte glauben können, daß auch er der Bubenregel folge, ein tüchtiger Junge dürfe sich nicht mit Dirnen abgeben, wenn in dem Hause dem Pastorengarten gegenüber nicht die kleine Wieb gewesen wäre. Ihre Mutter war die Frau eines Matrosen, eine Wäscherin, die ihr Kind sauberer hielt als, leider, ihren Ruf. „Deine Mutter ist auch eine Amphibie!“ hatte einmal ein großer Junge dem Mädchen ins Gesicht geschrien, als eben in der Schule die Lehre von diesen Creaturen vorgetragen war. „Pfui doch, warum?“ hatte entrüstet die kleine Wieb gefragt. — „Warum? Weil sie einen Mann zu Wasser und einen zu Lande hat!“ — Der Vergleich hinkte; aber der Junge hatte doch seiner bösen Lust genug gethan.

Gleichwohl hielten die Pastorstöchter eine Art von Spielkameradschaft mit dem Matrosenkinde; freilich meist nur für die Werkeltage, und wenn die Töchter des Bürgermeisters nicht bei ihnen waren; wenn sie ihre weißen Kleider mit den blauen Schärpen trugen, spielten sie lieber nicht mit der kleinen Wieb. Trafen sie diese dann etwas still und schüchtern vor der Gartenpforte stehen oder hatte gar die jüngste gutmüthige Bürgermeisterstochter sie hereingeholt, dann sprachen sie wohl zu ihr sehr freundlich, aber auch sehr eilig: „Nicht wahr, kleine Wieb, du kommst doch morgen zu uns in den Garten?“ Im Nachsommer steckten sie ihr wohl auch einen Apfel in die Tasche und sagten: „Wart, wir wollen dir noch einen mehr suchen!“ und die kleine Wieb schlich dann mit ihren Äpfeln ganz begossen aus dem Garten auf die Gasse. Wenn aber Heinz darüber zukam, dann riß er sie ihr wohl wieder fort und warf sie zornig in den Garten zurück, mitten zwischen die geputzten Kinder, daß sie schreiend ins Haus stoben; und wenn dann Wieb über die Äpfel weinte, wischte er mit seinem Schnupftuch

ihr die Thränen ab: „Sei ruhig, Wieb; für jeden Apfel hol ich dir morgen eine ganze Tasche voll aus ihrem Garten!“ — Und sie wußte wohl, er pflegte Wort zu halten.

Wieb hatte ein Madonnengesichtlein, wie der kunstliebende Schulrektor einmal gesagt hatte, ein Gesichtlein, das man nicht gut leiden sehen konnte; aber die kleine Madonna aß gleichwohl gern des Pastors rothe Äpfel, und Heinz stieg bei erster Gelegenheit in die Bäume und stahl sie ihr. Dann zitterte die kleine Wieb; nicht weil sie den Äpfeldiebstahl für eine Sünde hielt, sondern weil die größeren Kostgänger des Pastors ihren Freund dabei mitunter überfielen und ihm den Kopf zu bluten schlugen. Wenn aber nach wohlbestandenem Abenteuer Heinz ihr hinten nach der Allee gewinkt hatte, wenn er vor ihr auf dem Boden kniete und seinen Raub in ihre Täschchen ppropfte, dann lächelte sie ihn ganz glücklich an, und der kräftige Knabe hob seinen Schützling mit beiden Armen in die Luft: „Wieb, Wiebchen, kleines Wiebchen!“ rief er jubelnd; und er schwenkte sich mit ihr im Kreise, bis die rothen Äpfel aus den Taschen flogen.

Mitunter auch, bei solchem Anlaß, nahm er die kleine Madonna bei der Hand und ging mit ihr hinunter an den Hafen. War auf den Schiffen Alles unter Deck, dann löste er wohl ein Boot, ließ seinen Schützling sacht hineintreten und ruderte mit ihr um den Warder herum, weit in den Sund hinein; wurde der Raub des Bootes hinterher bemerkt und drangen nun von dem Schiffe zornige Scheltlaute über das Wasser zu ihnen herüber, dann begann er hell zu singen, damit die kleine Wieb nur nicht erschrecken möge; hatte sie es aber doch gehört, so ruderte er nur um so lustiger und rief: „Wir wollen weit von all den schlechten Menschen fort!“ — Eines Nachmittags, da Hans Kirch mit seinem Schiffe auswärts war, wagten sie es sogar, drüben bei der Insel anzulegen, wo Wieb in dem großen Dorfe eine Verwandte wohnen hatte, die sie „Möddersch“

nannte. Es war dort eben der große Michaelis-Fahrmart, und nachdem sie bei Möddersch eine Tasse Kaffee bekommen hatten, liefen sie zwischen die Buden und in den Menschen- drang hinein, wo Heinz für sie beide mit tüchtigen Ellen- bogenstößen Raum zu schaffen mußte. Sie waren schon im Carrousel gefahren, hatten Kuchenherzen gegessen und bei mancher Drehorgel still gestanden, als Wiebs blaue Augen an einem silbernen Ringlein haften blieben, das zwischen Ketten und Löffeln in einer Goldschmiedsbude auslag. Hoff- nungslos drehte sie ihr nur aus drei Kupfersechslingen be- stehendes Vermögen zwischen den Fingern; aber Heinz, der gestern alle seine Kaninchen verkauft hatte, besaß nach der heutigen Verschwendung noch acht Schillinge, und dafür und für die drei Sechslinge wurde glücklich der Ring er- handelt. Nun freilich waren beider Taschen leer; zum Car- rousel für Wieb spendirte Möddersch noch einmal einen Schilling — denn so viel kostete es, da Wieb nicht wie vorhin in einem Stuhle fahren, sondern auf dem großen Löwen reiten wollte —; dann, als eben alle Lampen zwi- schen den schmelz- und goldgestickten Draperien angezündet wurden, waren für sie die Freuden aus, und auch die alte Frau trieb jetzt zur Rückfahrt. Manchmal, während Heinz mit kräftigen Schlägen seine Ruder brauchte, blickten sie noch zurück, und das Herz wurde ihnen groß, wenn sie im zunehmenden Abenddunkel den Lichtschein von den vielen Carrousellampen über der Stelle des unsichtbaren Dorfes schweben sahen; aber Wieb hatte ihren silbernen Ring, den sie nun nicht mehr von ihrem Finger ließ.

* *

*

Inzwischen hatte Capitän Kirch seine Yacht verkauft. Mit einem stattlichen Schoner, der auf der heimischen Werft ge- baut worden war, brachte er für fremde und mehr und mehr

für eigene Rechnung Korn nach England und nahm als Rückfracht Kohlen wieder mit. So war zu dem Korn= nun auch ein Kohlenhandel gekommen, und auch diesen mußte gleich der Milchwirthschaft die Frau besorgen. Um seinen Heinz, wenn er bei seiner Heimkehr auf die kurze Frage: „Hat der Junge sich geschickt?“ von der Mutter eine bejahende Antwort erhalten hatte, schien er sich im Übrigen nicht groß zu kümmern; nur beim Quartalschlusse pflegte er den Rector und den Pastor zu besuchen, um zu erfahren, wie der Junge lerne. Dann hieß es allemal, das Lernen sei ihm nur ein Spiel, es bleibe dabei nur zu viel unnütze Zeit ihm übrig; denn wild sei er wie ein Teufel, kein Junge ihm zu groß und keine Spitze ihm zu hoch.

Auf Hans Adams Antlitz hatte sich, nach Aussage des Schulrectors, mehrmals bei solcher Auskunft ein recht ungeeignetes und fast befriedigtes Lächeln gezeigt, während er mit einem kurz hervorgestoßenen „Na, na!“ zum Abschiede ihm die Hand gedrückt habe.

Wie recht übrigens auch Heinzens Lehrer haben mochten, so blieb doch das Schutzverhältniß zu der kleinen Wieb dasselbe, und davon wußte mancher frevle Junge nachzujagen. Auch sah man ihn wohl an Sonntagen mit seiner Mutter nach einem dürftigen, unweit der Stadt belegenen Wäldchen wandern und bei der Rückkehr nebst dem leeren Proviantkorbe sein Schwesterchen auf dem Rücken tragen. Mitunter war auch die allmählich aufwachsende Wieb bei dieser Sonntagswanderung. Die stille Frau Kirch hatte Gefallen an dem feinen Mädchen und pflegte zu sagen: „Laß sie nur mitgehen, Heinz; so ist sie doch nicht bei der schlechten Mutter.“

Nach seiner Confirmation mußte Heinz ein paar Fahrten auf seines Vaters Schiffe machen, nicht mehr als „Spielvogel“, sondern als streng gehaltener Schiffsjunge; aber er fügte sich, und nach der ersten Rückkehr klopfte Capitän

Kirch ihm auf die Schulter, während er seiner Frau durch ein kurzes Nicken ihren Antheil an seiner Befriedigung zukommen ließ. Die zweite Reise geschah mit einem Seeschiffer; denn der wachsende Handel daheim verlangte die persönliche Gegenwart des Geschäftsherrn. Dann, nach zwei weiteren Fahrten auf größeren Schiffen, war Heinz als Matrose in das elterliche Haus zurückgekehrt. Er war jetzt siebzehn Jahre; die blaue schirmlose Schiffermütze mit dem bunten Rande und den flatternden Bändern ließ ihm so gut zu seinem frischen braunen Antlitz, daß selbst die Pastortöchter durch den Zaun lugten, wenn sie ihn nebenan im elterlichen Garten mit seiner Schwester spielen hörten. Auch Capitän Kirch selber konnte es Sonntags beim Gottesdienste nicht unterlassen, von seinem Schifferstuhle nach unten in die Kirche hinabzuschielen, wo sein schmucker Junge bei der Mutter saß. Unterweilen schweiften auch wohl seine Blicke drüben nach dem Epitaphe, wo zwischen mannigfachen Siegestrophäen sich die Marmorbüste eines stattlichen Mannes in gewaltiger Allongeperrücke zeigte; gleich seinem Heinz nur eines Bürgers Sohn, der gleichwohl als Commandeur von dreien Seiner Majestät Schiffen hier in die Vaterstadt zurückgekommen war. Aber nein, so hohe Pläne hatte Hans Kirch doch nicht mit seinem Jungen, vorläufig galt es eine Reise mit dem Hamburger Schiffe „Hammonia“ in die chinesischen Gewässer, von der die Rückkehr nicht vor einem Jahr erfolgen würde; und heute war der letzte Tag im elterlichen Hause.

Die Mutter hatte diesmal nicht ohne Thränen ihres Sohnes Kiste gepackt, und nach der Rückkehr aus der Kirche legte sie noch ihr eigenes Gesangbuch obenauf. Der Vater hatte auch in den letzten Tagen außer dem Nothwendigen nicht viel mit seinem Sohn gesprochen; nur an diesem Abend, als er auf dem dunklen Hausflur ihm begegnete, griff er nach seiner Hand und schüttelte sie heftig: „Ich sitze hier

nicht still, Heinz; für dich, nur für dich! Und komm auch glücklich wieder!" Hastig hatte er es hervorgestoßen; dann ließ er die Hand seines Sohnes fahren und trabte eilig nach dem Hof hinaus.

Überrascht blickte ihm Heinz eine Weile nach; aber seine Gedanken waren anderswo. Er hatte Wieb am Tage vorher wiedergesehen; doch nur zu ein paar flüchtigen Worten war Gelegenheit gewesen; nun wollte er noch Abschied von ihr nehmen, sie wie sonst noch einmal um den Warder fahren.

Es war ein kühler Maiabend; der Mond stand über dem Wasser, als er an den Hafen hinabkam; aber Wieb war noch nicht da. Freilich hatte sie ihm gesagt, daß sie Abends bei einer alten Dame einige leichte Dienste zu versehen habe; desungeachtet, während er an dem einsamen Bollwerk auf und ab ging, konnte er seine Ungeduld kaum niederzwingen: er schalt sich selbst und wußte nicht, weshalb das Klopfen seines Blutes ihm fast den Athem raubte. Endlich sah er sie aus der höher belegenen Straße herabkommen. Bei dem Mondlicht, das ihr voll entgegenfiel, erschien sie ihm so groß und schlank, daß er erst fast verzagte, ob sie es wirklich sei. Gleichwohl hatte sie den Oberkörper in ein großes Tuch vermunmt; einer Kopfbedeckung bedurfte sie nicht, denn das blonde Haar lag voll wie ein Häubchen über ihrem zarten Antlitz. „Guten Abend, Heinz!“ sagte sie leise, als sie jetzt zu ihm trat; und schüchtern, fast wie ein Fremder, berührte er ihre Hand, die sie ihm entgegenstreckte. Schweigend führte er sie zu einem Boot, das neben einer großen Ruff im Wasser lag. „Komm nur!“ sagte er, als er hineingetreten war und der auf der Hafentreppe Zögernden die Arme entgegenstreckte; „ich habe Erlaubniß; wir werden diesmal nicht gescholten.“

Als er sie in seinen Armen aufgefangen hatte, löste er die Taue, und das Boot glitt aus dem Schatten des großen Schiffes auf die weite, mondglitzernde Wasserfläche hinaus.

Sie saß ihm auf der Bank am Hinterspiegel gegenüber; aber sie fuhren schon um die Spitze des Warders, wo einige Möven gackernd aus dem Schlafe aufwachen, und noch immer war kein weiteres Wort zwischen ihnen laut geworden. So Vieles hatte Heinz der kleinen Wieb in dieser letzten Stunde sagen wollen, und nun war der Mund ihm wie verschlossen. Und auch das Mädchen, je weiter sie hinausfuhren, je mehr zugleich die kurze Abendzeit verrann, desto stiller und bekümmener saß sie da; zwar seine Augen verschlangen fast die kindliche Gestalt, mit der er jetzt so einsam zwischen Meer und Himmel schwebte; die ihren aber waren in die Nacht hinausgewandt. Dann stieg's wohl plötzlich in ihm auf, und das Boot schütterte unter seinen Ruderschlägen, daß sie jäh das Köpfchen wandte und das blaue Leuchten ihrer Augen in die seinen traf. Aber auch das flog rasch vorüber, und es war etwas wie Zorn, das über ihn kam; er wußte nicht, ob gegen sich selber oder gegen sie, daß sie so fremd ihm gegenüber saß, daß alle Worte, die ihm durch den Kopf fuhren, zu ihr nicht passen wollten. Mit Gewalt rief er es sich zurück: hatte er doch draußen schon mehr als einmal die trozigste Dirne im Arm geschwenkt, auch wohl ein übermüthiges Wort ihr zugerant; aber freilich, der jungfräulichen Gestalt ihm gegenüber verschlug auch dieses Mittel nicht.

„Wieb,“ sagte er endlich, und es klang fast bittend, „kleine Wieb, das ist nun heut für lange Zeit das letzte Mal.“

„Ja, Heinz,“ und sie nickte und sah zu Boden; „ich weiß es wohl.“ Es war, als ob sie noch etwas Anderes sagen wollte, aber sie sagte es nicht. Das schwere Tuch war ihr von der Schulter geglitten; als sie es wieder aufgerafft hatte und nun mit ihrer Hand über der Brust zusammenhielt, vermüßte er den kleinen Ring an ihrem Finger, den er einst auf dem Jahrmarkte ihr hatte einhandeln helfen. „Dein Ring, Wieb!“ rief er unwillkürlich. „Wo hast du deinen Ring gelassen?“

Einen Augenblick noch saß sie unbeweglich; dann richtete sie sich auf und trat über die nächste Bank zu ihm hinüber. Sie mußte in dem schwankenden Boot die eine Hand auf seine Schulter legen, mit der anderen langte sie in den Schliß ihres Kleides und zog eine Schnur hervor, woran der Ring befestigt war. Mit stockendem Athem nahm sie ihrem Freunde die Mütze von den braunen Locken und hing die Schnur ihm um den Hals. „Heinz, o bitte, Heinz!“ Der volle blaue Strahl aus ihren Augen ruhte in den seinen; dann stürzten ihre Thränen auf sein Angesicht, und die beiden jungen Menschen fielen sich um den Hals, und da hat der wilde Heinz die kleine Wieb fast todt geküßt.

— — Es mußte schon spät sein, als sie ihr Boot nach dem großen Schiff zurückbrachten; sie hatten keine Stunden schlagen hören; aber alle Lichter in der Stadt schienen ausgelöscht.

Als Heinz an das elterliche Haus kam, fand er die Thür verschlossen; auf sein Klopfen antwortete die Mutter vom Flur aus; aber der Vater war schon zur Ruhe gegangen und hatte den Schlüssel mitgenommen; endlich hörte Heinz auch dessen Schritte, wie sie langsam von droben aus der Kammer die Treppe hinabkamen. Dann wurde schweigend die Thür geöffnet und, nachdem Heinz hineingelassen war, ebenso wieder zugeschlossen; erst als er seinen „Guten Abend“ vorbrachte, sah Hans Kirch ihn an: „Hast du die Bürgerglocke nicht gehört? Wo hast du dich umhergetrieben?“

Der Sohn sah den Zähzorn in seines Vaters Augen aufsteigen; er wurde blaß bis unter seine dunklen Locken, aber er sagte ruhig: „Nicht umhergetrieben, Vater“; und seine Hand faßte unwillkürlich nach dem kleinen Ringe, den er unter seiner offenen Weste barg.

Aber Hans Kirch hatte zu lange auf seinen Sohn gewartet. „Hüte dich!“ schrie er und zuckte mit dem schweren

Schlüssel gegen seines Sohnes Haupt. „Klopf nicht noch einmal so an deines Vaters Thür! Sie könnte dir verschlossen bleiben.“

Heinz hatte sich hoch aufgerichtet; das Blut war ihm ins Gesicht geschossen; aber die Mutter hatte die Arme um seinen Hals gelegt, und die heftige Antwort unterblieb, die schon auf seinen Lippen saß. „Gute Nacht, Vater!“ sagte er, und schweigend die Hand der Mutter drückend, wandte er sich ab und ging die Treppe hinauf in seine Kammer.

* *

Am anderen Tage war er fort. Die Mutter ging still umher in dem ihr plötzlich öde gewordenen Hause; die kleine Wieb trug schwer an ihrem jungen Herzen; nachdenklich und fast zärtlich betrachtete sie auf ihrem Arm die rothen Striemen, durch welche die Mutter für die Störung ihrer Nachtruhe sich an ihr erholt hatte; waren sie ihr doch fast wie ein Angedenken an Heinz, das sie immer hätte behalten mögen; nur Hans Kirchs Dichten und Trachten strebte schon wieder rüstig in die Zukunft.

Nach sechs Wochen war ein Brief von Heinz gekommen; er brachte gute Nachricht; wegen fecken Zugreifens im rechten Augenblick hatte der Capitän freiwillig seine Heuer erhöht. Die Mutter trat herein, als ihr Mann den Brief soeben in die Tasche steckte. „Ich darf doch mit lesen?“ frug sie scheu. „Du hast doch gute Nachricht?“

„Ja, ja,“ sagte Hans Kirch; „nun, nichts Besonderes, als daß er dich und seine Schwester grüßen läßt.“

Am Tage darauf aber begann er allerlei Gänge in der Stadt zu machen; in die großen Häuser mit breiten Beis schlägen und unter dunklem Lindenschatten sah man ihn der Reihe nach hineingehen. Wer konnte wissen, wie bald der Junge sein Steuermannsexamen hinter sich haben würde; da

galt es auch für ihn noch eine Stufe höher aufzurücken. Im Deputirten-Collegium hatte er bereits einige Jahre geessen; jetzt war ein Rathsherrnstuhl erledigt, der von den übrigen Mitgliedern des Rathes zu besetzen war.

Aber Hans Adams Hoffnungen wurden getäuscht; auf dem erledigten Stuhl saß nach einigen Tagen sein bisheriger Colleague, ein dicker Bäckermeister, mit dem er freilich weder an Reichthum, noch an Leibesgewicht sich messen durfte. Verdrießlich war er eben aus einer Deputirtensitzung gekommen, wo nun der Platz des Bäckers leer geworden war, und stand noch, an einem Tabackendchen seinen Groll zerkaugend, unter dem Schwanz des Riesenfisches, den sie Anno Siebzig hier gefangen und zum Gedächtniß neben der Rathshausstür aufgehangen hatten, als ein ältliches, aber wehrhaftes Frauenzimmer über den Markt und gerade auf ihn zukam; ein mit zwei großen Schinken beladener Junge folgte ihr.

„Das ging den verkehrten Weg, Hans Adam!“ rief sie ihm schon von Weitem zu.

Hans Adam hob den Kopf. „Du brauchst das nicht über die Straße hinzuschreien, Zule; ich weiß das ohne dich.“

Es war seine ältere Schwester, die nach ihres Mannes Tode mit der Kirchlichen Rührigkeit eine Speckhöferei betrieb. „Warum sollte ich nicht schreien?“ rief sie wiederum, „mir kann's recht sein, wenn sie es Alle hören! Du bist ein Geizhals, Hans Adam; aber du hast einen scharfen Kopf, und den können die regierenden Herren nicht gebrauchen, wenn er nicht zufällig auf ihren eigenen Schultern sitzt; da paßt ihnen so eine blonde Semmel besser, wenn sie denn doch einmal an uns Mittelbürgern nicht vorbei können.“

„Du erzählst mir ganz was Neues!“ sagte der Bruder ärgerlich.

„Ja, ja, Hans Adam, du bist mir auch zu klug, sonst säßeest du nicht so halb umsonst in unserem elterlichen Hause!“

Die brave Frau konnte es noch immer nicht verwinden, daß von einem Kauflustigen ihrem Bruder einst ein höherer Preis geboten war, als wofür er das Haus in der Nachlaßtheilung übernommen hatte. Aber Hans Kirch war diesen Vorwurf schon gewöhnt, er achtete nicht mehr darauf, zum Mindesten schien es für ihn in diesem Augenblicke nur ein Spornstich, um sich von dem erhaltenen Schlage plötzlich wieder aufzurichten. Außerlich zwar ließ er den Kopf hängen, als sähe er etwas vor sich auf dem Straßenpflaster; seine Gedanken aber waren schon rastlos thätig, eine neue Bahn nach seinem Ziele hinzuschaukeln: das war ihm klar, es mußte noch mehr erworben und — noch mehr erspart werden; dem Druck des Silbers mußte bei wiederkehrender Gelegenheit auch diese Pforte noch sich öffnen; und sollte es für ihn selbst nicht mehr gelingen, für seinen Heinz, bei dessen besserer Schulbildung und stattlicherem Wesen, würde es damit schon durchzubringen sein, sobald er seine Seemannsjahre nach Gebrauch als Capitän beschloffen hätte.

Mit einer raschen Bewegung hob Hans Adam seinen Kopf empor. „Weißt du, Zule,“ — er that wie beiläufig diese Frage — „ob dein Nachbar Schmüser seinen großen Speicher noch verkaufen will?“

Frau Zule, die mit ihrer letzten Äußerung ihn zu einer ganz anderen Antwort hatte reizen wollen und so lange schon darauf gewartet hatte, meinte ärgerlich, da thue er am besten, selbst darum zu fragen.

„Ja, ja; da hast du Recht.“ Er nickte kurz und hatte schon ein paar Schritte der Straße zu gethan, in der Fritz Schmüser wohnte, als die Schwester, unachtend des Jungen, der seitwärts unter seinen Schinken stöhnte, ihn noch einmal festzuhalten suchte; so wohlfeil sollte er denn doch nicht davon kommen. „Hans Adam!“ rief sie; „warte noch einen Augenblick!“ Dein Heinz ...“

Hans Adam stand bei diesem Namen plötzlich still.

„Was willst du, Zule?“ frug er hastig. „Was soll das mit meinem Heinz?“

„Nicht viel, Hans Adam; aber du weißt wohl nicht, was dein gewitzter Junge noch am letzten Abend hier getrieben hat?“

„Nun?“ stieß er hervor, als sie eine Pause machte, um erst die Wirkung dieses Eingangs abzuwarten; „sag's nur gleich auf einmal, Zule; ein Loblied sitzt doch nicht dahinter!“

„Je nachdem, Hans Adam, je nachdem! Bei der alten Tante war zum Abesagen freilich nicht viel Zeit; aber warum sollte er die schmucke Wieb, die kleine Matrosendiene, nicht von neun bis elf spazieren fahren? Es möchte wohl ein kalt Vergnügen gewesen sein da draußen auf dem Sund; aber wir Alten wissen's ja wohl noch, die Jugend hat allezeit ihr eigen Feuer bei sich.“

Hans Adam zitterte, seine Oberlippe zog sich auf und legte seine vollen Zähne bloß. „Schwatz nicht!“ sagte er. „Sprich lieber, woher weißt du das?“

„Woher?“ Frau Zule schlug ein fröhliches Gelächter auf — „das weiß die ganze Stadt, am besten Christian Jensen, in dessen Boot die Lustfahrt vor sich ging! Aber du bist ein Hitzkopf, Hans Adam, bei dem man sich leicht üblen Bescheid holen kann; und wer weiß denn auch, ob dir die schmucke Schwiegertochter recht ist? Im Übrigen“ — und sie faßte den Bruder an seinem Rockfragen und zog ihn dicht zu sich heran — „für die neue Verwandtschaft ist's doch so am besten, daß du nicht auf den Rathsherrnstuhl hinaufgekommen bist.“

Als sie solcherweise ihre Worte glücklich angebracht hatte, trat sie zurück. „Komm, Peter, vorwärts!“ rief sie dem Jungen zu, und bald waren beide in einer der vom Markte auslaufenden Gassen verschwunden.

Hans Kirch stand noch wie angeDOMMERT auf derselben Stelle. Nach einer Weile setzte er sich mechanisch in Be-

wegung und ging der Gasse zu, worin Fritz Schmüfers Speicher lag; dann aber kehrte er plötzlich wieder um. Bald darauf saß er zu Hause an seinem Pult und schrieb mit fliegender Feder einen Brief an seinen Sohn, in welchem in verstärktem Maße sich der jähe Zorn ergoß, dessen Ausbruch an jenem letzten Abend durch die Dazwischenkunft der Mutter war verhindert worden.

* *

Monate waren vergangen; die Plätze, von denen aus Heinz nach Abrede hätte schreiben sollen, mußten längst passiert sein, aber Heinz schrieb nicht; dann kamen Nachrichten von dem Schiffe, aber kein Brief von ihm. Hans Kirch ließ sich das so sehr nicht anfechten: „Er wird schon kommen,“ sagte er zu sich selber; „er weiß gar wohl, was hier zu Haus für ihn zu holen ist.“ Und somit, nachdem er den Schmüferschen Speicher um billigen Preis erworben hatte, arbeitete er rüstig an der Ausbreitung seines Handels und ließ sich keine Mühe verdrücken. Freilich, wenn er von den dadurch veranlaßten Reisen, theils nach den Hafenstädten des Inlandes, einmal sogar mit seinem Schoner nach England, wieder heimkehrte, „Brief von Heinz?“ war jedesmal die erste hastige Frage an seine Frau, und immer war ein trauriges Kopfschütteln die einzige Antwort, die er darauf erhielt.

Die Sorge, der auch er allmählich sich nicht hatte erwehren können, wurde zertreut, als die Zeitungen die Rückkehr der „Hammonia“ meldeten. Hans Kirch ging unruhig in Haus und Hof umher, und Frau und Tochter hörten ihn oft heftig vor sich hinreden; denn der Junge mußte jetzt ja selber kommen, und er hatte sich vorgeetzt, ihm scharf den Kopf zu waschen. Aber eine Woche verging, die zweite ging auch bald zu Ende, und Heinz war nicht gekommen. Auf

eingezogene Erkundigung erfuhr man endlich, er habe auf der Rückfahrt nach Abkommen mit dem Capitän eine neue Feuer angenommen; wohin, war nicht zu ermitteln. „Er will mir trogen!“ dachte Hans Adam. „Sehen wir, wer's am längsten aushält von uns beiden!“ — Die Mutter, welche nichts von jenem Briefe ihres Mannes wußte, ging in kummervollem Grübeln und konnte ihren Jungen nicht begreifen; wagte sie es einmal, ihren Mann nach Heinz zu fragen, so blieb er entweder ganz die Antwort schuldig oder hieß sie ihm mit dem Jungen ein für alle Mal nicht mehr zu kommen.

In Einem zwar unterschied er sich von der gemeinen Art der Männer: er bürdete der armen Mutter nicht die Schuld an diesen Übelständen auf; im Übrigen aber war mit Hans Adam jetzt kein leichter Hausverkehr.

Sommer und Herbst gingen hin, und je weiter die Zeit verrann, desto fester wurzelte der Groll in seinem Herzen; der Name seines Sohnes wurde im eigenen Hause nicht mehr ausgesprochen, und auch draußen scheute man sich nach Heinz zu fragen.

Schon wurde es wieder Frühling, als er eines Morgens von seiner Hausthür aus den Herrn Pastor mit der Peise am Baune seines Vorgartens stehen sah. Hans Kirch hatte Geschäfte weiter oben in der Straße und wollte mit stummem Hutrücken vorbeipassiren; aber der Nachbar Pastor rief mit aller Würde pfarramtlicher Überlegenheit ganz laut zu ihm hinüber: „Nun, Herr Kirch, noch immer keine Nachricht von dem Heinz?“

Hans Adam fuhr zusammen, aber er blieb stehen, die Frage war ihm lange nicht geboten worden. „Neden wir von was Anderem, wenn's gefällt, Herr Pastor!“ sagte er kurz und hastig.

Alein der Pastor fand sich zur Befolgung dieser Bitte nicht veranlaßt. „Mein lieber Herr Kirch, es ist nun fast

das zweite Jahr herum; Sie sollten sich doch einmal wieder um den Sohn bekümmern!"

„Ich dachte, Herr Pastor, nach dem vierten Gebote wär das umgekehrt!“

Der Pastor that die Pfeife aus dem Munde: „Aber nicht nach dem Gebote, in welchem nach des Herrn Wort die anderen all enthalten sind, und was wäre Euch näher, als Euer eigen Fleisch und Blut!“

„Weiß nicht, Ehrwürden,“ sagte Hans Kirch, „ich halte mich ans vierte.“

Es war etwas in seiner Stimme, das es dem Pastor räthlich machte, nicht mehr in diesem Tone fortzufahren. „Nun, nun,“ sagte er begütigend, „er wird ja schon wiederkehren, und wenn er kommt, er ist ja von Ihrer Art, Herr Nachbar, so wird es nicht mit leeren Händen sein!“

Etwas von dem Schmunzeln, das sich bei dieser letzten Rede auf des Pastors Antlitz zeigte, war doch auch auf das des Anderen übergegangen, und während sich der erstere mit einer grüßenden Handbewegung nach seinem Hause zurückwandte, trabte Hans Kirch munterer als seit lange die Straße hinauf nach seinem großen Speicher.

* * *

Es war am Tage danach, als der alte Postbote dieselbe Straße hinabschritt. Er ging rasch und hielt einen dicken Brief in der Hand, den er schon im Vorwege aus seiner Ledertasche hervorgeholt zu haben schien; aber ebenso rasch schritt, lebhaft auf ihn einredend, ein etwa sechzehnjähriges blondes Mädchen an seiner Seite. „Von einem guten Bekannten, sagst du? Nein, narre mich nicht länger, alter Marten! Sag's doch, von wem ist er denn?“

„Ei, du junger Dummbart,“ rief der Alte, indem er mit dem Briefe ihr vor den Augen gaukelte, „kann ich

das wissen? Ich weiß nur, an wen ich ihn zu bringen habe.“

„An wen, an wen denn, Marten?“

Er stand einen Augenblick und hielt die Schriftseite des Briefes ihr entgegen.

Die geöffneten Mädchenlippen versandten einen Laut, der nicht zu einem Wort gedieh.

„Von Heinz!“ kam es dann schüchtern hintennach, und wie eine helle Lohe brannte die Freude auf dem jungen Antlitz.

Der Alte sah sie freundlich an. „Von Heinz?“ wiederholte er schelmisch. „Ei, Wiebchen, mit den Augen ist das nicht darauf zu lesen!“

Sie sagte nichts; aber als er jetzt in der Richtung nach dem Kirchschen Hause zuschritt, lief sie noch immer nebenher.

„Nun?“ rief er, „du denkst wohl, daß ich auch für dich noch einen in der Tasche hätte?“

Da blieb sie plötzlich stehen, und während sie traurig ihr Köpfchen schüttelte, ging der Bote mit dem dicken Briefe fort.

Als er die Kirchsche Wohnung betrat, kam eben die Hausmutter mit einem dampfenden Schüsselchen aus der Küche; sie wollte damit in das Oberhaus, wo im Giebelstübchen die kleine Lina an den Masern lag. Aber Marten rief sie an: „Frau Kirch! Frau Kirch! Was geben Sie für diesen Brief?“

Und schon hatte sie die an ihren Mann gerichtete Adresse gelesen und die Schrift erkannt. „Heinz!“ rief auch sie, „o, von Heinz!“ und wie ein Jubel brach es aus dieser stillen Brust. Da kam von oben her die Kinderstimme: „Mutter! Mutter!“

„Gleich, gleich, mein Kind!“ Und nach einem dankbaren Nicken gegen den Boten flog sie die Treppen hin-

auf. „O Lina, Lina! Von Heinz, ein Brief von unserem Heinz!“

Im Wohnzimmer unten saß Hans Kirch an seinem Pulte, zwei aufgeschlagene Handelsbücher vor sich; er war mit seinem Verlustconto beschäftigt, das sich diesmal ungewöhnlich groß erwiesen hatte. Verdrießlich hörte er das laute Reden draußen, das ihn in seiner Rechnung störte; als der Postbote hereintrat, fuhr er ihn an: „Was treibt Er denn für Lärmen draußen mit der Frau?“

Statt einer Antwort überreichte Marten ihm den Brief.

Fast grollend betrachtete er die Aufschrift mit seinen scharfen Augen, die noch immer der Brille nicht bedurften. „Von Heinz,“ brummte er, nachdem er alle Stempel aufmerksam besichtigt hatte, „Zeit wär's denn auch einmal!“

Vergebens wartete der alte Marten, auch aus des Vaters Augen einen Freudenblick zu sehen; nur ein Zittern der Hand — wie er zu seinem Troste bemerkte — konnte dieser nicht bewältigen, als er jetzt nach einer Schere langte, um den Brief zu öffnen. Und schon hatte er sie angefaßt, als Marten seinen Arm berührte: „Herr Kirch, ich darf wohl noch um dreißig Schilling bitten!“

— „Wofür?“ — er warf die Schere hin — „ich bin der Post nichts schuldig!“

„Herr, Sie sehen ja wohl, der Brief ist nicht frankirt.“

Er hatte es nicht gesehen; Hans Adam biß die Zähne auf einander: dreißig Schillinge; warum denn auch nicht die noch zum Verlust geschrieben! Aber — die Bagatelle, die war's ja nicht; nein — was dahinter stand! Was hatte doch der Pastor neulich hingeredet? Er würde nicht mit leeren Händen kommen! Nicht mit leeren Händen! — Hans Adam lachte grimmig in sich hinein. — Nicht mal das Porto hatte er gehabt! Und der, der sollte im Magistrat den Sitz erobern, der für ihn, den Vater, sich zu hoch erwiesen hatte!

Hans Kirch saß stumm und starr an seinem Pulte; nur im Gehirne tobten ihm die Gedanken. Sein Schiff, sein Speicher, Alles, was er in so vielen Jahren schwer erworben hatte, stieg vor ihm auf und addirte wie von selber die stattlichen Summen seiner Arbeit. Und das, das Alles sollte er diesem ... Er dachte den Satz nicht mehr zu Ende; sein Kopf brannte, es brauste ihm vor die Ohren. „Lump!“ schrie er plötzlich, „so kommst du nicht in deines Vaters Haus!“

Der Brief war dem erschrockenen Boten vor die Füße geschleudert. „Nimm,“ schrie er, „ich kauf ihn nicht; der ist für mich zu theuer!“ Und Hans Kirch griff zur Feder und blätterte in seinen Contobüchern.

Der gutmüthige Alte hatte den Brief aufgehoben und versuchte bescheiden noch einige Überredung; aber der Hausherr trieb ihn fort, und er war nur froh, die Straße zu erreichen, ohne daß er der Mutter zum zweiten Mal begegnet wäre.

Als er seinen Weg nach dem Südende der Stadt fortsetzte, kam Wieb eben von dort zurück; sie hatte in einer Brennerei, welche hier das letzte Haus bildete, eine Bestellung ausgerichtet. Ihre Mutter war nach dem plötzlichen Tode „ihres Mannes zur See“ in aller Form Rechtsens die Frau „ihres Mannes auf dem Lande“ geworden und hatte mit diesem eine Matrosenschenke am Hafenplage errichtet. Viel Gutes wurde von der neuen Wirthschaft nicht geredet; aber wenn an Herbstabenden die über der Hausthür brennende rothe Lampe ihren Schein zu den Schiffen hinabwarf, so saß es da drinnen in der Schenkstube bald Kopf an Kopf, und der Brenner draußen am Stadtende hatte dort gute Kundenschaft.

Als Wieb sich dem alten Postboten näherte, bemerkte sie sogleich, daß er jetzt recht mürrisch vor sich hinsah; und dann — er hatte ja den Brief von Heinz noch immer in

der Hand. „Marten!“ rief sie — sie hätte es nicht lassen können — „der Brief, hast du ihn noch? War denn dein Vater nicht zu Hause?“

Marten machte ein grimmiges Gesicht. „Nein, Kind, dein Vater war wohl nicht zu Hause; der alte Hans Kirch war da; aber für den war der Brief zu theuer.“

Die blauen Mädchenaugen blickten ihn erschrocken an. „Zu theuer, Marten?“

— „Ja, ja; was meinst du, unter dreißig Schillingen war er nicht zu haben.“

Nach diesen Worten steckte Marten den Brief in seine Ledertasche und trat mit einem anderen, den er gleichzeitig hervorgezogen hatte, in das nächste Haus.

Wieb blieb auf der Gasse stehen. Einen Augenblick noch sah sie auf die Thür, die sich hinter dem alten Mann geschlossen hatte; dann, als käme ihr plötzlich ein Gedanke, griff sie in ihre Tasche und kimperte darin, als wie mit kleiner Silbermünze. Ja, Wieb hatte wirklich Geld in ihrer Tasche; sie zählte es sogar, und es war eine ganze Handvoll, die sie schon am Vormittage hinter dem Schenktisch eingenommen hatte. Zwar, es gehörte nicht ihr, das wußte sie recht wohl; aber was kümmerte sie das, und mochte ihre Mutter sie doch immer dafür schlagen! „Marten,“ sagte sie hastig, als dieser jetzt wieder aus dem Hause trat, und streckte eine Hand voll kleiner Münze ihm entgegen, „da ist das Geld, Marten; gib mir den Brief!“

Marten sah sie voll Verwunderung an.

„Gib ihn doch!“ drängte sie. „Hier sind ja deine dreißig Schillinge!“ Und als der Alte den Kopf schüttelte, sagte sie mit der freien Hand an seine Tasche: „O bitte, bitte, lieber Marten, ich will ihn ja nur einmal zusammen mit deiner Mutter lesen.“

„Kind,“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff und ihr freundlich in die angstvollen Augen blickte, „wenn's nach

mir ginge, so wollten wir den Handel machen; aber selbst der Postmeister darf dir keinen Brief verkaufen.“ Er wandte sich von ihr ab und schritt auf seinem Botenwege weiter.

Aber sie lief ihm nach, sie hing sich an seinen Arm, ihr einfältiger Mund hatte die holdesten Bitt- und Schmeichelworte für den alten Marten und ihr Kopf die allerdümmsten Einfälle; nur leihen sollte er ihr zum Mindesten den Brief; er sollte ihn ja noch heute Abend wieder haben.

Der alte Marten gerieth in große Bedrängniß mit seinem weichen Herzen; aber ihm blieb zuletzt nichts übrig, er mußte das Kind gewaltsam von sich stoßen.

Da blieb sie zurück; mit der Hand fuhr sie an die Stirn unter ihr goldblondes Haar, als ob sie sich besinnen müsse; dann ließ sie das Geld in ihre Tasche fallen und ging langsam dem Hafenplaz zu. Wer den Weg entgegenkam, sah ihr verwundert nach; denn sie hatte die Hände auf die Brust gepreßt und schluchzte überlaut.

* * *

Seitdem waren fünfzehn Jahre hingegangen. Die kleine Stadt erschien fast unverändert; nur daß für einen jungen Kaufherrn aus den alten Familien am Markt ein neues Haus erbaut war, daß Telegraphendrähte durch die Gassen liefen und auf dem Posthausshilde jetzt mit goldenen Buchstaben „Kaiserliche Reichspost“ zu lesen war; wie immer rollte die See ihre Wogen an den Strand, und wenn der Nordwest vom Ostnordost gejagt wurde, so spülte das Hochwasser an die Mauern der Brennerei, die auch jetzt noch in der rothen Laterne ihre beste Kundschaft hatte; aber das Ende der Eisenbahn lag noch manche Meile landwärts hinter dem Hügelzuge, sogar auf dem Bürgermeisterstuhle saß trotz der neuen Segnungen noch im guten alten Stile ein studirter Mann, und der Magistrat behauptete sein altes

Ansehen, wemgleich die Senatoren jetzt in „Stadträthe“ und die Deputirten in „Stadtverordnete“ verwandelt waren; die Abschaffung der Bürgerglocke als eines alten Topfes war in der Stadtverordneten-Versammlung von einem jungen Mitgliede zwar in Vorschlag gebracht worden, aber zwei alte Herren hatten ihr das Wort geredet: die Glocke hatte sie in ihrer Jugend vor manchem dummen Streich nach Haus getrieben; weshalb sollte jetzt das junge Volk und das Gefinde nicht in gleicher Zucht gehalten werden? Und nach wie vor, wenn es zehn vom Thurm geschlagen hatte, hinmelte die kleine Glocke hinterdrein und schreckte die Pärchen aus einander, welche auf den Markt am Brunnen schwaigten.

Nicht so unverändert war das Kirchliche Haus geblieben. Heinz war nicht wieder heimgekommen; er war verschollen; es fehlte nur, daß er auch noch gerichtlich für todt erklärt worden wäre; von den jüngeren Leuten wußte Mancher kaum, daß es hier jemals einen Sohn des alten Kirch gegeben habe. Damals freilich, als der alte Marten den Vorfall mit dem Briefe bei seinen Gängen mit herumgetragen hatte, war von Vater und Sohn genug geredet worden; und nicht nur von diesen, auch von der Mutter, von der man niemals redete, hatte man erzählt, daß sie derzeit, als es endlich auch ihr von draußen zugetragen worden, zum ersten Mal sich gegen ihren Mann erhoben habe. „Hans! Hans!“ so hatte sie ihn angesprochen, ohne der Magd zu achten, die an der Küchentür gelauscht hatte; „daß ohne mich zu thun, war nicht dein Recht! Nun können wir nur beten, daß der Brief nicht zu dem Schreiber wiederkehre; doch Gott wird ja so schwere Schuld nicht auf dich laden.“ Und Hans Adam, während ihre Augen voll und thränenlos ihn angesehen, hatte hierauf nichts erwidert, nicht ein Sterbenswörtlein; sie aber hatte nicht nur gebetet; überall hin, wenn auch stets vergebens, hatte sie nach ihrem Sohne for-

ichen lassen; die Kosten, die dadurch verursacht wurden, entnahm sie ohne Scheu den kleineren Klassen, welche sie verwaltete; und Hans Adam, obgleich er bald deß inne wurde, hatte sie still gewähren lassen. Er selbst that nichts dergleichen; er sagte es sich beharrlich vor, der Sohn, ob brieflich oder in Person, müsse anders oder niemals wieder an die Thür des Elternhauses klopfen.

Und der Sohn hatte niemals wieder angeklopft. Hans Adams Haar war nur um etwas rascher grau geworden; der Mutter aber hatte endlich das stumme Leid die Brust zernagt, und als die Tochter aufgewachsen war, brach sie zusammen. Nur eins war stark in ihr geblieben, die Zuversicht, daß ihr Heinz einst wiederkehren werde; doch auch die trug sie im Stillen. Erst da ihr Leben sich rasch zu Ende neigte, nach einem heftigen Anfall ihrer Schwäche, trat es einmal über ihre Lippen. Es war ein frostheller Weihnachtsmorgen, als sie, von der Tochter gestützt, mühsam die Treppe nach der oben belegenen Schlafkammer emporstieg. Eben, als sie auf halbem Wege, tief aufathmend und wie hilflos um sich blickend, gegen das Geländer lehnte, brach die Winter Sonne durch die Scheiben über der Hausthür und erleuchtete mit ihrem blassen Schein den dunklen Flur. Da wandte die franke Frau den Kopf zu ihrer Tochter: „Lina,“ sagte sie geheimnißvoll, und ihre matten Augen leuchteten plötzlich in beängstigender Berklärung, „ich weiß es, ich werde ihn noch wiedersehen! Er kommt einmal so, wenn wir es gar nicht denken!“

„Meinst du, Mutter?“ frug die Tochter fast erschrocken.

„Mein Kind, ich meine nicht; ich weiß es ganz gewiß!“

Dann hatte sie ihr lächelnd zugewinkt; und bald lag sie zwischen den weißen Linnen ihres Bettes, welche in wenigen Tagen ihren todten Leib umhüllen sollten.

In dieser letzten Zeit hatte Hans Kirch seine Frau fast keinen Augenblick verlassen; der Bursche, der ihm sonst im

Geschäfte nur zur Hand ging, war schier verwirrt geworden über die ihn plötzlich treffende Selbstverantwortlichkeit; aber auch jetzt wurde der Name des Sohnes zwischen den beiden Eltern nicht genannt; nur da die schon erlöschenden Augen der Sterbenden weit geöffnet und wie suchend in die leere Kammer blickten, hatte Hans Kirch, als ob er ein Versprechen gebe, ihre Hand ergriffen und gedrückt; dann hatten ihre Augen sich zur letzten Lebensruhe zugethan.

Aber wo war, was trieb Heinz Kirch in der Stunde, als seine Mutter starb?

* * *

Ein paar Jahre weiter, da war der spitze Giebel des Kirchschen Hauses abgebrochen und statt dessen ein volles Stockwerk auf das Erdgeschoß gesetzt worden; und bald haufete eine junge Wirthschaft in den neuen Zimmern des Oberbaues; denn die Tochter hatte den Sohn eines wohlhabenden Bürgers aus der Nachbarstadt geheirathet, der dann in das Geschäft ihres Vaters eingetreten war. Hans Kirch begnügte sich mit den Räumen des alten Unterbaues; die Schreibstube neben der Hausthür bildete zugleich sein Wohnzimmer. Dahinter, nach dem Hofe hinaus, lag die Schlafkammer; so saß er ohne viel Treppensteigen mitten im Geschäft und konnte trotz des anrückenden Greisenalters und seines jungen Partners die Fäden noch in seinen Händen halten. Anders stand es mit der zweiten Seite seines Wesens; schon mehrmals war ein Wechsel in den Magistratspersonen eingetreten, aber Hans Kirch hatte keinen Finger darum gerührt; auch, selbst wenn er darauf angesprochen worden, kein Für oder Wider über die neuen Wahlen aus seinem Munde gehen lassen.

Dagegen schlenderte er jetzt oft, die Hände auf dem Rücken, bald am Hafen, bald in den Bürgerpark, während er sonst auf alle Spaziergänger nur mit Verachtung herab-

gesehen hatte. Bei anbrechender Dämmerung konnte man ihn wohl auch draußen über der Bucht auf dem hohen Ufer sitzen sehen; er blickte dann in die offene See hinaus und schien keinen der Wenigen, die vorübergingen, zu bemerken. Traf es sich, daß aus dem Abendroth ein Schiff hervorbrach und mit vollen Segeln auf ihn zuzukommen schien, dann nahm er seine Mütze ab und strich mit der anderen Hand sich zitternd über seinen grauen Kopf. — Aber nein, es geschahen ja keine Wunder mehr; weshalb sollte denn auch Heinz auf jenem Schiffe sein? — Und Hans Kirch schüttelte sich und trat fast zornig seinen Heimweg an.

Der ganze Ehrgeiz des Hauses schien jedenfalls, wenn auch in anderer Form, jetzt von dem Tochtermann vertreten zu werden; Herr Christian Martens hatte nicht geruht, bis die Familie unter den Mitgliedern der Harmoniegesellschaft figurirte, von der bekannt war, daß nur angesehenere Bürger zugelassen wurden. Der junge Ehemann war, wovon der Schwiegervater sich zeitig und gründlich überzeugt hatte, ein treuer Arbeiter und keineswegs ein Verschwender; aber — für einen feinen Mann gelten, mit den Honoratioren einen vertraulichen Händedruck wechseln, etwa noch eine schwergoldene Kette auf brauner Sammetweste, das mußte er daneben haben. Hans Kirch zwar hatte anfangs sich gesträubt; als ihm jedoch in einem stillen Nebenstübchen eine solide Partie „Sechsendsechzig“ mit ein paar alten seebefahrenen Herren eröffnet wurde, ging auch er mit seinen Kindern in die Harmonie.

So war die Zeit verfloßen, als an einem sonnigen Vormittage im September Hans Kirch vor seiner Hausthür stand; mit seinem krummen Rücken, seinem hängenden Kopfe, und wie gewöhnlich beide Hände in den Taschen. Er war eben von seinem Speicher heimgekommen; aber die Neugier hatte ihn wieder hinausgetrieben, denn durchs Fenster hatte er links hin auf dem Markte, wo sonst nur Hühner und

Kinder liefen, einen großen Haufen erwachsener Menschen, Männer und Weiber, und offenbar in lebhafter Unterhaltung mit einander wahrgenommen; er hielt die Hand ans Ohr, um etwas zu erhorchen; aber sie standen ihm doch zu fern. Da löste sich ein starkes, aber anscheinend hochbetagtes Frauenzimmer aus der Menge; sie mochte halb erblindet sein, denn sie fühlte mit einem Krückstock vor sich hin; gleichwohl kam sie bald rasch genug gegen das Kirchsche Haus daher gewandert. „Zule!“ brummte Hans Adam. „Was will Zule?“

Seitdem der Bruder ihr vor einigen Jahren ein größeres Darlehen zu einem Einkauf abgeschlagen hatte, waren Wort und Gruß nur selten zwischen ihnen gewechselt worden; aber jetzt stand sie vor ihm; schon von Weitem hatte sie ihm mit ihrer Krücke zugewinkt. Im ersten Antriebe hatte er sich umwenden und in sein Haus zurückgehen wollen; aber er blieb doch. „Was willst du, Zule?“ frug er. „Was veraccordiren die da auf dem Markt?“

„Was die veraccordiren, Hans? Ja, leihst du mir jetzt die hundert Thaler, wenn ich dir's erzähle?“

Er wandte sich jetzt wirklich, um ins Haus zu treten.

„Nun, bleib nur!“ rief sie. „Du sollst's umsonst zu wissen kriegen; dein Heinz ist wieder da!“

Der Alte zuckte zusammen. „Wo? Was?“ stieß er hervor und fuhr mit dem Kopf nach allen Seiten. Die Speckhökerin sah mit Vergnügen, wie seine Hände in den weiten Taschen schlotterten.

„Wo?“ wiederholte sie und schlug den Bruder auf den krummen Rücken. „Komm zu dir, Hans! Hier ist er noch nicht; aber in Hamburg, beim Schlafbaas in der Johannisstraße!“

Hans Kirch stöhnte. „Weibergewäsch!“ murmelte er. „Siebzehn Jahre fort; der kommt nicht wieder — der kommt nicht wieder.“

Aber die Schwester ließ ihn nicht los. „Kein Weibergewäsch, Hans! Der Fricke Reimers, der mit ihm in Schlafstelle liegt, hat's nach Haus geschrieben!“

„Ja, Zule, der Fricke Reimers hat schon mehr gelogen!“

Die Schwester schlug die Arme unter ihrem vollen Busen um einander. „Bitterst du schon wieder für deinen Geldsack?“ rief sie höhrend. „Ei nun, für dreißig Reichsgulden haben sie unsern Herrn Christus verrathen, so konntest du dein Fleisch und Blut auch wohl um dreißig Schillinge verstoßen. Aber jetzt kannst du ihn alle Tage wieder haben! Rathsherr freilich wird er nun wohl nicht mehr werden; du mußt ihn nun schon nehmen, wie du ihn dir selbst gemacht hast!“

Aber die Faust des Bruders packte ihren Arm; seine Lippen hatten sich zurückgezogen und zeigten das noch immer starke vollzählige Gebiß. „Nero! Nero!“ schrie er mit heiserer Stimme in die offene Hausthür, während sogleich das Aufrichten des großen Haushundes drinnen hörbar wurde. „Weib, verdammtes, soll ich dich mit Hunden von der Thür heßen!“

Frau Zules sittliche Entrüstung mochte indessen nicht so tief gegangen sein; hatte sie doch selbst vor einem halben Jahre ihre einzige Tochter fast mit Gewalt an einen reichen Trunkenbold verheirathet, um von seinen Capitalien in ihr Geschäft zu bringen; es hatte sie nur gereizt, ihrem Bruder, wie sie später meinte, für die hundert Thaler auch einmal etwas auf den Stock zu thun. Und so war sie denn schon dabei, ihm wieder gute Worte zu geben, als vom Markte her ein älterer Mann zu den Geschwistern trat. Es war der Krämer von der Ecke gegenüber. „Kommt, Nachbar,“ sagte dieser, indem er Hans Adams Hand faßte, „wir wollen in Ihr Zimmer gehen; das gehört nicht auf die Straße!“

Frau Zule nickte ein paar Mal mit ihrem dicken Kopfe. „Das meine ich auch, Herr Rickerts,“ rief sie, indem sie sich

mit ihrem Krückstocke nach der Straße hinunterfühlte; „erzählen Sie's ihm besser; seiner Schwester hat er es nicht glauben wollen! Aber, Hans, wenn's dir an Reifegeld nach Hamburg fehlen sollte?“

Sie bekam keine Antwort; Herr Rickerts trat mit dem Bruder schon in dessen Zimmer. „Sie wissen es also, Nachbar!“ sagte er; „es hat seine Richtigkeit; ich habe den Brief von Fritze Reimers selbst gelesen.“

Hans Kirch hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt und starrte, mit den Händen auf den Knien, vor sich hin. „Von Fritze Reimers?“ frug er dann. „Aber Fritze Reimers ist ein Windsack, ein rechter Weißfisch!“

„Das freilich, Nachbar, und er hat auch diesmal seine eigene Schande nach Haus geschrieben. Beim Schlafbaas in der Johannismacht haben sie Abends in der Schenkstube beisammen gefessen, deutsche Seeleute, aber aus allen Meeren, Fritze Reimers und noch zwei andere unserer Jungs mit dazwischen. Nun haben sie geredet über woher und wohin; zuletzt, wo ein jeder von ihnen denn zuerst die Wand beschrien habe. Als an den Reimers dann die Reihe gekommen ist, da hat er — Sie kennen's ja wohl, Nachbar — das dumme Lied gesungen, worin sie den großen Fisch an unserem Rathhaus in einen elenden Bütt verwandelt haben; kaum aber ist das Wort heraus gewesen, so hat vom anderen Ende des Tisches Einer gerufen: ‚Das ist kein Bütt, das ist der Schwanz von einem Buzkopf, und der ist doppelt so lang als Arm und Bein bei dir zusammen!‘

„Der Mann, der das gesprochen hat, ist vielleicht um zehn Jahre älter gewesen als unsere Jungs, die da mitgefessen, und hat sich John Smidt genannt.

„Fritze Reimers aber hat nicht geantwortet, sondern weiter fortgesungen, wie es in dem Liede heißt: ‚Und sie handeln, sagt er, da mit Macht, sagt er; hab'n zwei Böte, sagt er, und ne Sacht!‘“

„Der Schnösel!“ rief Hans Kirch; „und sein Vater hat bis an seinen Tod auf meinem Schoner gefahren!“

„Ja, ja, Nachbar; der John Smidt hat auch auf den Tisch geschlagen. ‚Pfui für den Vogel, der sein eigen Nest beschmutzt!‘“

„Recht so!“ sagte Hans Kirch; „er hätte ihn nur auf seinen dünnen Schädel schlagen sollen!“

„Das that er nicht; aber als der Reimers ihm zugerufen, was er dabei denn mitzureden habe, da —“

Hans Kirch hatte des Anderen Arm gefaßt. „Da?“ wiederholte er.

„Ja, Nachbar“ — und des Erzählers Stimme wurde leiser — „da hat John Smidt gesagt, er heiße eigentlich Heinz Kirch, und ob er denn auch nun noch etwas von ihm kaufen wolle. — Sie wissen es ja, Nachbar, unsere Jungen geben sich da drüben manchmal andere Namen, Smidt oder Mayer, oder wie es eben kommen mag, zumal wenn's mit dem Feuerwechsel nicht so ganz in Ordnung ist. Und dann, ich bin ja erst seit sechzehn Jahren hier; aber, nach Hörensagen, es muß Ihrem Heinz schon ähnlich sehen, das!“

Hans Kirch nickte. Es wurde ganz still im Zimmer, nur der Perpendikel der Wanduhr tickte; dem alten Schiffer war, als fühle er eine erkaltende Hand, die den Druck der seinigen erwarte.

Der Krämer brach zuerst das Schweigen. „Wann wollen Sie reisen, Nachbar?“ frug er.

„Heute Nachmittag,“ sagte Hans Kirch und suchte sich so gerade wie möglich aufzurichten.

— „Sie werden gut thun, sich reichlich mit Geld zu versehen; denn die Kleidung Ihres Sohnes soll just nicht im besten Stande sein.“

Hans Kirch zuckte. „Ja, ja; noch heute Nachmittag.“

* * *

Dies Gespräch hatte eine Zuhörerin gehabt; die junge Frau, welche zu ihrem Vater wollte, hatte vor der halb-offenen Thür des Bruders Namen gehört und war aufhorchend stehen geblieben. Jetzt flog sie, ohne einzutreten, die Treppe wieder hinauf nach ihrem Wohnzimmer, wo eben ihr Mann, am Fenster sitzend, sich zu besonderer Ergözung eine Havanna aus dem Sonntagskästchen angezündet hatte. „Heinz!“ rief sie jubelnd ihm entgegen, wie vor Zeiten ihre Mutter es gerufen hatte, „Nachricht von Heinz! Er lebt, er wird bald bei uns sein!“ Und mit überstürzenden Worten erzählte sie, was sie unten im Flur erlauscht hatte. Plötzlich aber hielt sie inne und sah auf ihren Mann, der nachdenklich die Rauchwölkchen vor sich hinblies.

„Christian!“ rief sie und kniete vor ihm hin; „mein einziger Bruder! Freust du dich denn nicht?“

Der junge Mann legte die Hand auf ihren Kopf: „Verzeih mir, Lina; es kam so unerwartet; dein Bruder ist für mich noch gar nicht dagewesen; es wird ja nun so Vieles anders werden.“ Und behutsam und verständig, wie es sich für einen wohlbedenkenden Mann geziemt, begann er dann ihr darzulegen, wie durch diese nicht mehr vermuthete Heimkehr die Grundlagen ihrer künftigen Existenz beschränkt, ja vielleicht erschüttert würden. Daß seinerseits die Verschollenheit des Haussohnes, wenn auch ihm selbst kaum eingestanden, wenigstens den zweiten Grund zum Werben um Hans Adams Tochter abgegeben habe, das ließ er freilich nicht zu Worte kommen, so aufdringlich es auch jetzt vor seiner Seele stand.

Frau Lina hatte aufmerksam gehört. Da aber ihr Mann jetzt schwieg, schüttelte sie nur lächelnd ihren Kopf: „Du sollst ihn nur erst kennen lernen; o, Heinz war niemals eigennützig.“

Er sah sie herzlich an. „Gewiß, Lina; wir müssen uns darein zu finden wissen; um desto besser, wenn er wiederkehrt, wie du ihn einst gekannt hast.“

Die junge Frau schlug den Arm um ihres Mannes Nacken: „O, du bist gut, Christian! Gewiß, ihr werdet Freunde werden!“

Dann ging sie hinaus; in die Schlafkammer, in die beste Stube, an den Herd; aber ihre Augen blickten nicht mehr so froh, es war auf ihre Freude doch ein Reif gefallen. Nicht, daß die Bedenken ihres Mannes auch ihr Herz bedrängten; nein, aber daß so etwas überhaupt nur sein könne; sie wußte selber kaum, weshalb ihr Alles jetzt so öde schien.

* * *

Einige Tage später war Frau Lina beschäftigt, in dem Oberbau die Kammer für den Bruder zu bereiten; aber auch heute war ihr die Brust nicht freier. Der Brief, worin der Vater sein und des Sohnes Ankunft gemeldet hatte, enthielt kein Wort von einem frohen Wiedersehen zwischen beiden; wohl aber ergab der weitere Inhalt, daß der Wiedergefundene sich anfangs unter seinem angenommenen Namen vor dem Vater zu verbergen gesucht habe und diesem wohl nur widerstrebend in die Heimath folgen werde.

Als dann an dem bezeichneten Sonntagabend das junge Ehepaar zu dem vor dem Hause haltenden Wagen hinausgetreten war, sahen sie bei dem Lichtschein, der aus dem offenen Flur fiel, einen Mann herabsteigen, dessen wetterhartes Antlitz mit dem röthlichen Vollbart und dem kurzgeschorenen braunen Haupthaar fast einen Bierziger anzudeuten schien; eine Narbe, die über Stirn und Augen lief, mochte indessen dazu beitragen, ihn älter erscheinen zu lassen, als er wirklich war. Nach ihm kletterte langsam Hans Kirch vom Wagen. „Nun, Heinz,“ sagte er, nach einander auf die Genannten hinweisend, „das ist deine Schwester Lina und das ihr Mann Christian Martens; ihr müßt euch zu vertragen suchen.“

Ebenso nach einander streckte diesen jetzt Heinz die Hand entgegen und schüttelte die ihre kurz mit einem trockenen: „Very well.“ Er that dies mit einer unbeholfenen Verlegenheit; mochte die Art seiner Heimkehr ihn bedrücken, oder fühlte er eine Zurückhaltung in der Begrüßung der Geschwister; denn freilich, sie hatten von dem Wiederkehrenden sich ein anderes Bild gemacht.

Nachdem Alle in das Haus getreten waren, geleitete Frau Lina ihren Bruder die Treppe hinauf nach seiner Kammer. Es war nicht mehr dieselbe, in der er einst als Knabe geschlafen hatte, es war hier oben ja Alles neu geworden; aber er schien nicht darauf zu achten. Die junge Frau legte das Reisegepäck, das sie ihm nachgetragen hatte, auf den Fußboden. „Hier ist dein Bett,“ sagte sie dann, indem sie die weiße Schutzdecke abnahm und zusammenlegte; „Heinz, mein Bruder, du sollst recht sanft hier schlafen!“

Er hatte den Rock abgeworfen und war mit aufgestreiften Ärmeln an den Waschtisch getreten. Jetzt wandte er rasch den Kopf, und seine braunen blitzenden Augen ruhten in den ihren. „Dank, Schwester,“ sagte er. Dann tauchte er den Kopf in die Schale und sprudelte mit dem Wasser umher, wie es wohl Leuten eigen ist, die dergleichen im Freien zu verrichten pflegen. Die Schwester, am Thürpfosten lehrend, sah dem schweigend zu; ihre Frauenaugen musterten des Bruders Kleidung, und sie erkannte wohl, daß Alles neu geschafft sein mußte; dann blieben ihre Blicke auf den braunen jehnigen Armen des Mannes haften, die noch mehr Narben zeigten als das Antlitz. „Armer Heinz,“ sagte sie, zu ihm hinübernickend; „die müssen schwere Arbeit gethan haben!“

Er sah sie wieder an; aber diesmal war es ein wildes Feuer, das aus seinen Augen brach. „Demonio!“ rief er, die aufgestreckten Arme schüttelnd; „allerlei Arbeit, Schwe-

ster! Aber — basta y basta!“ Und er tauchte wieder den Kopf in die Schale und warf das Wasser über sich, als müsse er, Gott weiß was, herunterspülen.

Beim Abendthee, den die Familie zusammen einnahm, wollte eine Unterhaltung nicht recht gerathen. „Ihr seid weit umhergekommen, Schwager,“ jagte nach einigen vergeblichen Anläufen der junge Ehemann; „Ihr müßt uns viel erzählen.“

„Weit genug,“ erwiderte Heinz; aber zum Erzählen kam es nicht; er gab nur kurze allgemeine Antwort.

„Laß ihn, Christian!“ mahnte Frau Lina; „er muß erst eine Nacht zu Haus geschlafen haben.“ Dann aber, damit es am ersten Abend nicht gar zu stille werde, begann sie selbst die wenigen Erinnerungen aus des Bruders Jugendjahren auszukramen, die sie nach eigenem Erlebniß oder den Erzählungen der Mutter noch bewahrte.

Heinz hörte ruhig zu. „Und dann,“ fuhr sie fort, „damals, als du dir den großen Anker mit deinem Namen auf den Arm geätzt hattest! Ich weiß noch, wie ich schrie, als du so verbrannt nach Hause kamst, und wie dann der Physicus geholt wurde. Aber“ — und sie stutzte einen Augenblick — „war es denn nicht auf dem linken Unterarm?“

Heinz nickte: „Mag wohl sein; das sind so Jungensstreiche.“

„Aber Heinz, — es ist ja nicht mehr da; ich meinte, so was könne nie vergehen!“

„Muß doch wohl, Schwester; sind ver-teufelte Krankheiten da drüben; man muß schon oft zufrieden sein, wenn sie Einem nicht gar die Haut vom Leibe ziehen.“

Hans Kirch hatte nur ein halbes Ohr nach dem, was hier gesprochen wurde. Noch mehr als sonst in sich zusammengesunken, verzehrte er schweigend sein Abendbrot; nur bisweilen warf er von unten auf einen seiner scharfen Blicke

auf den Heimgekehrten, als wolle er prüfen, was mit diesem Sohn noch zu beginnen sei.

— — Aber auch für die folgenden Tage blieb dies wortfarge Zusammensein. Heinz erkundigte sich weder nach früheren Bekannten, noch sprach er von dem, was weiter denn mit ihm geschehen solle. Hans Adam frug sich, ob der Sohn das erste Wort von ihm erwarte, oder ob er überhaupt nicht an das Morgen denke; „ja, ja,“ murmelte er dann und nickte heftig mit seinem grauen Kopfe; „er ist's ja siebzehn Jahre so gewohnt geworden.“

Aber auch heimisch schien Heinz sich nicht zu fühlen. Hatte er kurze Zeit im Zimmer bei der Schwester seine Cigarre geraucht, so trieb es ihn wieder fort; hinab nach dem Hafen, wo er dem oder jenem Schiffer ein paar Worte zurief, oder nach dem großen Speicher, wo er theilnahmslos dem Abladen der Steinkohlen oder anderen Arbeiten zusah. Ein paar Mal, da er unten im Comptor gesessen, hatte Hans Kirch das eine oder andere der Geschäftsbücher vor ihm aufgeschlagen, damit er von dem gegenwärtigen Stande des Hauses Einsicht nehme; aber er hatte sie jedesmal nach kurzem Hin- und Herblättern wie etwas Fremdes wieder aus der Hand gelegt.

In Einem aber schien er, zur Beruhigung des jungen Ehemannes, der Schilderung zu entsprechen, die Frau Lina an jenem Vormittage von ihrem Bruder ihm entworfen hatte: an eine Ausnutzung seiner Sohnesrechte schien der Heimgekehrte nicht zu denken.

Und noch ein Zweites war dem Frauenauge nicht entgangen. Wie der Bruder einst mit ihr, der so viel jüngeren Schwester, sich herumgeschleppt, ihr erzählt und mit ihr gespielt hatte, mit ihr — und wie sie von der Mutter wußte — früher auch mit einer Anderen, der er bis jetzt mit keinem Worte nachgefragt, und von der zu reden sie vermieden hatte, in gleicher Weise ließ er jetzt, wenn er am Nachmit-

tage draußen auf dem Beischlag saß, den kleinen Sohn des Krämers auf seinem Schoß umherklettern und sich Bart und Haar von ihm zerzausen; dann konnte er auch lachen, wie Frau Lina meinte es einst im Garten oder auf jenen Sonntagswanderungen mit der Mutter von ihrem Bruder Heinz gehört zu haben. Schon am zweiten Tage, da sie eben in Hut und Tuch aus der Hausthür zu ihm treten wollte, hatte sie ihn so getroffen. Der kleine Bube stand auf seinen Knien und hielt ihn bei der Nase: „Du willst mir was vorlügen, du großer Schiffer!“ sagte er und schüttelte derb an ihm herum.

„Nein, nein, Karl, by Jove, es giebt doch Meerfrauen; ich habe sie ja selbst gesehen.“

Der Knabe ließ ihn los. „Wirklich? Kann man die denn heirathen?“

„Oho, Junge! Freilich kann man das! Da drüben in Texas, könntst allerlei da zu sehen bekommen, kannte ich Einen, der hatte eine Meerfrau; aber sie mußte immer in einer großen Wassertonne schwimmen, die in seinem Garten stand.“

Die Augen des kleinen Burschen leuchteten; er hatte nur einmal einen jungen Seehund so gesehen, und dafür hatte er einen Schilling zahlen müssen. „Du,“ sagte er heimlich und nickte seinem bärtigen Freunde zu, „ich will auch eine Wasserfrau heirathen, wenn ich groß geworden bin!“

Heinz sah nachdenklich den Knaben an. „Thu das nicht, Karl; die Wasserfrauen sind falsch; bleib lieber in deines Vaters Store und spiel mit deines Nachbarn Kaze.“

Die Hand der Schwester legte sich auf seine Schulter: „Du wolltest mit mir zu unserer Mutter Grabe!“

Und Heinz setzte den Knaben zur Erde und ging mit Frau Lina nach dem Kirchhof. Ja, er hatte sich später auch von ihr bereden lassen, den alten Pastor, der jetzt mit

einer Magd im großen Pfarrhaus wirthschaftete, und sogar auch Tante Zule zu besuchen, um die der Knabe Heinz sich wenig einst gekümmert hatte.

*
*
*

So war der Sonntagvormittag herangekommen, und die jungen Eheleute rüsteten sich zum gewohnten Kirchgang; auch Heinz hatte sich bereit erklärt. Hans Kirch war am Abend vorher besonders schweigsam gewesen, und die Augen der Tochter, die ihn kannte, waren mehrmals angstvoll über des Vaters Antlitz hingestreift. Jetzt kam es ihr wie eine Beruhigung, als sie ihn vorhin den großen Flurschrank hatte öffnen und wieder schließen hören, aus dem er selber seinen Sonntagsrock hervorzuholen pflegte.

Als aber bald danach die drei Kirchgänger in das untere Zimmer traten, stand Hans Kirch, die Hände auf dem Rücken, in seiner täglichen Kleidung an dem Fenster und blickte auf die leere Gasse; Hut und Sonntagsrock lagen wie unordentlich hingeworfen auf einem Stuhl am Bulte.

„Vater, es ist wohl an der Zeit!“ erinnerte Frau Lina schüchtern.

Hans Adam hatte sich umgewandt. „Geht nur!“ sagte er trocken, und die Tochter sah, wie seine Lippen zitterten, als sie sich über den starken Zähnen schlossen.

„Wie, du willst nicht mit uns, Vater?“

— „Heute nicht, Lina!“

„Heute nicht, wo Heinz nun wieder bei uns ist?“

„Nein, Lina,“ er sprach die Worte leise, aber es war, als müsse es gleich danach hervorbrechen; „ich mag heut nicht allein in unseren Schifferstuhl.“

„Aber, Vater, du thust das ja immer,“ sprach Frau Lina zägend; „Christian sitzt ja auch stets unten bei mir.“

— „Ei was, dein Mann, dein Mann!“ — und ein

zorniger Blick schoß unter den buschigen Brauen zu seinem Sohn hinüber, und seine Stimme wurde immer lauter — „dein Mann gehört dahin; aber die alten Matrosen, die mit fünfunddreißig Jahren noch fremde Capitäne ihres Vaters Schiffe fahren lassen, die längst ganz anderswo noch sitzen sollten, die mag ich nicht unter mir im Kirchstuhl sehen!“

Er schwieg und wandte sich wieder nach dem Fenster, und Niemand hatte ihm geantwortet; dann aber legte Heinz das Gesangbuch, das seine Schwester ihm gegeben hatte, auf das Pult. „Wenn's nur das ist, Vater,“ sagte er, „der alte Matrose kann zu Hause bleiben; er hat so manchen Sonntag nur den Wind in den Tauen pfeifen hören.“

Aber die Schwester ergriff des Bruders, dann des Vaters Hände. „Heinz! Vater! Laßt das ruhen jetzt! Hört zusammen Gottes Wort; ihr werdet mit guten Gedanken wiederkommen, und dann redet mit einander, was nun weiter werden soll!“ Und wirklich, mochte es nun den heftigen Mann beruhigt haben, daß er, zum mindesten vorläufig, sich mit einem Worte Luft geschafft, — was sie selber nicht erwartet hatte, sie brachte es dahin, daß Beide in die Kirche gingen.

Aber Hans Kirch, während unten, wie ihm nicht entging, sich Aller Blicke auf den Heimgekehrten richteten, saß oben unter den anderen alten Capitänen und Rhedern und starrte, wie einst, nach der Marmorbüste des alten Commandeurs; das war auch ein Stadtjunge gewesen, ein Schulmeisterssohn, wie Heinz ein Schulmeistersknecht; wie anders war der heimgekommen!

— — Eine Unterredung zwischen Vater und Sohn fand weder nach dem Kirchgang, noch am Nachmittage statt. Am Abend zog Frau Lina den Bruder in ihre Schlafkammer: „Nun, Heinz, hast du mit Vater schon gesprochen?“

Er schüttelte den Kopf: „Was soll ich mit ihm sprechen, Schwester?“

— „Du weißt es wohl, Heinz; er will dich droben in der Kirche bei sich haben. Sag ihm, daß du dein Steuer-mannsexamen machen willst; warum hast du es nicht längst gesagt?“

Ein verächtliches Lachen verzerrte sein Gesicht: „Ist das eine Gewaltssache mit dem alten Schifferstuhl!“ rief er. „Todos diabolos, ich alter Kerl noch auf der Schulbank! Denk wohl, ich habe manche alte Bark auch ohne das gesteuert!“

Sie sah ihn furchtsam an; der Bruder, an den sie sich zu gewöhnen anfang, kam ihr auf einmal fremd, ja unheimlich vor. „Gesteuert?“ wiederholte sie leise; „wohin hast du gesteuert, Heinz? Du bist nicht weit gekommen.“

Er blickte eine Weile seitwärts auf den Boden; dann reichte er ihr die Hand. „Mag sein, Schwester,“ sagte er ruhig; „aber — ich kann noch nicht wie ihr; muß mich immer erst besinnen, wo ich hinzutreten habe; kennt das nicht, ihr alle nicht, Schwester! Ein halbes Menschenleben, — ja, rechne, noch mehr als ein halbes Menschenleben kein ehrlich Hausdach überm Kopf; nur wilde See oder wildes Volk oder beides mit einander! Ihr kennt das nicht, sag ich, das Geschrei und das Gefluche, mein eigenes mit darunter; ja, ja, Schwester, mein eigenes auch, es lärmt mir noch immer in die Ohren; laßt's erst stiller werden, sonst — es geht sonst nicht!“

Die Schwester hing an seinem Halse. „Gewiß, Heinz, gewiß, wir wollen Geduld haben; o, wie gut, daß du nun bei uns bist!“

* *

Plötzlich, Gott weiß woher, tauchte ein Gerücht auf und wanderte emsig von Thür zu Thür: der Heimgekehrte sei gar nicht Heinz Kirch, es sei der Hasselfritz, ein Knabe aus dem Armenhause, der gleichzeitig mit Heinz zur See gegang-

gen war und gleich diesem seitdem nichts von sich hatte hören lassen. Und jetzt, nachdem es eine kurze Weile darum herumgeschlichen, war es auch in das Kirchsche Haus gedrungen. Frau Lina griff sich mit beiden Händen an die Schläfen; sie hatte durch die Mutter wohl von jenem Anderen gehört; wie Heinz hatte er braune Augen und braunes Haar gehabt und war wie dieser ein kluger wilder Bursch gewesen; sogar eine Ähnlichkeit hatte man derzeit zwischen ihnen finden wollen. Wenn alle Freude nun um nichts sein sollte, wenn es nun nicht der Bruder wäre! Eine helle Röthe schlug ihr ins Gesicht: sie hatte ja an dieses Menschen Hals gehangen, sie hatte ihn geküßt — Frau Lina vermied es plötzlich ihn zu berühren; verstohlen aber und desto öfter hafteten ihre Augen auf den rauhen Zügen ihres Gastes, während zugleich ihr innerer Blick sich mühte, unter den Schatten der Vergangenheit das Knabenantlitz ihres Bruders zu erkennen. Als dann auch der junge Ehemann zur Vorsicht mahnte, wußte Frau Lina sich auf einmal zu entsinnen, wie gleichgültig ihr der Bruder neulich an ihrer Mutter Grab erschienen sei; als ob er sich langweile, habe er mit beiden Armen sich über die Eisenstangen der Umfassung gelehnt und dabei seitwärts nach den anderen Gräbern hingestarrt; fast als ob, wie bei dem Vaterunser nach der Predigt, nur das Ende abgewartet werden müsse.

Beiden Eheleuten erschien jetzt auch das ganze Gebahren des Bruders noch um Vieles ungeschlachter als vordem; dies Sichumherwerfen auf den Stühlen, diese Nichtachtung von Frau Linas sauberen Dielen. Heinz Kirch, das sagten Alle, und den Eindruck bewahrte auch Frau Linas eigenes Gedächtniß, war ja ein feiner junger Mensch gewesen. Als beide dann dem Vater ihre Bedenken mittheilten, war es auch dem nichts Neues mehr; aber er hatte geschwiegen und schwieg auch jetzt; nur die Lippen drückte er fester auf einander. Freilich, als er bald darauf seinen alten Pastor mit

der Pfeife am Baune seines Vorgartens stehen sah, konnte er doch nicht lassen, wie zufällig heranzutreten und so von Weitem an ihm herumzuforschen.

„Ja, ja,“ meinte der alte Herr, „es war recht schicklich von dem Heinz, daß er seinen Besuch mir gleich am zweiten Tage gönnte.“

„Schuldigkeit, Herr Pastor,“ versetzte Kirch; „mag Ihnen aber auch wohl ergangen sein wie mir; es kostet Künste, in diesem Burschen mit dem rothen Bart den alten Heinz herauszufinden.“

Der Pastor nickte; sein Gesicht zeigte plötzlich den Ausdruck oratorischer Begeisterung. „Ja, mit dem Barte!“ wiederholte er nachdrücklich und fuhr mit der Hand, wie auf der Kanzel, vor sich hin. „Sie sagen es, Herr Nachbar; und wahrlich, seit dieser unzierliche Zierrath Mode worden, kann man die Knaben in den Jünglingen nicht wiedererkennen, bevor man sie nicht selber sich bei Namen rufen hörte; das habe ich an meinen Pensionären selbst erfahren! Da war der blonde Dithmarscher, dem Ihr Heinz — er wollte jezo zwar darauf vergessen haben — einmal den blutigen Denktettel unter die Nase schrieb; der glich wahrlich einem weißen Hammel, da er von hier fortging; und als er nach Jahren in meine friedliche Kammer so unerwartet eintrat — ein Löwe! Ich versichere Sie, Herr Nachbar, ein richtiger Löwe! Wenn nicht die alten Schafsäugen zum Glück noch Stand gehalten hätten, ich alter Mann hätte ja den Tod sonst davon haben können!“ Der Pastor sog ein paar Mal an seiner Pfeife und drückte sich das Sammetkappchen fester auf den weißen Kopf.

„Nun freilich,“ meinte Hans Kirch; denn er fühlte wohl, daß er ein Lieblingsthema wachgerufen habe, und suchte noch einmal wieder anzuknüpfen; „solche Signale wie Ihr Dithmarscher hat mein Heinz nicht aufzuweisen.“

Aber der alte Herr ging wieder seinen eigenen Weg.

„Bewahre!“ sagte er verächtlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er die Schafsaugen weit von sich in die Büsche werfe. „Ein Mann, ein ganzer Mann!“ Dann hob er den Zeigefinger und beschrieb schelmisch lächelnd eine Linie über Stirn und Auge: „Auch eine Decorirung hat er sich erworben; im Gefecht, Herr Nachbar, ich sage im Gefechte; gleich einem alten Studiosus! Zu meiner Zeit — Seeleute und Studenten, das waren die freien Männer, wir standen allzeit bei einander!“

Hans Kirch schüttelte den Kopf. „Sie irren, Ehrwürden; mein Heinz war nur auf Rauffahrteischiffen; im Sturm, ein Holzsplinter, eine stürzende Stenge thun wohl dasselbe schon.“

„Crede experto! Traue dem Sachkundigen!“ rief der alte Herr und hob geheimnißvoll das linke Ohrläppchen, hinter welchem die schwachen Spuren einer Narbe sichtbar wurden. „Im Gefecht, Herr Nachbar; o, wir haben auch pro patria geschlagen!“

Ein Lächeln flog über das Gesicht des alten Seemanns, das für einen Augenblick das starke Gebiß bloßlegte. „Ja, ja, Herr Pastor; freilich, er war kein Hasenfuß, mein Heinz!“

Aber der frohe Stolz, womit diese Worte hervorbrachen, verschwand schon wieder; das Bild seines kühnen Knaben verblich vor dem des Mannes, der jetzt unter seinem Dache hauste.

Hans Kirch nahm kurzen Abschied; er gab es auf, es noch weiter mit der Geschwätzigkeit des Greisenalters aufzunehmen.

— — Am Abend war Ball in der Harmonie. Heinz wollte zu Hause bleiben; er passe nicht dahin; und die jungen Eheleute, die ihm auch nur wie beiläufig davon gesprochen hatten, waren damit einverstanden; denn Heinz, sie mochten darin nicht Unrecht haben, war in dieser Gesellschaft für jetzt nicht wohl zu präsentiren. Frau Vina wollte ebenfalls zu Hause bleiben; doch sie mußte dem Drängen ihres

Mannes nachgeben, der einen neuen Putz für sie erhandelt hatte. Auch Hans Kirch ging zu seiner Partie Sechszundsechzig; die innere Unruhe trieb ihn aus dem Hause.

So blieb denn Heinz allein zurück. Als Alle fort waren, stand er, die Hände in den Taschen, am Fenster seiner dunklen Schlafkammer, das nach Nordosten auf die See hinausging. Es war unruhiges Wetter, die Wolken jagten vor dem Mond; doch konnte er jenseit des Warders, in dem tieferen Wasser, die weißen Köpfe der Wellen schäumen sehen. Er starrte lange darauf hin; allmählich, als seine Augen sich gewöhnt hatten, bemerkte er auch drüben auf der Insel einen hellen Dunst; von dem Leuchtturm konnte das nicht kommen; aber das große Dorf lag dort, wo, wie er hatte reden hören, heute Jahrmarkt war. Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus; fast meinte er durch das Rauschen des Wassers die ferne Tanzmusik zu hören; und als packe es ihn plötzlich, schlug er das Fenster eilig zu und sprang, seine Mütze vom Thürhaken reißend, in den Flur hinab. Als er ebenso rasch der Hausthür zuging, frug die Magd ihn, ob sie mit dem Abschließen auf ihn warten solle; aber er schüttelte nur den Kopf, während er das Haus verließ.

Kurze Zeit danach, beim Rüksten der Schlafgemächer für die Nacht, betrat die Magd auch die von ihrem Gaste vorhin verlassene Kammer. Sie hatte ihr Lämpchen auf dem Vorplage gelassen und nur die Wasserflasche rasch hineinsetzen wollen; als aber draußen eben jetzt der Mond sein volles Licht durch den weiten Himmelsraum ergoß, trat sie gleichfalls an das Fenster und blickte auf die wie mit Silberchaum gekrönten Wellen; bald aber waren es nicht mehr diese; ihre jungen weitreichenden Augen hatten ein Boot erkannt, das von einem einzelnen Manne durch den sprühenden Gischt der Insel zugetrieben wurde.

*

*

*

Wenn Hans Kirch oder die jungen Eheleute in die Harmonie gegangen waren, um dort nähere Aufschlüsse über jenes unheimliche Gerücht zu erhalten, so mußten sie sich getäuscht finden; Niemand ließ auch nur ein andeutendes Wort darüber fallen; es war wieder wie kurz zuvor, als ob es niemals einen Heinz Kirch gegeben hätte.

Erst am anderen Morgen erfuhren sie, daß dieser am Abend bald nach ihnen fortgegangen und bis zur Stunde noch nicht wieder da sei; die Magd theilte auf Befragen ihre Vermuthungen mit, die nicht weit vom Ziele treffen mochten. Als dann endlich kurz vor Mittag der Verschwundene mit stark geröthetem Antlitz heimkehrte, wandte Hans Kirch, den er im Flur traf, ihm den Rücken und ging rasch in seine Stube. Frau Lina, der er auf der Treppe begegnete, sah ihn vorwurfsvoll und fragend an; sie stand einen Augenblick, als ob sie sprechen wolle; aber — wer war dieser Mann? — Sie hatte sich besonnen und ging ihm stumm vorüber.

Nach der schweigend eingenommenen Mittagsmahlzeit hatte Heinz sich oben in der Wohnstube des jungen Paares in die Sophaecke gesetzt. Frau Lina ging ab und zu; er hatte den Kopf gestützt und war eingeschlafen. Als er nach geraumer Zeit erwachte, war die Schwester fort; statt dessen sah er den grauen Kopf des Vaters über sich gebeugt; der Erwachende glaubte es noch zu fühlen, wie die scharfen Augen in seinem Antlitz forschten.

Eine Weile hafteten beider Blicke in einander; dann richtete der Jüngere sich auf und sagte: „Laßt nur, Vater; ich weiß es schon, Ihr möchtet gern, daß ich der Hasselriße aus der Armenkathè wäre; möcht Euch schon den Gefallen thun, wenn ich mich selbst noch mal zu schaffen hätte.“

Hans Kirch war zurückgetreten: „Wer hat dir das erzählt?“ sagte er, „du kannst nicht behaupten, daß ich dergleichen von dir gesagt hätte.“

„Aber Euer Gesicht sagt mir's; und unsere junge Frau, sie zuckt vor meiner Hand, als sollt sie eine Kröte fassen. Wußte erst nicht, was da unterwegs sei; aber heut Nacht, da drüben, da schrienen es beim Tanz die Eulen in die Fenster.“

Hans Kirch erwiderte nichts; der Andere aber war aufgestanden und sah auf die Gasse, wo in Stößen der Regen vom Herbstwinde vorbeigetrieben wurde. „Eins aber,“ begann er wieder, indem er sich finster zu dem Alten wandte, „mögt Ihr mir noch sagen! Warum damals, da ich noch jung war, habt Ihr das mit dem Brief mir angethan? Warum? Denn ich hätte Euch sonst mein altes Gesicht wohl wieder-heimgebracht.“

Hans Kirch fuhr zusammen. An diesen Vorgang hatte seit dem Tode seines Weibes keine Hand gerührt; er selbst hatte ihn tief in sich begraben. Er fuhr mit den Fingern in die Westentasche und biß ein Endchen von der schwarzen Tabackspille, die er daraus hervorgeholt hatte. „Einen Brief?“ sagte er dann; „mein Sohn Heinz war nicht für das Brieffschreiben.“

„Mag sein, Vater; aber einmal — einmal hatte er doch geschrieben; in Rio hatte er den Brief zur Post gegeben, und später, nach langer Zeit — der Teufel hatte wohl sein Spiel dabei — in San Jago, in dem Fiebernest, als die Brieffschaften für die Mannschaft ausgetheilt wurden, da hieß es: ‚Hier ist auch was für dich.‘ Und als der Sohn vor Freude zitternd seine Hand ausstreckte und mit den Augen nur die Aufschrift des Briefes erst verschlingen wollte, da war's auch wirklich einer, der von Hause kam, und auch eine Handschrift von zu Hause stand darauf; aber — es war doch nur sein eigener Brief, der nach sechs Monaten uneröffnet an ihn zurückkam.“

Es sah fast aus, als seien die Augen des Alten feucht geworden; als er aber den trotzigen Blick des Jungen sich

gegenüber sah, verschwand das wieder. „Viel Rühmliches mag auch nicht darin gestanden haben!“ sagte er grollend.

Da fuhr ein hartes Lachen aus des Jüngeren Munde und gleich darauf ein fremdländischer Fluch, den der Vater nicht verstand. „Da mögt Ihr Recht haben, Hans Adam Kirch; ganz regulär war's ja nicht hergegangen; der junge Bursche war auch damals gern vor seinem Vater hingefallen; lagen aber tausend Meilen zwischen ihnen; und überdem — das Fieber hatte ihn geschüttelt, und er war erst eben von seinem elenden Lazarethbett aufgestanden! Und später dann — was meint Ihr wohl, Hans Kirch? Wen Vaters Hand verstoßen, der fragt bei der nächsten Feuer nicht, was unterm Deck geladen ist, ob Kaffeesäcke oder schwarze Vögel, die eigentlich aber schwarze Menschen sind; wenn's nur Dublonen giebt; und fragt auch nicht, wo die der Teufel holt, und wo dann wieder neue zu bekommen sind!“

Die Stimme, womit diese Worte gesprochen wurden, klang so wüst und fremd, daß Hans Kirch sich unwillkürlich frug: „Ist das dein Heinz, den der Cantor beim Amen-singen immer in die erste Reihe stellte, oder ist es doch der Junge aus der Armenkath, der nur auf deinen Beutel speculirt?“ Er wandte wieder seine Augen prüfend auf des Anderen Antlitz; die Narbe über Stirn und Auge flammte brandroth. „Wo hast du dir denn das geholt?“ sagte er, an seines Pastors Rede denkend. „Bist du mit Piraten im Gefecht gewesen?“

Ein desperates Lachen fuhr aus des Jüngeren Munde. „Piraten?“ rief er. „Glaubt nur, Hans Kirch, es sind auch dabei brave Kerle! Aber laßt das; das Gespinnst ist gar zu lang, mit wem ich all zusammen war!“

Der Alte sah ihn mit erschrockenen Augen an. „Was sagst du?“ frug er so leise, als ob es Niemand hören dürfe.

Aber bevor eine Antwort darauf erfolgen konnte, wurden

schwerfällige Schritte draußen auf der Treppe laut; die Thür öffnete sich, und von Frau Lina gefolgt, trat Tante Zule in das Zimmer. Während sie pustend und mit beiden Händen sich auf ihren Krückstock lehnend stehen blieb, war Heinz an ihr vorüber schweigend aus der Thür gegangen.

„Ist er fort?“ sagte sie, mit ihrem Stocke hinter ihm herweisend.

„Wer soll fort sein?“ frug Hans Kirch und sah die Schwester nicht eben allzu freundlich an.

„Wer? Nun, den du seit vierzehn Tagen hier in Kost genommen.“

— „Was willst du wieder, Zule? Du pflegst mir sonst nicht so ins Haus zu fallen.“

„Ja, ja, Hans,“ und sie winkte der jungen Frau, ihr einen Stuhl zu bringen, und setzte sich darauf; „du hast's auch nicht um mich verdient; aber ich bin nicht so, Hans; ich will dir Abbitte thun; ich will bekennen, der Friße Reimers mag doch wohl gelogen haben, oder wenn nicht er, so doch der Andere!“

„Was soll die Rederei?“ fragte Hans Kirch, und es klang, als ob er müde wäre.

— „Was es soll? Du sollst dich nicht betrügen lassen! Du meinst, du hast nun deinen Vogel wieder eingefangen; aber sieh nur zu, ob's auch der rechte ist!“

„Kommst du auch mit dem Geschwätz? Warum sollt's denn nicht der rechte sein?“ Er sprach das unwirsch, aber doch, als ob es zu hören ihn verlange.

Frau Zule hatte sich in Positur gesetzt. „Warum, Hans? — Als er am Mittwochnachmittag mit der Lina bei mir saß — wir waren schon bei der dritten Tasse Kaffee, und noch nicht einmal hatte er ‚Tante‘ zu mir gesagt! — ‚Warum,‘ frug ich, ‚nennst du mich denn gar nicht Tante?‘ — ‚Ja, Tante,‘ sagte er, ‚du hast ja noch allein gesprochen!‘

Und, siehst du, Hans, das war beim ersten Mal denn schon gelogen; denn das soll mir Keiner nachsagen; ich lasse Jedermann zu Worte kommen! Und als ich ihn dann nahe zu mir zog und mit der Hand und mit meinen elenden Augen auf seinem Gesicht herumfühlte — nun, Hans, die Nase kann doch nicht von Ost nach West gewachsen sein!“

Der Bruder saß mit gesenktem Kopf ihr gegenüber; er hatte nie darauf geachtet, wie seinem Heinz die Nase im Gesicht gestanden hatte. „Aber,“ sagte er — denn das Gespräch von vorhin flog ihm durch den Kopf; doch schienen ihm die Worte schwer zu werden — „sein Brief von damals; wir redeten darüber; er hat ihn in San Jago selbst zurückerhalten!“

Die dicke Frau lachte, daß der Stock ihr aus den Händen fiel. „Die Briefgeschichte, Hans! Ja, die ist seit den vierzehn Tagen reichlich wieder aufgewärmt; davon konnte er für einen Dreiling bei jedem Bettelkinde einen Suppenlöffel voll bekommen! Und er mußte dir doch auch erzählen, weshalb der echte Heinz denn all die Jahre draußen blieb. Laß dich nicht nasführen, Hans! Warum denn hat er nicht mit dir wollen, als du ihn von Hamburg holtest? War's denn so schlimm, wieder einmal an die volle Krippe und ins warme Nest zu kommen? — Ich will's dir sagen; das ist's: er hat sich so geschwind nicht zu dem Schelmengewagstück resolviren können!“

Hans Adam hatte seinen grauen Kopf erhoben, aber er sprach nicht dazwischen; fast begierig horchte er auf Alles, was die Schwester vorbrachte.

„Und dann,“ fuhr diese fort; „die Lina hat davon erzählt“; — — aber plötzlich stand sie auf und fühlte sich mit ihrer Krücke, die Lina ihr dienstfertig aufgehoben hatte, nach dem Fenster hin; von draußen hörte man zwei Männerstimmen in lebhafter Unterhaltung. „O Lina,“ sagte Tante Zule; „ich hör's, der Eine ist der Justizrath; lauf

doch und bitte ihn, ein paar Augenblicke hier herauf zu kommen!“

Der Justizrath war der alte Physicus; bei dem früheren Mangel passender Alterstitel hier zu Lande waren alle älteren Physici Justizräthe.

Hans Kirch wußte nicht, was seine Schwester mit diesem vorhatte; aber er wartete geduldig, und bald auch trat der alte Herr mit der jungen Frau ins Zimmer. „Ei, ei,“ rief er, „Tante Zule und Herr Kirch beisammen? Wo ist denn nun der Patient?“

„Der da,“ sagte Tante Zule und wies auf ihren Bruder; „er hat den Staar auf beiden Augen!“

Der Justizrath lachte. „Sie scherzen, liebe Madame; ich wollte, ich hätte selbst nur noch die scharfen Augen unseres Freundes.“

„Mach fort, Zule,“ sagte Hans Kirch; „was gehst du lange um den Brei herum!“

Die dicke Frau ließ sich indeß nicht stören. „Es ist nur so sinnbildlich, mein Herr Justizrath,“ erklärte sie mit Nachdruck. „Aber besinnen Sie sich einmal darauf, wie Sie vor so ein zwanzig Jahren hier auch ins Haus geholt wurden; die Lina, die große Frau jetzt, schrie damals ein Zetermordio durchs Haus; denn ihr Bruder Heinz hatte sich nach Jungensart einen schönen Anker auf den Unterarm geäßt und sich dabei weidlich zugerichtet.“

Hans Kirch fuhr mit seinem Kopf herum; denn die ihm derzeit unbeachtet vorübergegangene Unterhaltung bei der ersten Abendmahlzeit kam ihm plötzlich, und jetzt laut und deutlich, wieder.

Aber der alte Doctor wiegte das Haupt: „Ich besinne mich nicht; ich hatte in meinem Leben so viele Jungen unter Händen.“

„Nun, so, mein Herr Justizrath,“ sagte Tante Zule; „aber Sie kennen doch dergleichen Jungensstreiche hier bei

uns; es fragt sich nur, und das möchten wir von Ihnen wissen, ob denn in zwanzig Jahren solch ein Anker ohne Spur verschwinden könne?"

"In zwanzig Jahren?" erwiderte jetzt der Justizrath ohne Zögern; "ei, das kann gar leicht geschehen!"

Aber Hans Kirch mischte sich ins Gespräch: "Sie denken, wie sie's jetzt machen, Doctor, so mit blauer Tusch; nein, der Junge war damals nach der alten gründlichen Manier ans Werk gegangen; tüchtige Nadelstiche und dann mit Pulver eingebrannt."

Der alte Arzt rieb sich die Stirn. "Ja, ja; ich entsinne mich auch jetzt. Hm! — Nein, das dürfte wohl unmöglich sein; das geht bis auf die Cutis; der alte Heinrich Jacobs läuft noch heute mit seinem Anker."

Tante Zule nickte beifällig; Frau Lina stand, die Hand an der Stuhllehne, blaß und zitternd neben ihr.

"Aber," sagte Hans Kirch, und auch bei ihm schlich sich die Stimme nur wie mit Zagen aus der Kehle. "Sollte es nicht Krankheiten geben? Da drüben, in den heißen Ländern?"

Der Arzt bedachte sich eine Weile und schüttelte dann sehr bestimmt den Kopf. "Nein, nein; das ist nicht anzunehmen; es müßten denn die Blattern ihm den Arm zerrissen haben."

Eine Pause entstand, während Frau Zule ihre gestrickten Handschuhe anzog. "Nun, Hans," sagte sie dann; "ich muß nach Haus; aber du hast nun die Wahl: den Anker oder die Blatternarben! Was hat dein neuer Heinz denn aufzuweisen? Die Lina hat nichts von beiden sehen können; nun sieh du selber zu, wenn deine Augen noch gesund sind!"

— — Bald danach ging Hans Kirch die Straße hinauf nach seinem Speicher; er hatte die Hände über dem Rücken gefaltet, der Kopf hing ihm noch tiefer als gewöhnlich auf die Brust. Auch Frau Lina hatte das Haus ver-

lassen und war dem Vater nachgegangen; als sie in den unteren dämmerhellen Raum des Speichers trat, sah sie ihn in der Mitte desselben stehen, als müsse er sich erst besinnen, weshalb er denn hierher gegangen sei. Bei dem Geräusche des Kornumschaukelns, das von den oberen Böden herabscholl, mochte er den Eintritt der Tochter überhört haben; denn er stieß sie fast zurück, als er sie jetzt so plötzlich vor sich sah: „Du, Lina! Was hast du hier zu suchen?“

Die junge Frau zitterte und wischte sich das Gesicht mit ihrem Tuche. „Nichts, Vater,“ sagte sie; „aber Christian ist unten am Hasen, und da litt es mich nicht so allein zu Hause mit ihm, — mit dem fremden Menschen! Ich fürchte mich; o, es ist schrecklich, Vater!“

Hans Kirch hatte während dieser Worte wieder seinen Kopf gesenkt; jetzt hob er wie aus einem Abgrunde seine Augen zu denen seiner Tochter und blickte sie lange und unbeweglich an. „Ja, ja, Lina,“ sagte er dann hastig; „Gott Dank, daß es ein Fremder ist!“

Hierauf wandte er sich rasch, und die Tochter hörte, wie er die Treppen zu dem obersten Bodenraum hinaufstieg.

* *

Ein trüber Abend war auf diesen Tag gefolgt; kein Stern war sichtbar; feuchte Dünste lagerten auf der See. Im Hasen war es ungewöhnlich voll von Schiffen; meist Yachten und Schoner; aber auch ein paar Bollschniffe waren dabei und außerdem der Dampfer, welcher wöchentlich hier anzulegen pflegte. Alles lag schon in tiefer Ruhe, und auch auf dem Hasenplatz am Bollwerk entlang schlenderte nur ein einzelner Mann; wie es den Anschein hatte, müßig und ohne eine bestimmte Absicht. Jetzt blieb er vor dem einen der beiden Barkschiffe stehen, auf dessen Deck ein Junge sich noch am Gangspill zu schaffen machte; er rief einen

„guten Abend“ hinüber und fragte, wie halb gedankenlos, nach Namen und Ladung des Schiffes. Als ersterer genannt wurde, tauchte ein Kopf aus der Kajüte, schien eine Weile den am Ufer Stehenden zu mustern, spie dann weit hinaus ins Wasser und tauchte wieder unter Deck. Schiff und Schiffer waren nicht von hier; der am Ufer schlenderte weiter; vom Warder drüben kam dann und wann ein Vogelschrei; von der Insel her drang nur ein schwacher Schein von den Leuchtfuern durch den Nebel. Als er an die Stelle kam, wo die Häuserreihe näher an das Wasser tritt, schlug von daher ein Gewirr von Stimmen an sein Ohr und veranlaßte ihn, still zu stehen. Von einem der Häuser fiel ein rother Schein in die Nacht hinaus; er erkannte es wohl, wenngleich sein Fuß die Schwelle dort noch nicht überschritten hatte; das Licht kam aus der Laterne der Hafenschenke. Das Haus war nicht wohl beleumdet; nur fremde Matrosen und etwa die Söhne von Seegschiffen verkehrten dort; er hatte das Alles schon gehört. — Und jetzt erhob das Lärmen sich von Neuem, nur daß auch eine Frauenstimme nun dazwischen kreischte. — Ein finsternes Lachen fuhr über das Antlitz des Mannes; beim Schein der rothen Laterne und den wilden Lauten hinter den verhangenen Fenstern mochte Allerlei in seiner Erinnerung aufwachen, was nicht gut thut, wenn es wiederkommt. Dennoch schritt er darauf zu, und als er eben von der Stadt her die Bürgerglocke läuten hörte, trat er in die niedrige, aber geräumige Schenkstube.

An einem langen Tische saß eine Anzahl alter und junger Seeleute; ein Theil derselben, zu denen sich der Wirth gesellt zu haben schien, spielte mit beschmutzten Karten; ein Frauenzimmer, über die Jugendblüthe hinaus, mit blassem, verwachtem Antlitz, dem ein Zug des Leidens um den noch immer hübschen Mund nicht fehlte, trat mit einer Anzahl dampfender Gläser herein und vertheilte sie schweigend an die Gäste. Als sie an den Platz eines Mannes kam, dessen

kleine Augen begehrlieh aus dem grobknochigen Angesicht hervorschielten, schob sie das Glas mit augenscheinlicher Hast vor ihn hin; aber der Mensch lachte und suchte sie an ihren Rößen festzuhalten: „Nun, Ma'am, habt Ihr Euch noch immer nicht besonnen? Ich bin ein höflicher Mann, versichre Euch! Aber ich kenne die Weibergeographie: Schwarz oder Weiß, ist Alles eine Sorte!“

„Laßt mich,“ sagte das Weib; „bezahlt Euer Glas und laßt mich gehen!“

Aber der Andere war nicht ihrer Meinung; er ergriff sie und zog sie jäh zu sich heran, daß das vor ihm stehende Glas umstürzte und der Inhalt sie beide überströmte. „Sieh nur, schöne Missis!“ rief er, ohne darauf zu achten, und winkte mit seinem rothhaarigen Kopfe nach einem ihm gegenüber sitzenden Burschen, dessen flachsblondes Haar auf ein bleiches, vom Trunke gedunsenes Antlitz herabfiel; „sieh nur, der Jochum mit seinem greisen Kalbsgesicht hat nichts dagegen einzuwenden! Trink aus, Jochum, ich zahle dir ein neues!“

Der Mensch, zu dem er gesprochen hatte, goß mit blödem Schmunzeln sein Glas auf einen Zug hinunter und schob es dann zu neuem Füllen vor sich hin.

Einen Augenblick ruhten die Hände des Weibes, mit denen sie sich aus der gewaltsamen Umarmung zu lösen versucht hatte; ihre Blicke fielen auf den bleichen Trunkenbold, und es war, als wenn Abscheu und Verachtung sie eine Weile alles Andere vergessen ließen.

Aber ihr Peiniger zog sie nur fester an sich: „Siehst du, schöne Frau! Ich dächte doch, der Tausch wäre nicht so übel! Aber, der ist's am Ende gar nicht! Nimm dich in Acht, daß ich nicht aus der Schule schwaze!“ Und da sie wiederum sich sträubte, nickte er einem hübschen, braunlockigen Jungen zu, der am unteren Ende des Tisches saß. „Se, du Gründling,“ rief er, „meinst du, ich weiß nicht.

wer gestern zwei Stunden nach uns aus der rothen Laterne unter Deck gefrohen ist?"

Die hellen Flammen schlugen dem armen Weibe ins Gesicht; sie wehrte sich nicht mehr, sie sah nur hilflos um sich. Aber es rührte sich keine Hand; der junge hübsche Bursche schmunzelte nur und sah vor sich in sein Glas.

Aus einer unbefetzten Ecke des Zimmers hatte bisher der zuletzt erschienene Gast dem Allen mit gleichgültigen Augen zugehört; und wenn er jetzt die Faust erhob und dröhnend vor sich auf die Tischplatte schlug, so schien auch dieses nur mehr wie aus früherer Gewohnheit, bei solchem Anlaß nicht den bloßen Zuschauer abzugeben. „Auch mir ein Glas!“ rief er, und es klang fast, als ob er Händel suche.

Drüben war Alles von den Sigen aufgeprungen. „Wer ist das? Der will wohl unser Boviemesser schmecken? Werft ihn hinaus! Goddam, was will der Kerl?“

„Auch ein Glas!“ sagte der Andere ruhig. „Laßt euch nicht stören! Haben, denk ich, hier wohl Alle Platz!“

Die drüben waren endlich doch auch dieser Meinung und blieben an ihrem Tische; aber das Frauenzimmer hatte dabei Gelegenheit gefunden, sich zu befreien, und trat jetzt an den Tisch des neuen Gastes. „Was soll es sein?“ frug sie höflich; aber als er ihr Bescheid gab, schien sie es kaum zu hören; er sah verwundert, wie ihre Augen starr und doch wie abwesend auf ihn gerichtet waren und wie sie noch immer vor ihm stehen blieb.

„Kennen Sie mich?“ sagte er und warf mit rascher Bewegung seinen Kopf zurück, so daß der Schein der Deckenlampe auf sein Antlitz fiel.

Das Weib that einen tiefen Athemzug, und die Gläser, die sie in der Hand hielt, schlugen hörbar an einander: „Verzeihen Sie,“ sagte sie ängstlich; „Sie sollen gleich bedient werden.“

Er blickte ihr nach, wie sie durch eine Seitenthür hinaus-

ging; der Ton der wenigen Worte, welche sie zu ihm gesprochen, war ein so anderer gewesen, als den er vorhin von ihr gehört hatte; langsam hob er den Arm und stützte seinen Kopf darauf; es war, als ob er mit allen Sinnen in die weite Ferne denke. Es hätte ihm endlich auffallen müssen, daß seine Bestellung noch immer nicht ausgeführt sei; aber er dachte nicht daran. Plötzlich, während am anderen Tisch die Karten mit den Würfeln wechselten, erhob er sich. Wäre die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf ihn statt auf das neue Spiel gerichtet gewesen, er wäre sicher ihrem Hohne nicht entgangen; denn der hohe kräftige Mann zitterte sichtbar, als er jetzt mit auf den Tisch gestemmen Händen da stand.

Aber es war nur für einige Augenblicke; dann verließ er das Zimmer durch dieselbe Thür, durch welche vorhin die Aufwärterin hinausgegangen war. Ein dunkler Gang führte ihn in eine große Küche, welche durch eine an der Wand hängende Lampe nur kaum erhellt wurde. Hastig war er eingetreten; seine raschen Augen durchflogen den vor ihm liegenden wüsten Raum; und dort stand sie, die er suchte; wie unmächtig, die leeren Gläser noch in den zusammengefalteten Händen, lehnte sie gegen die Herdmauer. Einen Augenblick noch; dann trat er zu ihr; „Wieb!“ rief er; „Wiebchen, kleines Wiebchen!“

Es war eine rauhe Männerstimme, die diese Worte rief und jetzt verstummte, als habe sie allen Odem an sie hingegeben.

Und doch, über das verblühte Antlitz des Weibes flog es wie ein Rosenschimmer, und während zugleich die Gläser klirrend auf den Boden fielen, entstieg ein Aufschrei ihrer Brust, wer hätte sagen mögen, ob es Leid, ob Freude war. „Heinz!“ rief sie, „Heinz, du bist es; o, sie sagten, du seist es nicht.“

Ein finsternes Lächeln zuckte um den Mund des Mannes:

„Ja, Wieb; ich wußt's wohl schon vorher; ich hätte nicht mehr kommen sollen. Auch dich — das Alles war ja längst vorbei — ich wollte dich nicht wiedersehen, nichts von dir hören, Wieb; ich biß die Zähne auf einander, wenn dein Name nur darüber wollte. Aber — gestern Abend — es war wieder einmal Jahrmarkt drüben — wie als Junge hab ich mir ein Boot gestohlen; ich mußte, es ging nicht anders; vor jeder Bude, auf allen Tanzböden hab ich dich gesucht; ich war ein Narr, ich dachte, die alte Möbbersch lebe noch; o süße kleine Wieb, ich dacht wohl nur an dich; ich wußte selbst nicht, was ich dachte!“ Seine Stimme bebte, seine Arme streckten sich weit geöffnet ihr entgegen.

Aber sie warf sich nicht hinein; nur ihre Augen blickten traurig auf ihn hin: „O Heinz!“ rief sie, „du bist es! Aber ich, ich bin's nicht mehr! — Du bist zu spät gekommen, Heinz!“

Da riß er sie an sich und ließ sie wieder los und streckte beide Arme hoch empor: „Ja, Wieb, das sind auch nicht mehr die unschuldigen Hände, womit ich damals dir die rothen Äpfel stahl; by Jove, das schleißt, so siebzehn Jahre unter diesem Volk!“

Sie war neben dem Herde auf die Kniee gesunken: „Heinz,“ murmelte sie, „o Heinz, die alte Zeit!“

Wie verlegen stand er neben ihr; dann aber bückte er sich und ergriff die eine ihrer Hände, und sie duldete es still.

„Wieb,“ sagte er leise, „wir wollen sehen, daß wir uns wiederfinden, du und ich!“

Sie sagte nichts; aber er fühlte eine Bewegung ihrer Hand, als ob sie schmerzlich in der seinen zuckte.

Von der Schenkstube her erscholl ein wüßtes Durcheinander; Gläser klirrten, mitunter dröhnte ein Faustschlag. „Kleine Wieb,“ flüsterte er wieder, „wollen wir weit von all den bösen Menschen fort?“

Sie hatte den Kopf auf den steinernen Herd sinken

lassen und stöhnte schmerzlich. Da wurden schlurfende Schritte in dem Gange hörbar, und als Heinz sich wandte, stand ein Betrunkener in der Thür; es war derselbe Mensch mit dem schlaffen gemeinen Antlitz, den er vorhin unter den anderen Schiffern schon bemerkt hatte. Er hielt sich an dem Thürpfosten, und seine Augen schienen, ohne zu sehen, in dem dämmerigen Raum umherzustarren. „Wo bleibt der Grog?“ stammelte er. „Sechs neue Gläser. Der rothe Jakob flucht nach seinem Grog!“

Der Trunkene hatte sich wieder entfernt; sie hörten die Thür der Schenkstube hinter ihm zufallen.

„Wer war das?“ frug Heinz.

Wieb erhob sich mühsam. „Mein Mann,“ sagte sie; „er fährt als Matrose auf England; ich diene bei meinem Stiefvater hier als Schenkmagd.“

Heinz sagte nichts darauf; aber seine Hand fuhr nach der behaarten Brust, und es war, als ob er gewaltjam etwas von seinem Nacken reiße. „Siehst du,“ sagte er tonlos und hielt einen kleinen Ring empor, von dem die Enden einer zerrissenen Schnur herabhingen, „da ist auch noch das Kinderpiel! Wär's Gold gewesen, es wär so lang wohl nicht bei mir geblieben. Aber auch sonst — ich weiß nicht, war's um dich? Es war wohl nur ein Aberglaube, weil's doch noch das letzte Stück von Hause war.“

Wieb stand ihm gegenüber, und er sah, wie ihre Lippen sich bewegten.

„Was sagst du?“ frug er.

Aber sie antwortete nichts; es war nur, als flehten ihre Augen um Erbarmen. Dann wandte sie sich und machte sich daran, wie es ihr befohlen war, den heißen Trank zu mischen. Nur einmal stockte sie in ihrer Arbeit, als ein feiner Metallklang auf dem steinernen Fußboden ihr Ohr getroffen hatte. Aber sie wußte es, sie brauchte nicht erst umzusehen; was sollte er denn jetzt noch mit dem Ringe!

Heinz hatte sich auf einen hölzernen Stuhl gesetzt und sah schweigend zu ihr hinüber; sie hatte das Feuer geschürt, und die Flammen lohnten und warfen über Beide einen rothen Schein. Als sie fortgegangen war, saß er noch da; endlich sprang er auf und trat in den Gang, der nach der Schenkstube führte. „Ein Glas Grog; aber ein festes!“ rief er, als Wieb ihm von dort her aus der Thür entgegenkam; dann setzte er sich wieder allein an seinen Tisch. Bald darauf kam Wieb und stellte das Glas vor ihm hin, und noch einmal sah er zu ihr auf; „Wieb, kleines Wiebchen!“ murmelte er, als sie fortgegangen war; dann trank er, und als das Glas leer war, rief er nach einem neuen, und als sie es schweigend brachte, ließ er es, ohne aufzusehen, vor sich hinstellen.

Um anderen Tische lärmten sie und kümmerten sich nicht mehr um den einsamen Gast; eine Stunde der Nacht schlug nach der anderen, ein Glas nach dem anderen trank er; nur wie durch einen Nebel sah er mitunter das arme schöne Antlitz des ihm verlorenen Weibes, bis er endlich dennoch nach den Anderen fortging und dann spät am Vormittag mit wüstem Kopf in seinem Bett erwachte.

* *

*

In der Kirch'schen Familie war es schon kein Geheimniß mehr, in welchem Hause Heinz diesmal seine Nacht verbracht hatte. Das Mittagsmahl war, wie am gestrigen Tage, schweigend eingenommen; jetzt am Nachmittage saß Hans Adam Kirch in seinem Comptor und rechnete. Zwar lag unter den Schiffen im Hafen auch das seine, und die Kohlen, die es von England gebracht hatte, wurden heut gelöscht, wobei Hans Adam niemals sonst zu fehlen pflegte; aber diesmal hatte er seinen Tochtermann geschickt; er hatte Wichtigeres zu thun: er rechnete, er summirte und subtra-

hirte, er wollte wissen, was ihn dieser Sohn, den er sich so unbedacht zurückgeholt hatte, oder — wenn es nicht sein Sohn war — dieser Mensch noch kosten dürfe. Mit rascher Hand tauchte er seine Feder ein und schrieb seine Zahlen nieder; Sohn oder nicht, das stand ihm fest, es mußte jetzt ein Ende haben. Aber freilich — und seine Feder stoßte einen Augenblick — um Weniges würde er ja schwerlich gehen; und — wenn es dennoch Heinz wäre, den Sohn durfte er mit Wenigem nicht gehen heißen. Er hatte sogar daran gedacht, ihm ein für alle Mal das Pflichttheil seines Erbes auszuzahlen; aber die gerichtliche Quittung, wie war die zu beschaffen? denn sicher mußte es doch gemacht werden, damit er nicht noch einmal wiederkomme. Er warf die Feder hin, und der Laut, der an den Zähnen ihm verstummte, klang beinahe wie ein Lachen: es war ja aber nicht sein Heinz! Der Justizrath, der verstand es doch; und der alte Heinrich Jacobs trug seinen Anker noch mit seinen achtzig Jahren!

Hans Kirch streckte die Hand nach einer neben ihm liegenden Ledertasche aus; langsam öffnete er sie und nahm eine Anzahl Cassenscheine von geringem Werthe aus derselben. Nachdem er sie vor sich ausgebreitet und dann einen Theil und nach einigem Zögern noch einen Theil davon in die Ledertasche zurückgelegt hatte, steckte er die übrigen in ein bereit gehaltenes Couvert; er hatte genau die mäßige Summe abgewogen.

Er war nun fertig; aber noch immer saß er da, mit herabhängendem Unterkiefer, die müßigen Hände an den Tisch geklammert. Plötzlich fuhr er auf, seine grauen Augen öffneten sich weit: „Hans! Hans!“ hatte es gerufen; hier im leeren Zimmer, wo, wie er jetzt bemerkte, schon die Dämmerung in allen Winkeln lag. Aber er besann sich; nur seine eigenen Gedanken waren über ihn gekommen; es war nicht jetzt, es war schon viele Jahre her, daß ihn diese

Stimme so gerufen hatte. Und dennoch, als ob er widerwillig Einem außer sich Gehorsam leistete, öffneten seine Hände noch einmal die Ledertasche und nahmen zögernd eine Anzahl großer Cassenscheine aus derselben. Aber mit jedem einzelnen, den Hans Adam jetzt der vorher bemessenen kleinen Summe zugesellte, stieg sein Groll gegen den, der dafür Heimath und Vaterhaus an ihn verkaufen sollte; denn was zum Ausbau lang gehegter Lebenspläne hatte dienen sollen, das mußte er jetzt hinwerfen, nur um die letzten Trümmer davon wegzuräumen.

— — Als Heinz etwa eine Stunde später, von einem Gange durch die Stadt zurückkehrend, die Treppe nach dem Oberhaus hinaufging, trat gleichzeitig Hans Adam unten aus seiner Zimmerthür und folgte ihm so hastig, daß beide fast mit einander in des Sohnes Kammer traten. Die Magd, welche oben auf dem Vorplatz arbeitete, ließ bald beide Hände ruhen; sie wußte es ja wohl, daß zwischen Vater und Sohn nicht Alles in der Ordnung war, und drinnen hinter der geschlossenen Thür schien es jetzt zu einem heftigen Gespräch zu kommen. — Aber nein, sie hatte sich getäuscht, es war nur immer die alte Stimme, die sie hörte; und immer lauter und drohender klang es, obgleich von der anderen Seite keine Antwort darauf erfolgte; aber vergebens strengte sie sich an, von dem Inhalte etwas zu verstehen; sie hörte drinnen den offenen Fensterflügel im Winde klappern, und ihr war, als würden die noch immer heftiger hervorbrechenden Worte dort in die dunkle Nacht hinausgeredet. Dann endlich wurde es still; aber zugleich sprang die Magd, von der aufgestoßenen Kammerthür getroffen, mit einem Schrei zur Seite und sah ihren gefürchteten Herrn mit wirrem Haar und wild blickenden Augen die Treppe hinabstolpern, und hörte, wie die Comptorthür aufgerissen und wieder zugeschlagen wurde.

Bald danach trat auch Heinz aus seiner Kammer; als

er unten im Flur der Schwester begegnete, ergriff er fast gewaltsam ihre beiden Hände und drückte sie so heftig, daß sie verwundert zu ihm aufblickte; als sie aber zu ihm sprechen wollte, war er schon draußen auf der Gasse. Er kam auch nicht zur Abendmahlzeit; aber als die Bürgerglocke läutete, stieg er die Treppe wieder hinauf und ging in seine Kammer.

— — Am anderen Morgen in der Frühe stand Heinz vollständig angekleidet droben vor dem offenen Fenster; die scharfe Luft strich über ihn hin, aber es schien ihm wohlzuthun; fast mit Andacht schaute er auf Alles, was, wie noch im letzten Hauch der Nacht, dort unten vor ihm ausgebreitet lag. Wie bleicher Stahl glänzte die breitere Wasserstraße zwischen dem Warder und der Insel drüben, während auf dem schmaleren Streifen zwischen jenem und dem Festlandsufer schon der bläulichrothe Frühschein spielte. Heinz betrachtete das Alles, doch nicht lange stand er so; bald trat er an einen Tisch, auf welchem das Couvert mit den so widerwillig abgezählten Cassenscheinen noch an derselben Stelle lag, wo es Hans Kirch am Abend vorher gelassen hatte.

Ein bitteres Lächeln umflog seinen Mund, während er den Inhalt hervorzog und dann, nachdem er einige der geringeren Scheine an sich genommen hatte, das Übrige wieder an seine Stelle brachte. Mit einem Bleistift, den er auf dem Tische fand, notirte er die kleine Summe, welche er herausgenommen hatte, unter der größeren, die auf dem Couvert verzeichnet stand; dann, als er ihn schon fortgelegt hatte, nahm er noch einmal den Stift und schrieb darunter: „Thanks for the alms and farewell for ever.“ Er wußte selbst nicht, warum er das nicht auf Deutsch geschrieben hatte.

Leise, um das schlafende Haus nicht zu erwecken, nahm er sein Reisegepäck vom Boden; noch leiser schloß er unten

im Flur die Thür zur Straße auf, als er jetzt das Haus verließ.

In einer Nebengasse hielt ein junger Bursche mit einem einspännigen Gefährte; das bestieg er und fuhr damit zur Stadt hinaus. Als sie auf die Höhe des Hügelzuges gelangt waren, von wo aus man diese zum letzten Mal erblicken kann, wandte er sich um und schwenkte dreimal seine Mütze. Dann ging's im Trabe in das weite Land hinaus.

* *

*

Aber Einer im Kirch'schen Hause war dennoch mit ihm wach gewesen. Hans Kirch hatte schon vor dem Morgen grauen aufrecht in seinem Bett gefessen; mit jedem Schläge der Thurmuhr hatte er schärfer hingehorcht, ob nicht ein erstes Regen in dem Oberhause hörbar werde. Nach langem Harren war ihm gewesen, als würde dort ein Fensterflügel aufgestoßen; aber es war wieder still geworden, und die Minuten dehnten sich und wollten nicht vorüber. Sie gingen dennoch; und endlich vernahm er das leise Knarren einer Thür, es kam die Treppe in den Flur hinab, und jetzt — er hörte es deutlich, wie sich der Schlüssel in dem Schloß der Hausthür drehte. Er wollte aufspringen; aber nein, er wollte es ja nicht; mit aufgestemmtten Armen blieb er sitzen, während nun draußen auf der Straße kräftige Mannestritte laut wurden und allmählich in unhörbare Ferne sich verloren.

Als das übrige Haus allmählich in Bewegung kam, stand er auf und setzte sich zu seinem Frühstück, das ihm, wie jeden Morgen, im Comptor bereit gestellt war. Dann griff er nach seinem Hute — einen Stock hatte er als alter Schiffer bis jetzt noch nicht gebraucht — und ging, ohne seine Hausgenossen gesehen zu haben, an den Hafen hinab, wo er seinen Schwiegersohn bereits mit der Leitung des

Löschens beschäftigt fand. Diesem von den letzten Vorgängen etwas mitzuthellen, schien er nicht für nöthig zu befinden; aber er sandte ihn nach dem Kohlenschuppen und gab ihm Aufträge in die Stadt, während er selber hier am Plage blieb. Wortkarg und zornig ertheilte er seine Befehle; es hielt schwer, ihm heute etwas recht zu machen, und wer ihn ansprach, erhielt meist keine Antwort; aber es geschah auch bald nicht mehr, man kannte ihn ja schon.

Kurz vor Mittag war er wieder in seinem Zimmer. Wie aus unwillkürlichem Antrieb hatte er hinter sich die Thür verschlossen; aber er saß kaum in seinem Lehnstuhl, als von draußen Frau Lina's Stimme dringend Einlaß begehrte. Unwirsch stand er auf und öffnete. „Was willst du?“ frug er, als die Tochter zu ihm eingetreten war.

„Schelte mich nicht, Vater,“ sagte sie bittend; „aber Heinz ist fort, auch sein Gepäck; o, er kommt niemals wieder!“

Er wandte den Kopf zur Seite: „Ich weiß das, Lina; darum hättest du dir die Augen nicht dick zu weinen brauchen.“

„Du weißt es, Vater?“ wiederholte sie und sah ihn wie versteinert an.

Hans Kirch fuhr zornig auf: „Was stehst du noch? Die Komödie ist vorbei; wir haben gestern mit einander abgerechnet.“

Aber Frau Lina schüttelte nur ernst den Kopf. „Das fand ich oben auf seiner Kammer,“ jagte sie und reichte ihm das Couvert mit den kurzen Abschiedsworten und dem nur kaum verkürzten Inhalt. „O Vater, er war es doch! Er ist es doch gewesen!“

Hans Kirch nahm es; er las auch, was dort geschrieben stand; er wollte ruhig bleiben, aber seine Hände zitterten, daß aus der offenen Hülle die Scheine auf den Fußboden hinabfielen.

Als er sie eben mit Lina's Hülfe wieder zusammengerafft hatte, wurde an die Thür gepocht und, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, war eine blasse Frau hereingetreten, deren erregte Augen ängstlich von dem Vater zu der Tochter flohen.

„Wieb!“ rief Frau Lina und trat einen Schritt zurück.

Wieb rang nach Athem. „Verzeihung!“ murmelte sie. „Ich mußte; Ihr Heinz ist fort; Sie wissen es vielleicht nicht; aber der Fuhrmann sagte es, er wird nicht wiederkommen, niemals!“

„Was geht das dich an?“ fiel ihr Hans Kirch ins Wort.

Ein Laut des Schmerzes stieg aus ihrer Brust, daß Lina's Augen unwillkürlich voll Mitleid auf diesem einst so holden Antlitz ruhten. Aber Wieb hatte dadurch wieder Muth gewonnen. „Hören Sie mich!“ rief sie. „Aus Barmherzigkeit mit Ihrem eigenen Kinde! Sie meinen, er sei es nicht gewesen; aber ich weiß es, daß es niemand anders war! Das,“ und sie zog die Schnur mit dem kleinen Ringe aus ihrer Tasche, „es ist ja einerlei nun, ob ich's sage — das gab ich ihm, da wir noch halbe Kinder waren; denn ich wollte, daß er mich nicht vergesse! Er hat's auch wieder heimgebracht und hat es gestern vor meinen Augen in den Staub geworfen.“

Ein Lachen, das wie Hohn klang, unterbrach sie. Hans Kirch sah sie mit starren Augen an: „Nun, Wieb, wenn's denn dein Heinz gewesen ist, es ist nicht viel geworden aus euch beiden.“

Aber sie achtete nicht darauf, sie hatte sich vor ihm hingeworfen. „Hans Kirch!“ rief sie und faßte beide Hände des alten Mannes und schüttelte sie. „Ihr Heinz, hören Sie es nicht? Er geht ins Elend, er kommt niemals wieder! Vielleicht — o Gott, sei barmherzig mit uns Allen! Es ist noch Zeit vielleicht!“

Auch Lina hatte sich jetzt neben ihr geworfen; sie scheute

es nicht mehr, sich mit dem armen Weibe zu vereinigen. „Vater,“ sagte sie und streichelte die eingesunkenen Wangen des harten Mannes, der jetzt dies Alles über sich ergehen ließ, „du sollst diesmal nicht allein reisen, ich reise mit dir; er muß ja jetzt in Hamburg sein; o, ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe, bis wir ihn wieder hier in unseren Armen halten! Dann wollen wir es besser machen, wir wollen Geduld mit ihm haben; o, wir hatten sie nicht, mein Vater! Und sag nur nicht, daß du nicht mit uns leidest, dein bleiches Angesicht kann doch nicht lügen! Sprich nur ein Wort, Vater, befehl mir, daß ich den Wagen herbestelle, ich will gleich selber laufen, wir haben ja keine Zeit mehr zu verlieren!“ Und sie warf den Kopf an ihres Vaters Brust und brach in lautes Schluchzen aus.

Wieb war aufgestanden und hatte sich bescheiden an die Thür gestellt; ihre Augen sahen angstvoll auf die Beiden hin.

Aber Hans Kirch saß wie ein todttes Bild; sein jahrelang angesammelter Groll ließ ihn nicht los; denn erst jetzt, nach diesem Wiedersehen mit dem Heimgekehrten, war in der grauen Zukunft keine Hoffnung mehr für ihn. „Geht!“ sagte er endlich, und seine Stimme klang so hart wie früher, „mag er heißen haben, wie er will, der diesmal unter meinem Dach geschlafen hat; mein Heinz hat schon vor siebzehn Jahren mich verlassen.“

* * *

*

Für fremde Augen mochte es immerhin noch den Anschein haben, als ob Hans Kirch auch jetzt noch in gewohnter Weise seinen mancherlei Geschäften nachgehe; in Wirklichkeit aber hatte er das Steuer mehr und mehr in die Hand des jüngeren Theilhabers der Firma übergehen lassen; auch aus dem städtischen Collegium war er, zur stillen Befriedigung einiger ruheliebenden Mitglieder, seit

kurzer Zeit geschieden; es drängte ihn nicht mehr, in den Gang der kleinen Welt, welche sich um ihn her bewegte, einzugreifen.

Seit wieder die ersten scharfen Frühlingslüfte wehten, konnte man ihn oft auf der Bank vor seinem Hause sitzen sehen, trotz seiner jetzt fast weißen Haare als alter Schiffer ohne jede Kopfbedeckung. — Eines Morgens kam ein noch weißerer Mann die Straße hier herab und setzte sich, nachdem er näher getreten war, ohne Weiteres an seine Seite. Es war ein früherer Ökonom des Armenhauses, mit dem er als Stadtverordneter einst Manches zu verhandeln gehabt hatte; der Mann war später in gleicher Stellung an einen anderen Ort gekommen, jetzt aber zurückgekehrt, um hier in seiner Vaterstadt seinen Alterspfennig zu verzehren. Es schien ihn nicht zu stören, daß das Antlitz seines früheren Vorgesetzten ihn keineswegs willkommen hieß; er wollte ja nur plaudern, und er that es um so reichlicher, je weniger er unterbrochen wurde; und eben jetzt gerieth er an einen Stoff, der uner schöplicher als jeder andere schien. Hans Kirch hatte Unglück mit den Leuten, die noch weißer als er selber waren; wo sie von Heinz sprechen sollten, da sprachen sie von sich selber, und wo sie von allem Anderen sprechen konnten, da sprachen sie von Heinz. Er wurde unruhig und suchte mit schroffen Worten abzuwehren; aber der geschwägige Greis schien nichts davon zu merken. „Ja, ja; ei du mein lieber Herrgott!“ fuhr er fort, behaglich in seinem Redestrome weiter schwimmend, „der Hasselfriße und der Heinz, wenn ich an die beiden Jungen denke, wie sie sich einmal die großen Anker in die Arme brannten! Ihr Heinz, ich hörte wohl, der mußte vor dem Doctor liegen; den Hasselfriße aber hab ich selber mit dem Hasselstock curirt.“

Er lachte ganz vergnüglich über sein munteres Wortspiel; Hans Kirch aber war plötzlich aufgestanden und sah

mit offenem Munde gar grimmig auf ihn herab. „Wenn Er wieder schwagen will, Friß Peters,“ sagte er, „so suche Er sich eine andere Bank; da drüben bei dem jungen Doctor steht just eine nagelneue!“

Er war ins Haus gegangen und wanderte in seinem Zimmer hin und wider; immer tiefer sank sein Kopf zur Brust hinab, dann aber erhob er ihn allmählich wieder. Was hatte er denn eigentlich vorhin erfahren? Daß der Hasselfrige ebenfalls das Ankerzeichen hätte haben müssen? Was war's denn weiter? — Welchen Gast er von einem Sonntag bis zum anderen oder ein paar Tage noch darüber bei sich beherbergt hatte, darüber brauchte ihn kein Anderer aufzuklären.

Und auch dieser Tag ging vorüber, und die dann kamen, nahmen ihren regelmäßigen Verlauf. — Im Oberhause wurde ein Kind geboren; der Großvater frug, ob es ein Junge sei; es war ein Mädchen, und er sprach dann nicht mehr darüber. Aber was hätte es ihm auch geholfen, wenn es ein künftiger Christian oder günstigen Falles ein Hans Martens gewesen wäre! Nur die Unruhe, die jetzt oft nächstens über seinem Kopfe in dem Schlafzimmer des jungen Baares herrschte, störte ihn.

Eines Abends, da es schon Herbst geworden — es jährte sich gerade mit der Abreise seines Sohnes —, war Hans Kirch wie gewöhnlich mit dem Schlage zehn in seine nach der Hofseite gelegene Schlafkammer getreten. Es war die Zeit der Äquinoctialstürme, und hier hinaus hörte man die ganze Gewalt des Wetters; bald heulte es in den obersten Luftschichten, bald fuhr es herab und tobte gegen die kleinen Fensterscheiben. Hans Kirch hatte seine silberne Taschenuhr hervorgezogen, um sie, wie jeden Abend, aufzuziehen; aber er stand noch immer mit dem Schlüssel in der Hand, hinaushorchend in die wilde Nacht.

Das Balken- und Sparrenwerk des neuen Daches frachte,

als ob es aus den Fugen solle; aber er hörte es nicht; seine Gedanken fuhren draußen mit dem Sturm. „Südsüdwest!“ murmelte er vor sich hin, während er den Uhrschlüssel in die Tasche steckte und die Uhr unaufgezogen über seinem Bette an den Haken hing. — Wer jetzt auf See war, hatte keine Zeit zum Schlafen; aber er war ja seit lange nicht mehr auf See; er wollte schlafen, wie er es bei manchem Sturm hier schon gethan hatte; die Stürme kamen ja allemal im Äquinocium, er hatte sie so manches Mal gehört.

Aber es mußte heute noch etwas Anderes dabei sein; Stunden waren schon vergangen, und noch immer lag er wach in seinen Kissen. Ihm war, als könne er Hunderte von Meilen weit hinaushorchen nach einem klippenvollen Küstenwasser des Mittelländischen Meeres, das er in seiner Jugend als Matrose einst befahren hatte; und als endlich ihm die Augen zugefallen waren, riß er gleich darauf mit Gewalt sich wieder empor; denn ganz deutlich hatte er ein Schiff gesehen, ein Vollschiff mit gebrochenen Masten, das von thurm hohen Wellen auf und ab geschleudert wurde. Er suchte sich völlig zu ermuntern, aber wieder drückte es ihm die Augen zu, und wiederum erkannte er das Schiff; deutlich sah er zwischen Bugspriet und Vorderstegen die Gallion, eine weiße mächtige Fortuna, bald in der schäumenden Fluth versinken, bald wieder stolz emportauschen, als ob sie Schiff und Mannschaft über Wasser halten wolle. Dann plötzlich hörte er einen Krach; er fuhr jäh empor und fand sich aufrecht in seinem Bette sitzend.

Alles um ihn her war still, er hörte nichts; er wollte sich besinnen, ob es nicht eben vorher noch laut gestürmt habe; da überfiel es ihn, als sei er nicht allein in seiner Kammer; er stützte beide Hände auf die Bettkanten und riß weit die Augen auf. Und — da war es, dort in der Ecke stand sein Heinz; das Gesicht sah er nicht, denn der Kopf war gesenkt, und die Haare, die von Wasser triefen, hingen

über die Stirn herab; aber er erkannte ihn dennoch — woran, das wußte er nicht und frug er sich auch nicht. Auch von den Kleidern und von den herabhängenden Armen troß das Wasser; es floß immer mehr herab und bildete einen breiten Strom nach seinem Bette zu.

Hans Kirch wollte rufen, aber er saß wie gelähmt mit seinen aufgestemmtten Armen; endlich brach ein lauter Schrei aus seiner Brust, und gleich darauf auch hörte er es über sich in der Schlafkammer der jungen Leute poltern, und auch den Sturm hörte er wieder, wie er grimmig an den Pfosten seines Hauses rüttelte.

Als bald danach sein Schwiegerjohn mit Lichte hereintrat, fand dieser ihn in seinen Kissen zusammengesunken. „Wir hörten Euch schreien,“ frug er, „was ist Euch, Vater?“

Der Alte sah starr nach jener Ecke. „Er ist todt,“ sagte er, „weit von hier.“

— „Wer ist todt, Vater? Wen meint Ihr? Meint Ihr Euren Heinz?“

Der Alte nickte. „Das Wasser,“ sagte er; „geh da fort, du stehst ja mitten in dem Wasser!“

Der Jüngere fuhr mit dem Lichte gegen den Fußboden: „Hier ist kein Wasser, Vater, Ihr habt nur schwer geträumt.“

„Du bist kein Seemann, Christian; was weißt du davon!“ sagte der Alte heftig. „Aber ich weiß es, so kommen unsere Todten.“

„Soll ich Euch Lina schicken, Vater?“ frug Christian Martens wieder.

„Nein, nein, sie soll bei ihrem Kinde bleiben; geh nur, laß mich allein!“

Der Schwiegerjohn war mit dem Lichte fortgegangen, und Hans Kirch saß im Dunkeln wieder aufrecht in seinem Bette; er streckte zitternd die Arme nach jener Ecke, wo eben noch sein Heinz gestanden hatte; er wollte ihn noch einmal sehen, aber er sah vergebens in undurchdringliche Finsterniß.

— — Es ging schon in den Vormittag, als Frau Lina, da sie unten in die Stube trat, das Frühstück ihres Vaters unberührt fand; als sie dann in die Schlafkammer ging, lag er noch in seinem Bette; er konnte nicht aufstehen, denn ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, freilich nur an der einen Seite und ohne ihn am Sprechen zu behindern. Er verlangte nach seinem alten Arzte, und die Tochter lief selbst nach dem Hause des Justizraths und stand bald wieder zugleich mit diesem an des Vaters Lager.

Es war nicht gar so schlimm, es würde wohl so vorübergehen, lautete dessen Ausspruch. Aber Hans Kirch hörte kaum darauf; mehr als bei seiner Krankheit waren seine Gedanken bei den Vorgängen der verflossenen Nacht: Heinz hatte sich gemeldet, Heinz war todt, und der Todte hatte alle Rechte, die er noch eben dem Lebenden nicht mehr hatte zugestehen wollen.

Als Frau Lina es ihm ausreden wollte, berief er sich eifrig auf den Justizrath, der ja seit Jahr und Tag in manches Seemannshaus gekommen sei.

Der Justizrath suchte zu beschwichtigen: „Freilich,“ fügte er hinzu, „wir Ärzte kennen Zustände, wo die Träume selbst am hellen Werktag das Gehirn verlassen und dem Menschen leibhaftig in die Augen schauen.“

Hans Kirch warf verdrießlich seinen Kopf herum: „Das ist mir zu gelehrt, Doctor; wie war's denn damals mit dem Sohn des alten Rickerts?“

Der Arzt faßte den Puls des Kranken. „Es trifft, es trifft auch nicht,“ sagte er bedächtig; „das war der ältere Sohn; der jüngere, der sich auch gemeldet haben sollte, fährt noch heute seines Vaters Schiff.“

Hans Kirch schwieg; er mußte es doch besser als alle Anderen, was weit von hier in dieser Nacht geschehen war.

*

*

*

Wie der Arzt es vorher gesagt hatte, so geschah es. Nach einigen Wochen konnte der Kranke das Bett und allmählich auch das Zimmer, ja sogar das Haus verlassen; nur bedurfte er dann, gleich seiner Schwester, eines Krückstockes, den er bisher verschmäht hatte. Von seinem früheren Zähzorn schien meist nur eine weinerliche Ungebuld zurückgeblieben; wenn es ihn aber einmal wie vordem überkam, dann brach er hinterher erschöpft zusammen.

Als es Sommer wurde, verlangte er aus der Stadt hinaus, und Frau Vina begleitete ihn mehrmals auf dem hohen Uferwege um die Bucht, von wo er nicht nur die Inseln, sondern ostwärts auch auf das freie Wasser sehen konnte. Da das Ufer an mehreren Stellen tief und steil gegen den Strand hinabfällt, so wagte man ihn hier nicht allein zu lassen und gab ihm zu anderen Malen, wenn die Tochter keine Zeit hatte, einen der Arbeiter oder sonst eine andere sichere Person zur Seite.

— — Auf den Sommer war der Herbst gefolgt, und es war um die Zeit, da Heinzens kurze Einker in das Elternhaus zum zweiten Mal sich jährte. Hans Kirch saß auf einem sandigen Vorsprunge des steilen Ufers und ließ die Nachmittagssonne seinen weißen Kopf bescheinen, während er die Hände vor sich auf seinen Stock gefaltet hielt und seine Augen über die glatte See hinausstarrten. Neben ihm stand ein Weib, anscheinend in gleicher Theilnahmlosigkeit, welche den Hut des alten Mannes in der herabhängenden Hand hielt. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen; aber nur ein schärferes Auge hätte in diesem Antlitz die Spuren einer früh zerstörten Anmuth finden können. Sie schien nichts davon zu hören, was der alte Schiffer, ohne sich zu rühren, vor sich hinsprach; es war auch nur ein Flüstern, als ob er es nur den leeren Lüften anvertraue; allmählich aber wurde es lauter: „Heinz, Heinz!“ rief er. „Wo ist Heinz Kirch geblieben?“ Dann wieder bewegte er

langsam seinen Kopf: „Es ist auch einerlei, denn es kennt ihn Keiner mehr.“

Da seufzte das Weib an seiner Seite, daß er sich wandte und zu ihr auffah. Als sie das blasse Gesicht zu ihm niederbeugte, suchte er ihre Hand zu fassen: „Nein, nein, Wieb, du — du kanntest ihn; dafür“ — und er nickte vertraulich zu ihr auf — „bleibst du auch bei mir, so lang ich lebe; und auch nachher — ich habe in meinem Testament das festgemacht; es ist nur gut, daß dein Taugenichts von Mann sich todt getrunken.“

Als sie nicht antwortete, wandte er seinen Kopf wieder ab, und seine Augen folgten einer Möve, die vom Strande über das Wasser hinausflog. „Und dort,“ begann er wieder, und seine Stimme klang jetzt ganz munter, während er mit seinem Krückstock nach dem Warder zeigte, „da hat er damals dich herumgefahren? Und dann schalten sie vom Schiff herüber?“ — Und als sie schweigend zu ihm herabnickte, lachte er leise vor sich hin. Aber bald verfiel er wieder in sein Selbstgespräch, während seine Augen vor ihm in die große Leere starrten. „Nur in der Ewigkeit, Heinz! Nur in der Ewigkeit!“ rief er, in plötzliches Weinen ausbrechend, und streckte zitternd beide Arme nach dem Himmel.

Aber seine laut gesprochenen Worte erhielten diesmal eine Antwort. „Was haben wir Menschen mit der Ewigkeit zu schaffen?“ sprach eine heißere Stimme neben ihm. Es war ein herabgekommener Tischler, den sie in der Stadt den „Socialdemokraten“ nannten; er glaubte ein Loch in seinem Christenglauben entdeckt zu haben und pflegte nun nach Art geringer Menschen gegen Andere damit zu trozen.

Mit einer raschen Bewegung, die weit über die Kraft des gebrochenen Mannes hinauszugehen schien, hatte Hans Kirch sich zu dem Sprechenden gewandt, der mit verschrankten Armen stehen blieb. „Du kennst mich wohl nicht, Zürgen Hans?“ rief er, während der ganze arme Leib ihm

zitterte. „Ich bin Hans Kirch, der seinen Sohn verstoßen hat, zweimal! Hörst du es, Jürgen Hans? Zweimal hab ich meinen Heinz verstoßen, und darum hab ich mit der Ewigkeit zu schaffen!“

Der Andere war dicht an ihn herantreten. „Das thut mir leid, Herr Kirch,“ sagte er und wog ihm trocken jedes seiner Worte zu; „die Ewigkeit ist in den Köpfen alter Weiber!“

Ein fieberhafter Blick fuhr aus den Augen des greisen Mannes. „Hund!“ schrie er, und ein Schlag des Krückstocks pfiff jäh am Kopf des Anderen vorüber.

Der Tischler sprang zur Seite, dann stieß er ein Hohn-gelächter aus und schlenderte den Weg zur Stadt hinab.

Aber die Kraft des alten Mannes war erschöpft; der Stock entfiel seiner Hand und rollte vor ihm den Hang hinunter, und er wäre selber nachgestürzt, wenn nicht das Weib sich rasch gebückt und ihn in ihren Armen aufgefangen hätte.

Neben ihm knieend, sanft und unbeweglich, hielt sie das weiße Haupt an ihrer Brust gebettet, denn Hans Kirch war eingeschlafen. — Das Abendroth legte sich über das Meer, ein leichter Wind hatte sich erhoben, und drunten rauschten die Wellen lauter an den Strand. Noch immer beharrte sie in ihrer unbequemen Stellung; erst als schon die Sterne schienen, schlug er die Augen zu ihr auf: „Er ist todt,“ sagte er, „ich weiß es jetzt gewiß; aber — in der Ewigkeit, da will ich meinen Heinz schon wiederkennen.“

„Ja,“ sagte sie leise, „in der Ewigkeit.“

Vorsichtig von ihr gestützt, erhob er sich, und als sie seinen Arm um ihren Hals und ihren Arm ihm um die Hüfte gelegt hatte, gingen sie langsam nach der Stadt zurück. Je weiter sie kamen, desto schwerer wurde ihre Last; mitunter mußten sie stille stehen, dann blickte Hans Kirch nach den Sternen, die ihm einst so manche Herbstnacht an Bord seiner flinken Yacht geschehen hatten, und sagte: „Es geht

schon wieder," und sie gingen langsam weiter. Aber nicht nur von den Sternen, auch aus den blauen Augen des armen Weibes leuchtete ein milder Strahl; nicht jener mehr, der einst in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre junge Brust gerissen hatte, aber ein Strahl jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Trost des Lebens in sich schließt.

* * *

Noch während der nächsten Jahre, meist an stillen Nachmittagen und wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, konnte man Hans Kirch mit seiner steten Begleiterin auf dem Uferwege sehen; zur Zeit des Herbst-Aequinoctiums war er selbst beim Nordoststurm nicht daheim zu halten. Dann hat man ihn auf dem Friedhof seiner Vaterstadt zur Seite seiner stillen Frau begraben.

Das von ihm begründete Geschäft liegt in den besten Händen; man spricht schon von dem „reichen“ Christian Martens, und Hans Adams Tochtermanne wird der Stadtrath nicht entgehen; auch ein Erbe ist längst geboren und läuft schon mit dem Ranzen in die Rectorischule; — wo aber ist Heinz Kirch geblieben?

Zur Chronik von Grieshuus.

Zu meinen Jugendfreunden in der Heimath, wo uns die alte Gelehrtenschule nicht zu sehr den Geist verschnürte, gehörten die Wanderungen aus der Stadt ins Freie. Zwar ging es nicht, wie anderswo, durch Feld und Wald, auch selten nur durch Feld und Busch; denn nach Süden hin dehnte sich die Marsch mit ihrer weiten, von Wassergräben durchschnittenen Weidefläche, während nordwärts, zu Osten der nordfriesischen Küste, die sandige Geest aufsteigt, ohne Wälder oder Bäume, nur selten mit Schwarz- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander scheiden. Gleichwohl fand sich für die Knabenseele Augenweide und anregendes Geheimniß hier genug: über den Sand am Wegrande huschten die Schlupfwespen, flogen die schönen, grünen oder kupferfarbigen Cicindelen, an den gelbschimmernden Abstürzen der Sandgruben, die man hie und da passirte, zeichneten sich die dunklen Eingänge zu den unabreichbaren Nestern der Uferschwalbe; kletterte man hinauf und stampfte oben auf der dürren Boden- decke, so huschten, einer nach dem andern, die schlanken Vögel aus ihren Höhlen und wimmelten oft scharenweise in der Luft, während über ihnen aus nimmermüder Rehle der unablässige Gesang der Lerchen tönte.

Wohin es aber an freien Nachmittagen mich am stärk-

sten Locke, was auch noch jetzt mit seinem weltfremden Zauber der rauschendste Laubwald mir nicht ersetzen kann, das war die Haide, welche derzeit nach dieser Richtung hin noch unabsehbare Strecken mit ihrem bräunlichen Steppenfraut bedeckte. Besonders eine Stelle, welche von der Stadt aus nur nach mehrstündigem Wandern zu erreichen war, die ich aber gleichwohl am liebsten und fast immer nur allein besucht habe; und deutlich steht es vor mir, wie ich sie zuerst entdeckte.

Ich saß schon eine Zeit lang auf den Bänken unserer Prima, als ein stürmischer Octobernachmittag mit seiner nordischen Sagenstimmung mich herausgelockt hatte: kein Thier ließ sich sehen, der feine Sand flog in Wolken vor mir auf; nur einmal huschte ein grauer Vogel über den Weg und verschwand in einer Ritze des seitwärts laufenden Steinwalles. Nach ein paar Stunden erreichte ich ein kleines Dorf; es lag zwischen mageren abgeheimsten Feldern, der aus rohen Felsquadern aufgemauerte Thurm der tiefliegenden Kirche überragte kaum die niedrigen, nur selten durch eine Kiste oder Pappel halbverdeckten Strohdächer. Jenseit derselben begegnete mir ein alter Mann mit einer Furke auf der Schulter; „guten Tag!“ rief ich durch den Wind ihm zu; „guten Tag auch!“ wiederholte der Alte wie im Wiederhall; ich sah es nicht, aber ich glaubte es zu fühlen, wie er stehen blieb und mir verwundert nachsah.

Ich schritt rüstig durch den Wind hindurch, bald auf schmalem Feldweg, bald quer über Feld und Wälle; ein paar Mal flog die Mütze mir vom Kopf, aber der Boden stieg jetzt merklich aufwärts, und so war sie immer wieder bald zu haschen. Endlich stand ich vor der eingestürzten Wand einer ungewöhnlich großen, aber, wie es schien, seit lange außer Brauch gesetzten Sandgrube, welche mir jeden weiteren Ausblick wehrte. Als ich mit Hülfe einiger Winterbüsche emporgeklettert war, befand ich mich auf einer

ebnen Fläche; doch kaum ein halbes tausend Schritte weiter ging es, wenn auch ganz allmählich, wieder abwärts; und da hatte ich sie, die Haide.

Die Zeit ihrer Blüthe mit dem bläulich rothen Seidenschimmer war vergangen; düster, in ihrer ganzen feierlichen Einsamkeit, lag sie vor mir: ein breites muldenförmiges Thal, anscheinend ohne Unterbrechung von der dunklen Pflanzendecke überzogen, das sich wohl eine halbe Wegstunde weit zu meinen Füßen dehnte und sich dann durch die zusammenlaufenden, fast ganz mit niedrigem Eichenbusch bedeckten Höhenseiten abschloß.

Ich war oben bis an den Rand der Fläche vorgetreten: ein schmaler, scheinbar wenig benutzter Fußsteig lief in das Haidethal hinab und mochte drüben an dem jetzt kaum erkennbaren Ausgange der Thalmulde wieder zur Ebene emporsteigen. Als meine Blicke länger an dem fernen Punkt gehaftet hatten, meinte ich den Rest eines thurmartigen Mauerwerkes zu gewahren; aber die Dämmerung brach jetzt rasch herein, im Westen lagerte unter schwarzvioletten Wolken ein Streifen düsteren Abendroths, und die Nacht begann das Haidethal zu füllen; auf den Höhen hörte ich wohl das Säusen des Windes in den Krüppelreihen; aber meine Augen sahen bald auch hier nur ein unterschiedloses graues Wogen. Nur meine Phantasie hatte sich dort den Thurm erbaut: „Nicht jetzt, einst,“ sagte ich mir, „hatte ein derartiges Gemäuer dort gestanden“; denn ich glaubte plötzlich zu wissen, wohin der Zufall mich geführt hatte. Nicht, daß ich jemals selber hier gewesen wäre; aber mit aufhorchenden Knabenohren hatte ich, und mehr als einmal, von diesem Orte reden hören.

Ich wandte mich zurück, denn es trieb mich, trotz der Dunkelheit noch nähere Zeichen aufzuspüren; auch hatten am Westhimmel die Wolken sich verzogen, und es leuchtete noch ein letzter Abendschein über den mit kurzem Gras und

Thymian bewachsenen Boden. Und bald, hin und wieder gehend, erkannte ich breite Streifen auf demselben, die in hellerer Färbung nicht so ganz das farge Licht verschlangen, wo wie aus Schutt nur dürre Halme aufgeschossen waren. Augenscheinlich hatte ich drei Seiten eines geräumigen Vierecks vor mir; zwei derselben liefen bis an den Rand der Grube, die fehlende, welche das Ganze abgeschlossen hatte und von der an der Südostecke nur noch ein Stück erkennbar war, mußte darüber hinaus gelegen haben und später fortgegraben sein. Als ich mich über den Rand der Grube beugte, bemerkte ich drunten ein paar gewaltige Granitquadern, wie sie zu Fundamenten breiter Mauern dienen, die zwischen Backsteinrümern aus dem Sande ragten.

Gegenüber, nach der Thalmulde zu, schien eine kleinere, viereckige Zeichnung zwischen schmälern Streifen anzudeuten, daß einst ein Thorhaus hier gewesen sei.

„Grieshuus!“ rief ich fast laut. „Hier hat Grieshuus gestanden!“

Noch einmal war ich gegen den Rand der Fläche vorgetreten und blickte in die jetzt so große Einsamkeit hinaus. Es reizte mich, da vor meinen Füßen den nur noch für die nächsten Schritte erkennbaren Haidestieg hinabzugehen; aber, ein Wort war plötzlich in mir laut geworden: „die schlimmen Tage!“ Wenn eben jetzt die schlimmen Tage wären! — Unwillkürlich hielt es mich zurück: ein Aberglaube schwebte über dieser Haide, der letzte Schatten eines düsteren Menschenschicksals, womit ein altes Geschlecht von der Erde verschwunden war. Es sollte eine Zeit im Jahre geben oder einst gegeben haben, wo dem, welcher nach Sonnenuntergang dies Thal durchschritt, etwas Furchtbares widerfuhr, das die Kraft seines Lebens abstumpfte, wenn nicht gar völlig aushat.

Auch war nicht Alles Sage; man wußte noch von denen, welche als die Letzten hier gehaust hatten, wo jetzt

der Sturm über die Haide fegte. Zum Theil lag es in alten Archiven, und es kam jeweilig bei dem Auffuchen eines vergrabenen Documentes mit diesem oder jenem Brocken an das Tageslicht; Anderes hatten die Augen der damals Lebenden gesehen, oder ein Wort, ein Ton, den man zu deuten mußte, hatte hier oder dort die Luft ihnen zuge- tragen; und an Winterabenden, hinter dem Bierkrug wie am Spinnrad, nicht nur im Dorfe, auch drüben in der Stadt, saß man beisammen und erzählte und fügte scheinbar sich Fernliegendes an einander, von den Urahnen herab bis fast an den heutigen Tag; denn außer auf einem, gar bald fürstlich und dann königlich gewordenen Gute hatte kein anderes Adelsgeschlecht in unserer Nachbarschaft geessen.

* *

*

An jenem Tage war ich spät erst heimgekommen, freilich zum Schlafen früh genug; denn immer wieder stiegen die alten Mauern vor mir aus dem Boden: ich stand in dem unverschlossenen Hofe und sah durch den gewölbten Thorweg auf das Haidethal hinaus: auf beiden Höhengseiten zogen sich jetzt dichte Eichenwälder bis drüben an den Aufstieg, wo ihre Kronen sich vereinten; der Mond stand am Himmel und beleuchtete dort ein stumpfes Thurmgemäuer; mir war, als sähe ich eine hohe Gestalt in die Haide hinabschreiten und dort verschwinden. Während von den Höhen das Klauschen der mächtigen Laubmassen, die der Sturm bewegte, an mein Ohr drang, hatte ich mich umgewandt: ich sah auf die langgestreckte Front des Hauses, dessen graue Mauern von einer Doppelreihe niedriger Fenster durchbrochen waren; in der Mitte unter einem spitzen Treppengiebel lag das hohe Hausthor, von welchem eine Steintreppe mit breiten Beischlägen auf den weiten Hof hinabließ. — Schon wollte ich hinauf und in das Innere des Hauses treten;

aber das Brausen des Sturmes wurde stärker, und ich sah plötzlich nichts, als nur den Sand in Wirbeln über einem leeren Absturz treiben.

Die Bilder, welche in dieser Nacht in mir lebendig wurden, waren nicht nur Phantasiegemälde; in einem älteren Werke über die einstigen Herrnsitze unseres Landes, das vor Jahren mir zur Hand gekommen war, hatte ich den Grundriß nebst einer kleinen äußeren Ansicht von Griesshuus gefunden und mich schon derzeit ganz darin vertieft. Von nun an aber ließ es mir keine Ruhe mehr; wo ich irgend in Schrift- und Druckwerk oder im Gedächtniß eines Menschen derart Verborgenes witterte, mußte es hervorgegraben werden; vom Bürgermeister bis zu dem würdig redenden Barbier und Amtschirurgus, dessen Becken, wie der Staupbesen unseres letzten Scharrichters, durch Jahrhunderte auf den jetzigen Inhaber herabgeerbt waren, mußten mir alle still halten. Auch trugen mein Fleiß und meine Unerschämtheit mir unerwartet reiche Frucht; mein Vater aber, wenn er mich die eingeheimsten Kunden in das eigens dazu hergerichtete Heft eintragen sah, nannte mich scherzend den „Chronisten von Griesshuus“.

Und als solcher, nachdem seit damals wiederum ein halbes Jahrhundert abgelaufen ist, will ich es jetzt erzählen.

Erstes Buch.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und noch während eines Decenniums später saß zu Griesshuus ob der Haidenmulde, „baven de Haidkul“, wie es in gleichzeitigen Acten heißt, ein Junker, dessen Familienname seit lange aus den Geschlechtsregistern unseres Adels verschwunden ist; auch weiß man von ihm selber nicht viel mehr, als daß seine Wirthschaft und sein Wappen die beiden Dinge gewesen sind, von denen er, wenn überhaupt, bei gutem Trunk am

breitesten geredet hat; wie er dafür gerühmt worden, daß er seinen Acker nicht verunkrauten lasse, so hat er auch mit lebender und fast mit todter Hand gewehret, daß sein adeliges Blut sich nicht an dem gemeinen rothen Blut verfärbe. Gereiset ist er stets im Sattel; doch wenn die Glocken zum Gottesdienst geläutet haben, ist er in einen offenen Kastenwagen mit hohen rothen Rädern eingestiegen; denn als Patron stand ihm allein das Recht zu, auf dem Kirchhof bis vor den Eingang in die Kirche anzufahren; das durfte nicht versäumt werden. An der Ostseite der Mauer, wo die Grustcapelle war, befinden sich noch jetzt zwei ungefüge Ringe, an denen der Fuhrknecht dann die Pferde anband. Aber das alte Haus hat derzeit, die seinen ungerchnet, nur auf vier Augen noch gestanden.

Ein Paar von Zwillingenbrüdern ist es gewesen, im Anfang fast sich gleich an Antlitz und schlanker Wohlgestalt: ein schmales Haupt mit hart an der vorspringenden Nase stehenden Augen und schwarzbraunem Haupthaar ist Allen dieses Geschlechtes eigen gewesen; bei dem ältesten der Brüder aber, dem Junker Hinrich, hat an den Schläfen sich das Haar gleich einem dunklen Gefieder aufgesträubt, so daß man ihn mit seinen grauen, oft jähe Funken werfenden Augen einem Adler soll verglichen haben. Bei dem Junker Detlev dagegen ist das anfangs wellige Haar allmählich schlichter worden, bis es in Strähnen auf das Wammis herabfiel, und wenn, was drum nicht seltener geschehen, Born oder Grimm ihn überkommen, so sind seine Augen wie stumpf geworden, und hat Niemand sehen können, was dahinter vorgegangen. Es ist nicht kund geworden, daß er den Hörigen oder dem Gesinde etwas Übles angethan, aber dennoch sind sie gern ihm aus dem Weg gegangen, als ob solches gleichwohl von ihm zu fürchten sei.

Zwischen den Brüdern soll kaum je ein Zank, noch weniger aber eine Kameradschaft gewesen sein, ersteres wohl

nur, weil jeder seinen eigenen Weg gegangen; denn während der Jüngere Liebling des Informators gewesen und auch noch nach den Lehrstunden in ihrer Kammer über den Büchern gelesen ist, hat der Ältere alsbald den Bauern und Knechten draußen bei der Arbeit zugehört, auch wohl selber Sichel oder Pflug mit angefaßt; am liebsten ist er aus dem Thorweg und dann geradezu den Fußweg durch die Haidemulde hinabgerannt und hat drüben oberhalb des Aufstiegs, wo mit mächtigen Kronen die Wälder auf den Höhenseiten zu einander trafen, bei dem alten Revierjäger angeklopft, der dort mit einem Knechte in einem thurmartigen Aufbau hauste. Unterveilen, wenn er trotz dessen Warnung an Spätherbstnachmittagen, die Mütze in der Hand, mit heißen Wangen durch das Hofthor stürzte, hat wohl der Alte ihn gescholten: „Was ist? Du hast den Wolf gesehen!“ und „Komm mir so allein nicht wieder, Junker Heinrich!“ Dann hat der Bube nur gelacht: „Brumme nicht, Dwe Heikens! Komm und laß uns nun die Grube richten!“ Und dann ist der Alte doch nur zu gern mit ihm gegangen.

Der Vater mochte, soweit er darum wußte, dies Alles so geschehen lassen; denn obwohl ihm das Gut zu freier Erbverfügung stand, so war doch nach Haus- und Landesbrauch der Erstgeborene allzeit als künftiger Gutsherr angesehen worden, auch mag der Knabe selber solchen Sinns gewesen sein; die Bauern aber und die Hofesleute sind, je mehr die Brüder aufgewachsen, deß nur immer froher worden. Zwar ist der Junker Heinrich, wie auch sonst die Meisten seines Stammes, jach zur That gewesen; der Bibel spruch, das „Selig sind die Sanftmüthigen“, den bei der Einsegnung der beiden Brüder der Geistliche ihm auf den Weg gab, hat dagegen nicht verschlagen wollen. Denn nicht lange danach war es, an einem Novembernachmittage; die Dämmerung fiel schon herab, und noch immer suchte er

nach seinem weißen Leibhund, den er seit Mittag schon vermisse. Grollend war er aus dem Thorweg und bis zum Abstieg vorgechritten: „Tiras! Tiras!“ schrie er; dann ließ er durch die Fingerringe einen gellen Pfiff erschallen; und alsbald, da er sich lauschend vorgebeugt, kam es wie Klage-laute drunten aus der Haide. Da lief er in das hohe Kraut hinab, dem Schalle folgend, der wieder und immer näher ihm entgegendrang, und schon erkannte er einen von den Knechten, der trug das große Thier auf seinen Armen. „Was soll das?“ rief er, „laß den Hund zu Boden!“

Das Thier aber streckte winselnd den Kopf nach seinem Herrn. „Es geht nicht,“ sagte der Knecht; „unten am Moorloch hat er im Fuchseisen festgefressen.“

Der Junker stieß einen Fluch aus und wuchtete in der Faust den dicken Knotenstock, womit er es vorhin dem Hunde zugehakt hatte: „Wo ist Hans Christoph?“ frug er. „Er sollt es fortnehmen; schon vor Mittag hatt ich's ihm geheßen.“

„Der Junge ist was vergeßlich, Herr; ich denk, er ist wohl schon zu Hof gegangen.“

Als der Junker nach der wunden Pfote faßte, schrie das Thier erbärmlich. „Vorwärts,“ rief er dem Knechte zu; „wir wollen auch zu Hof!“

Der Junge Hans Christoph aber stand noch droben vor dem Thorhaus und ein süßes zehnjähriges Dirnlein neben ihm. „Was willst du denn so spät noch?“ frug er; „es wird ja bald dunkel, eh du wieder heim im Dorf bist; und hörst du? Es kommt Unwetter aus Nordwest!“

„Ja,“ sagte sie und nickte mit ihrem blonden Köpfchen, „ich fürcht mich auch; aber ich trag hier Schriften, die so spät erst fertig worden; mein Vater hat sie für euren alten Herrn geschrieben, und du könntest sie ihm wohl bringen; ich scheu mich so vor ihm.“

Aber Hans Christoph antwortete nicht; mit entsehten

Augen starrte er auf den kleinen Zug, der eben jetzt den Haidestieg hinaufkam; denn in erschreckender Deutlichkeit baumelte das vergessene Eisen an der Hand des vorausgehenden Knechtes; darüber erblickte er den weißen Hund, der gleich einem wunden Wild auf dessen Armen lag. Und schon waren sie oben, und der Junker stand mit grimmem, schier verzerrtem Antlitz vor dem Jungen.

„Herr! Ach, Herr!“ Im Schrecken suchte der des Junkers Arm zu fassen; aber schon hatte der schwere Stock des Jungen Kopf getroffen, daß er lautlos auf den Boden fiel.

Ein Schrei des blonden Dirnleins hat die Stille unterbrochen: „Pfui, pfui, der böse Junker!“ Einen Augenblick noch hat sie groß und angstvoll zu ihm aufgeschaut; dann unter stürzenden Thränen die Schriften, die sie noch in Händen hatte, von sich werfend, ist sie den Seitenstieg hinabgerannt, der um die Gebäude nach dem Dorfe führte.

Der Junker Hinrich, der wie leblos dagestanden, ist plötzlich aufgefahren: „Bärbe! Bärbe!“ denn er pflegte mit dem Kinde sonst manch gütig Wort zu reden; dann aber, da sie ihn nicht hörte, hat er sich über den wimmernden Jungen auf den Boden hingeworfen, Haar und Wangen ihm gestreichelt und ihm lezlich mit dem Knechte nach seiner Kammer und auf sein eigen Bett getragen.

Die dicke Ausgeberin, die mit der Magd schon vor der Küchentür gestanden, ist eifrig hinterher getrabt: „Nun, Junker, da habt Ihr Sauberes angerichtet; da draußen nichts als Nacht und Unwetter, und der Chirurgus meilenweit da drüben in der Stadt!“

Der Junker hat kein Wort darauf erwidert, aber er ist fort- und nach dem Hof hinabgerannt; und kaum eine Stunde später hat er auf seines Vaters großem Rappen vor dem Stadtthor angehalten. Als aber nach vielem Rufen ihm geöffnet worden, war auf den dunklen Gassen groß Gewimmel und Gejauchze; war doch am Nachmittage von

gesamnten Zimmerleuten aus Stadt und Amt der neue Galgen vor dem Ofterthore in Präsenz des worthabenden Bürgermeisters aufgerichtet und ihnen dann frei Bier in großen Tonnen vom Magistrat verabreicht worden; da haben die anderen Gewerke auch nicht trocken sitzen wollen, und sind auf den Abend viel lustiger Leute in der Stadt gewesen.

An einem Häuschen, das sich auch im Dunklen durch die im Winde klappernden Becken kenntlich machte, hatte der Junker seinen Rappen angebunden. „Holla, Frau Meisterin, ist denn Ihr Mann noch auf den Beinen?“

Die alte Frau, die mit einem qualmenden Lämpchen im Hausflur vor ihm stand, gab keine Antwort; mit verstürztem Antlitz wandte sie sich um und lief in eine Kammer. „He, Nicolaus, Nicolaus!“ hörte er sie rufen, „der Junker von Griesshuus steht draußen!“

Aber der Junker stand schon in der Kammer und vor der Bettstatt, wo der Amtschirurgus schnarchend und voll süßen Bieres auf den Kissen lag. Da haben er und die Frau Meisterin den trunkenen Mann mit gütlichen Worten sanft gerüttelt, bis die müde Seele wie aus eines Brunnens Tiefe an die Oberwelt gelangte; als aber die mageren Beine nicht aus der Bettstatt vorwärts wollten, hat der Junker zur Ermunterung mit seiner Peitsche hin und her geklatscht, und als die Frau darüber schier verschrocken worden, dem Manne selbst in Wamms und Hosen helfen müssen. „So, Meister Nicolaus, Er braucht heut keine Sporen; und soll der Ritt ihm gut vergolten werden!“ Dann hat er ihm den Mantel umgeworfen und den Hut aufs Haupt gestülpt: „Nun das Verbandzeug und das Apostalipflaster!“

Und eh er sich's versehen, hat der Amtschirurgus hinter dem Junker hoch zu Ross gesessen, die Kniee aufgezogen, die Hände um des Reiters Leib geklammert.

„Ade, Frau Meisterin!“ Und unter des Junkers Sporen ist der hochbeinige Rappe durch die dunklen Gassen hin-

geflogen, dann durch das Thor und über die Felder in die Nacht hinaus. Als sie, schon nahe an Griesshuus, bei der Kirche im Dorf vorüberbrausten, hat der Küster, der eben von einer Hochzeit kam, ein „Alle guten Geister!“ ausgestoßen und gemeinet, daß ein Hexenpaar an ihm vorbeifliege; denn der Mantel des Amtschirgus hat wie ein Weiberrock im Wind gestanden.

Und endlich flapperten des Rappen Hufen in der Thorfahrt von Griesshuus.

„Da bring ich ihn, Greth-Vise!“ rief der Junker fröhlich, als er den hageren Chirurgus vorab in die Kammer schob.

„Still, still, Junker Hinrich!“ und die wackere Alte, welche eben des Jungen Kopf mit Wasser kühlte, winkte dem Eintretenden abwehrend mit der Hand; „hier liegt ein Kranker, den Ihr selbst gemacht habt.“

Da warf der Junker sich vor dem Jungen an die Bettstatt: „Hans Christoph, verflag mich nicht da oben! Wir wollen's noch bei Lebzeit wett zu machen suchen!“ Der Bursche aber richtete sich stöhnend auf dem Ellenbogen in die Höhe, so daß die Füße mit den groben Nagelschuhen, die man nicht abgenommen hatte, aus den Decken fuhren. „Junkherr,“ sagte er bittend, „dann laffet unsern Tiras auch von dem Balbirer doctern!“

„Den Tiras?“ — Dem Junker wollte die Stimme nicht recht aus der Kehle, und eine Weile hat er ihm nur eifrig zugewinkt. „Ja, ja, Hans Christoph, auch den Tiras!“

Und danach hat der Amtschirurgus, dem der Nachtwind allen Dunst vom Hirn gefeget, sein barmherzig Werk verrichtet; an dem Jungen erst, dann an dem Hunde; und an beiden ist die Kunst des Mannes nicht zu Schanden worden.

Zwar hat der Herrensohn noch manche Nacht im Wechsel mit der unermüdlchen Greth-Vise Krankenwacht gehalten; als aber eines Morgens der weiße Hund mit Sprüngen in

die Kammer tobte und dann der Junker rief: „Tiras, hallo, so gieb Hans Christoph doch die Pfote!“ da hat der Junge vor Freuden hell aufgelacht und ist nach ein paar Tagen selbst vom Lager aufgestanden.

Nur nach dem blonden Dirnlein hat der Junker Hinrich noch manch einmal vergebens ausgeschaut, auch unterweilen sich verdrossen abgewandt, wenn statt ihrer ein verhußelt Männlein mit Schriftwerk in der Hand den Anberg zu Griesshuus hinaufgestiegen ist.

— — Von dem jüngeren Zwillingbruder, welcher dertzeit in der Klosterschule zu Bordesholm geessen, ist solcherlei Gewaltthat niemals fund geworden; als man später ihm davon berichtet, hat er zu beidem, was vor und nach geschehen, den Kopf geschüttelt und nur gesagt: „Er weiß nicht, was uns ziemet.“ Zu dem Bruder selber hat er nie ein Wort davon geredet.

Auf der Universität zu Leipzig, die er bald danach beschritten, hat er seine Juridica und Humaniora mit Fleiß tractirt, auch sich in allen Dingen wohl verhalten, insonders bei der wälischen Kleiderhoffart, die dort arg im Schwange ging, ein jedes Übermaß vermieden. Gleichwohl, da er eines Sonntagnachmittages während der Vacanzzeit mit dem Bruder durch das Dorf hinabschritt, reckten alle Bauern nebst Kindern und Gefinde den Hals aus Thür und Fenstern, um dem gelehrten Herrn in seiner Marnodekleidung, mit dem weißgepuderten Kopfe, Kniebändern und Manschetten, nachzuschauen. Als später Junker Hinrich den Weg allein zurückschritt, im grauen Wammis, die Ledermütze mit der Falkenfeder auf dem dunklen, kurz gestutzten Haar, da waren es nur die jungen Dirnen, welche möglichst weit die Augen aufthaten; nur waren sie in die Tiefe des dunklen Flurs zurückgetreten oder bargen sich hinter der offenen Hausthür und sahen heimlich durch den Spalt, so lange es irgend reichen mochte.

Es wäre nicht noth gewesen, der Junker Hinrich hatte kein Auge für die Dirnen; so wenig, daß die jungen Knechte, die sich deß doch hätten getröstet mögen, von ihm zu sagen pflegten, der Junker sei wohl schon ein Kerl; nur in dem Einen nicht!

Um ein paar Jahre später hat gleichwohl auch ihm seine Stunde schlagen müssen; eine schicksalschwere, mit der die letzte seines Hauses angebrochen ist.

— — Jene arge Zeit war damals über unser Land gekommen, deren Greuel unter dem Namen des „Polackenkrieges“ noch lange beim Bierkrug wie am Spinnrad im Gedächtniß blieben. Zwar unser Herzog führte keinen Krieg, er redete zum Frieden: aber von den Streitenden war der junge schwedische Kriegsfürst seiner Tochter Mann, der mißtrauische Dänenkönig war der Mitregent der Lande und schonte weder diese, noch den Herzog, seinen Schwesterjohn. Nicht dessen drückende Brandschatzung war indeß das Schlimmste; aber ihm zu Hülfe überschwemmte fremdes Volk das Land: Kaiserliche und Brandenburger, am gefürchtetsten die Polen, unter denen Türken und Tartaren mitzogen; sie plünderten und vergewaltigten und erschlugen, so sie es vermochten, was sich widersetzte.

Unter den trotz solchen Schreckens Couragirten zählte ein altes verbissenes Männlein, das Zeit seines Lebens mehr die Feder als die Waffen geführt hatte. In seinen besten Jahren ein herzoglicher Kornschreiber, hatte er noch vor Schluß des Mannesalters eine städtische Waise zur Ehe einzufangen verstanden und seit diesem einträglichen Geschäfte seinen beschwerlichen Dienst quittirt. Er hatte drunten in der Stadt sich in dem Erbhaus seines Weibes eingerichtet, nach eigenem Behagen dem Schreibwerk obliegend, daß ihm von Kirchen- oder Gasthausvorstehern oder anderen mit der Feder ungewandten Bürgern genugsam angetragen wurde. Aber die Frau verstarb im ersten Kindbett und ließ ihm

statt ihrer eine Tochter, deren spätere Schönheit man weder der Mutter, noch dem überlebenden Vater nachzurechnen mußte. Diesem selber aber, so gern er sonst Abends in der Schenke seine Weisheit ausgebaut hatte, war seitdem die Stadt verleidet worden; sei es ob so plötzlicher Verwaisung seines Hauses, sei es wegen Haders mit der Sippe seines Weibes, die das Neugeborene nicht in seinen Händen lassen wollte.

Nun war es schon über ein Jahrzehnt, daß abseit des Dorfes unterhalb Griesshuus sich zur Verwunderung der Bauern ein städtisch Männlein angesiedelt hatte, das Sommer und Winter in spitzem Hut und einem Vielraßpelze in die Kirche ging. Das vom Hofherrn in Erbhäuer erworbene Grundstück hatte er zum Garten umschaffen, es dann mit Wällen einschließen und diese mit Weißbuchen und Hagedorn dicht bepflanzen lassen, so daß, als allmählich die Hecken aufgewachsen waren, die Giebelseite des kleinen Hauses wie aus einem grünen Nest hervorsah, während ringsum kahle Felder lagen.

Wer am Winterabend durch die kleinen Scheiben hier hineingesehen hätte, würde den Alten meistens mit der Feder in der Hand erblickt haben; vor einem Foliobogen gelblichen Papiers, worauf bei kargem Kerzenlichte ein Schreibwerk langsam weiter rückte. An Sommertagen mußte man ihn im Garten bei seinen Bienenkörben suchen, die dort gegen Osten in doppelten Reihen über einander an dem hohen Baune aufgestellt waren. Hier konnte man auch wohl das blonde Dirnlein sehen, das mit ihm eingezogen war; mitunter saßen sie beisammen auf einem Bänkchen unterhalb der grünen Hecke; der Alte hatte dann ein aufgeschlagen Buch in Händen und las ihr vor, oder er zeigte mit dem Finger und ließ die Kleine selber lesen. Ins Dorf hinunter kam sie nicht; nur eine Zeit lang, da sie größer worden, war sie wohl mit Schriften auf den Herrenhof gegangen,

die ihr Vater für den alten Junker angefertigt hatte. Dann hatte auch dieses aufgehört; nun war sie seit Jahren hier nicht mehr gesehen worden: eine alte Frau in feinem Tuchmantel und verbrämter Kappe war mit ihr durch das Dorf und den Weg zur Stadt hinausgefahren, eine reiche „Möddersch“, wie man sich erzählte; das Kind sollte was Besseres lernen, als hier im Dorf zu haben war, und in der großen Kirche eingesegnet werden. Auch später hatte die Möddersch sie nicht missen wollen; als aber jetzt die Tausende des fremden Kriegsvolkes gegen die Stadt anrückten, hatte das Männlein, fast mit Gewalt, die Tochter in sein Gartenest zurückgeholt. Allein eben hieher sprengte der Krieg sein losstes Gefindel; schon einmal hatte er vor des Herzogs Freunden, den längst arg berufenen Schweden, das Kind so tief unter dem Dach versteckt gehalten, daß es danach mit einem Spinnwebhäubchen auf dem blonden Haar hervorgezogen wurde; was er aber jetzt bei hellem Sonnenschein durch eine Lücke des Gartenzaunes gegen sein Haus herantausen sah, die langen Schnauzbärte und die rothen Mäntel, das mußten Polacken, wenn nicht gar Tartaren sein!

Die Kniee des kleinen Mannes schlotterten; erst eben hatte er droben hinter dem offenen Giebelfenster eine helle Stimme singen hören. „Bärbe, Bärbe!“ rief er an das Haus hinauf; „die Polacken, um Gottes Tod, schweig still!“

Als gleich danach ein angstvolles junges Antlitz aus dem Fenster fuhr, stand er schon wieder an seinem vorhin verlassenen Bienenstande, eine Drahtmaske vorgebunden, große Lederstülpfen an den Händen. Hurtig rückte er einen kleinen Holztritt von einem Stock zum anderen, und schon waren unter dem tönenden Gesumm der Bienen alle oberen Körbe umgekehrt und lehnten mit der offenen Seite an den Rand des Gartenzauns.

Der Alte nickte, ein grimmiges Lachen fuhr wie ein Schluchzen aus dem zahnlosen Munde; dann stieg er zum

letzten Mal von seinem Tritt und steckte den Kopf mit dem wehenden Greisshaar durch die Zaunlücke; als er aber die Kerle, voran ein schlanker Bursch mit gezogenem Pallasch, nach dem Hause zulaufen sah, winkte er ihnen mit der Hand und schrie laut und immer lauter: „Paschól! Paschól!“ ein Wort, dessen Sinn er zwar nicht kannte, das ihm aber in Entstehung eines anderen hier verwendbar scheinen mochte. Und wie er es gewollt hatte, die Polacken wandten sich und kamen mit Geschrei gegen die Zaunlücke hergestürzt; das Männlein aber nickte ihnen noch einmal zu; dann packte er mit beiden Händen eine Stange und schlug damit wie toll, Reih auf und ab, gegen die offenen Bienenkörbe: „Paschól! Paschól!“ schrie er; und noch einmal „Paschól!“ Und die wüthend gemachten Thiere stürzten sich über den Zaun auf die erschreckten Strolche, und Flüche und Lustgeschrei wurden zu Geheul und der Ansturm zu einer wilden Flucht.

Als das fluge Männlein abermals durch den Zaun lugte, ist der Hause schon fern gewesen; die Hände vor den Augen, rannten sie blind ins Weite; nur der Anführer hat sich noch einmal umgewandt und unter unverständlichem Geschrei wie drohend seine Faust gehoben.

— — Am Abend desselben Spätsommertages ist es gewesen; der Mond, der eben glühroth aus den Nebeln aufgestiegen war, warf jetzt sein silberklares Licht in die Gassen des kleinen Dorfes, als unter einem der niedrigen Strohdächer die hohe Gestalt des Junkers Hinrich in den hellen Schein heraustrat; der kunstfertige Hufschmied mochte an der neuen Pannenbüchse, die jetzt über seiner Schulter hing, den einen oder anderen Fehl beseitigt haben. Mit ihm hatten zwei große Hunde sich zur Thür hinausgedrängt; der Tiras war nicht mehr darunter, zwei lohbraune Schweißhunde waren es, die ihn jetzt meistens zu begleiten pflegten, nicht nur zum Schutz gegen streifendes Gesindel; wie nach

dem großen Krieg im Reiche draußen, so hatte auch hier das Raubzeug sich vermehrt, gar auf den Landtagen hatte man über die Ausrottung des grausamen Wolfs verhandelt und Beschluß gefaßt; in den Eichen von Griesshuus aber fand das Gezüchte insonders seinen Unterschlupf, und Junker Hinrich und der alte Jäger Dwe Heikens waren ihm mit Fallen wie mit Hunden auf dem Nacken.

Die Hände auf den mächtigen Köpfen der zu beiden Seiten schreitenden Thiere, war er durch das Dorf hinausgegangen; das weite Feld lag vor ihm, nur drüben wie im Nebel erhob sich das umbuschte Heimwesen einer Menschenwohnung. Langsam schritt er durch die Nachtstille aufwärts; da scholl von dort ein Schrei zu ihm herüber, ein „Hülfe! Mordio, Hülfe!“ aus der Kehle eines Weibes, wohl eher eines Kindes, so daß er horchend still stand und seine beiden Begleiter schnobernd die Lezzen von den weißen Zähnen zogen.

Nur einen Augenblick, dann bog er seitwärts in einen schmalen Weg, und bald schlich er, die Hunde hinter sich, das Schloß der Büchse mit den Fingern prüfend, unter überhängenden Büschen an einem Gartenzaun entlang. Durch die Laubwand von der anderen Seite kam ein Gesumme, wie spät Abends aus Bienenkörben, bevor Alles darin zur Ruhe geht. Bald aber schlugen andere Laute an sein Ohr: ein Krächzen wie aus der Kehle eines Gewürgten, dazwischen von ein paar heiseren Stimmen: „Ruf doch der Bien! Alte Paschól, ruf doch der Bien!“ Ein wildes Lachen folgte; aber eine Antwort kam nicht darauf; nur in den Bienenkörben sumnte es schläfrig weiter, und von drüben erhob sich eine Unruhe wie von verzweifelter, aber schwacher Gegenwehr.

Die Zaunlücke, welche dem Junker jetzt zur Seite lag, gestattete einen Durchblick nach dem Garten; aber ein jäher wortloser Schrei der jungen Weiberstimme ließ ihn nur zum

stummen Zeichen seine Hand ausstrecken; und mit dem tiefen dumpf gezogenen Laut, der dieser Rasse eigen, schoß die Hunde, einer hart am anderen, durch die Öffnung; Geschrei und Flüche folgten gleich danach; dann ward es still.

Als Junker Hinrich selber in dem Garten stand, hatte jedes der beiden Thiere seinen Mann gestellt; ihr heißer Rachen mit den blanken Zähnen lag, hier wie dort, vor einem dick verschwollenen Angesicht, aus dem das Weiß des Auges nur noch kaum hervorschien. Aber kein Weib, weder ein altes noch ein junges, war zu sehen. Ein schlotterndes Männlein mit fast haarlosem Kopfe stand zwischen den beiden Strolchen, das Ende eines langen Stricks am Halse.

„Ist Er es, Kornschreiber?“ rief der Junker; „da wär Er wohl nahezu gehangen worden! Ich dachte einen Jungfernschrei zu hören.“

Der Alte bewegte den Kopf, wie um die Wirbel seines Genicks zu prüfen; dann nickte er heftig und streckte die mageren Hände vor sich hin.

„Halt fest, Türk! Fest, Hassan!“ raunte der Junker zwischen den Zähnen seinen Hunden zu; dann zog er den Strick vom Hals des alten Mannes, und damit und noch einem anderen, den die Kerle nebst ihren Säbeln auf den Grund geworfen hatten, waren ihnen bald die Hände auf dem Rücken festgeschnürt. Nur einmal versuchten sie eine Gegenrede; das Knurren und der heiße Brodem aus dem Hunderachen hielt sie lautlos am Boden festgebannt.

Der Junker aber hatte unter ihrem Wammis einen Fetzen der grünen schwedischen Feldbinde in die Hand bekommen: „Hoho,“ rief er, „ihr wolltet auch Polacken spielen; aber wir haben feste Keller in Griesshuus! Paß, Türk! Paß, Hassan!“ Und der Zug setzte sich nach dem Hause zu in Marsch, neben welchem eine Pforte in das Freie führte. Doch der Schritt des Junkers stockte; denn seitwärts sah

er ein Weib am Stamme eines Baumes stehen: „He, Jungfer,“ rief er lustig, „ist Sie es, die vorhin geschrien hat? Sie hätt mir bei der sauberen Arbeit helfen sollen!“

Es blieb Alles still; erst als er näher trat, erkannte er eine jugendliche Gestalt, die mit Stricken an den Baum gebunden war; der Kopf war auf die Brust gesunken, der Mond beleuchtete ein schönes Antlitz mit geschlossenen Augen. „Canailen!“ schrie er, „verfluchte!“ Aber er verstummte, als das schöne Haupt sich aufrichtete und ein Paar blaue Augen wie verwirrt zu ihm herüberblickten.

Junker Hinrich hatte die Kappe von seinem dunklen Haupt gelüftet, ehrerbietiger fast als einst vor seiner gräßlichen Mühme, da sie Grieshuus mit ihrer Gegenwart beehrt hatte; zaghaft, die Augen unablässig nach dem blassen Antlitz, trat er näher: „Wer seid Ihr?“ frug er zögernd. „Wie kommt Ihr in das Heimwesen dieses Mannes?“

Schon streckte er die Hände aus, um die Stricke von dem schlanken Leib zu lösen; aber ein dumpfer wüthender Anschlag der beiden Hunde fuhr dazwischen. Da war er mit ein paar Sprüngen wiederum an ihrer Seite; er sah es wohl, der eine der Marodeure hatte entweichen wollen; doch die Tazzen des größten Hundes lagen ihm schon wie Eisenklammern an dem Nacken.

Noch einen Blick warf der Junker nach der Gefesselten; aber der Kornschreiber war zu ihr herangekeucht, und seine Gestalt verdeckte die kindliche des Mädchens, während er an der Ablösung der Stricke sich zu mühen schien. „Sind sie fort?“ hörte der Junker ihn noch fragen. „Sind sie Alle fort?“ Und die junge zitternde Stimme frug dagegen: „Wen meint Er, Vater; die Polacken?“

„Ja, ja, Kind; die Polacken, der Junker, Alle mit einander!“

Dann war er mit seinen Gefangenen schon draußen vor dem Hause. Als er nach dem Hauptwege hinunterblickte,

sah er einen stämmigen Burschen auf sich zuschreiten: „Hans Christoph?“ rief er. „Bist du's, Hans Christoph?“

„Ja, Herr; ich war im Dorfe noch bei meiner Mutter; da auf dem Rückweg, von hier herüber, hört ich Eure Hunde.“

Der Junker stand einen Augenblick: „So können wir sie hier lassen; es könnt vor morgen noch einmal Besuch kommen.“

Er hatte auf die beiden Strolche hingewiesen; dann bückte er sich zu den Hunden und raunte jedem ein Wort ins Ohr; und die mächtigen Thiere, in widerwilligem Gehorjam, streckten sich zu beiden Seiten der Hausthür auf den Boden.

Hans Christoph hatte verwundert zugeschaut. „Herr Junker,“ sagte er, als ob er's nicht verhalten könne; „so Raubkerle haben oft verflixte Puffer; wollt Ihr um den alten Schreiber Eure schönen Hunde wagen?“

Der Junker sah ihn an, als ob er sich besinnen müßte: „Um den Kornschreiber, meinst du? O ja, Hans Christoph; auch um den Kornschreiber!“

Und der Zug setzte sich gegen den Hof zu in Bewegung, während die Augen der Hunde ihnen nachsahen, bis sie über den Feldern in dem ungewissen Licht des Mondes nicht mehr sichtbar waren.

— — Zu Grieshuus war mittlerweile große Unruhe eingebrochen; schwedische Einquartierung war gekommen, in den Scheuern und auf dem Hofe drängte es sich von Pferden und Soldaten; drinnen im Herrenhause saßen die Officiere hinter vollen Bechern, während der alte Herr voll Ungeduld nach seinem Sohne aussah. Als dieser mit den beiden Marodirern anlangte, fand er nach Verwahrung derselben zwar einen Prosoß bei dem Kriegshausen, bei den Hauptleuten aber geringe Lust, den Strolchen zur wohlverdienten Strafe zu verhelfen. Um so mehr flogen in dem

nächtlichen Tumulte seine Gedanken immer wieder nach dem einsamen Hause, wo jetzt seine beiden Hunde Wache hielten; aber er konnte nicht fort, es gab zu viel zu schaffen und zu hüten.

Als draußen am Rand der Thalmulde schon die Morgen-
sonne auf den Haideblüthen schimmerte, sah er Hans
Christoph aus einem der Ställe treten, in denen jetzt die
schwedischen Dragoner bei ihren Pferden schliefen. Da winkte
er ihn zu sich, er solle nach des Kornschreibers Haus hinab-
gehen und Futter für die Hunde mit sich nehmen; aber er
solle sie dort lassen, nur sich nach Allem umthun und ohne
Aufenthalt Bericht erstatten.

Wohl zehnmal ist der Junker nach des Burschen Fort-
gang aus der Thorfahrt getreten, um auf den Weg zum
Dorf hinabzusehen; als aber endlich die untersekte Gestalt
desselben in den schrägen Sonnenstrahlen wieder sichtbar
wurde, da sah er auch die beiden Hunde ihm zur Seite
traben. „Hoho, Hans Christoph!“ rief er, indem er ihm
entgegensritt, „ich hatte gesagt, du sollst die Hunde dort
lassen!“

Hans Christoph zupfte sich an seinem dichten Flachshaar: „Ja, Herr, ich hätte sie auch liegen lassen, obichon
sie bettelhaft mit den Schwänzen klopften; aber es ist Nie-
mand mehr im Hause dagewesen.“

Junker Hinrich hatte die Hunde fortgestoßen, die vor
Freude winselnd an ihm aufgesprungen waren: „Sprich
weiter, Christoph!“ rief er. „Ist doch ein Unheil losge-
brochen?“

Aber es gab kein Unheil zu berichten; der Kornschreiber
war vor Sonnenaufgang mit seiner Tochter zu Dwe Heikens
in den Thurm hinaufgezogen. Er war Geschwisterkind mit
ihm und pflegte auch allherbstlich, wenn er an den jähr-
lichen Holzrechnungen mitgeholfen hatte, die Martinsgans
dort mit zu speien. Hans Christoph war dem Burschen

noch begegnet, der den Flüchtenden ein paar Bettstücke durch die Eichen nachgefarrt hatte. „Für so schmucke Jungfern.“ sagte er schmunzelnd, „können anitzo die Mauern nicht zu feste sein.“ Er sah es nicht, welch finsternen Blick der Junker ihm bei seiner munteren Rede zuwarf; er hatte noch immer zu erzählen; auch, wie der Bauer ihm berichtet hatte, daß sie vor den großen Hunden sich gefürchtet und gar hehlings durch den Garten abgezogen seien.

Hans Christoph konnte ungehindert reden; schweigend, den Schnauzbart mit den Fingern drehend, stieg der Junker neben ihm den Anberg zum Thore von Griesshuus hinauf.

* * *

Schon fast seit einer Woche waren die Schweden abgezogen, und noch war der Junker nicht drüben in dem Thurm gewesen, obgleich er sonst kaum einen Tag um den anderen hatte verstreichen lassen, ohne bei dem alten Dwe Heikens einzusprechen; fast war's, als scheue er sich, den jetzt dort wohnenden Gästen zu begegnen. Da kam die Kunde, daß eine Abtheilung desselben Kriegsvolkes, welches jenseit des Waldes in der dortigen Flußniederung lagere, zu Zeltstangen und Faschinen die besten Bäume aus den jungen Eichenschlägen hane und schon bössliche Verwüstung angerichtet habe. Der alte Herr, der auf seinen Wald gar große Stücke hielt, ergrimmt heftig; der Junker sollte fort und mit den Offizieren unterhandeln, auch den Jäger Dwe Heikens mit sich nehmen, um etwa nach dessen Anweisung aus anderen Schlägen Holz zum Kriegsbedarfe anzubieten.

Es war schon hoch am Vormittage, als Junker Hinrich mit raschen Schritten in den Haidestieg hinabging; aber sie wurden langsamer, je klarer drüben das stumpfe Thurmhaus vor ihm aufstieg. Mit seinem oberen Stockwerke überragte es die hohe Mauer, welche zum Schutze gegen streifendes

Raubgethier den davor liegenden Hof umschloß; das rothe Thor derselben leuchtete weithin in der Herbstsonne. Die Haide hatte abgeblüht; dafür begannen schon die Eichen, welche den Bau umstanden, ihre Blätter bunt zu färben; lautlose Stille herrichte, die Zweige, die sich über das Dach erstreckten, lagen ohne Regung auf den schwarzbraunen Pfannen.

Der Junker stand schon oben und hatte den Griff der Pforte in der Hand, als von jenseit der Mauer der jähe Aufschrei eines Huhnes an sein Ohr schlug. „Holla!“ rief er und erschrak fast selbst vor seinem lauten Ruf; „ist wieder mal der Falk hincingestoßen?“

Er hatte das Thor geöffnet; aber es war kein Falk aufgefliegen; statt dessen sah er drüben neben der Hausthür das schöne Mädchen aus des Kornschreibers Garten auf dem großen Feldstein sitzen. Zwischen ihren Knien hielt sie ein schwarzes Huhn, das krächzend mit den Flügeln schlug und mit dem Schnabel nach der blonden Flechte hackte, die in ihren Schoß herabgestürzt war.

„Sie ist es, Jungfer!“ sagte Herr Hinrich, indeß er zögernd näher trat, und sah nun erst, daß ihr in der anderen Hand ein Messer blitzte.

Das erhitzte Köpfchen, das rückwärts gegen die Mauer lehnte, hatte sich aufgerichtet: „Ich kann nicht!“ sprach sie wie zu sich selber. Sie grüßte nicht, nur ihre blauen Augen blickten rathlos und fast hilflos auf den vor ihr Stehenden.

„Was könnet Ihr nicht, Jungfer?“ frug Junker Hinrich, als ob er plötzlich einen Schalkstreich berge.

Da kam ein kläglich Lächeln auf des Mädchens Antlitz; sie hub das Huhn empor und sagte: „Der Ohm, da er mit dem Knecht früh in den Wald ging, hat es mir geschenkt; mein Vater verträgt aniko nicht die rauhe Kost.“

— „Ist denn dein Vater krank?“

„Er ist alt, Herr; das jüngsthin in der Nacht, Ihr wiisset ja, er hat das nicht verwinden können.“ Dann stand sie plötzlich mit heißem Antlitz vor ihm: „Zürnet auch nicht, Herr Junker; ich hätt's Euch tausendmal schon danken sollen!“

Sie hatte das Messer sammt dem Thiere fahren lassen; doch Junker Hinrich hatte sich gebückt und beides aufgegriffen: „Vergeßt nur nicht auf Eures Vaters Süpplein, Jungfer!“ sagte er.

Dann aber that das schöne Mädchen gleichzeitig mit dem Huhne einen lauten Schrei, denn ein Blutstrahl war emporgeschossen, gar ein paar Tropfen standen roth auf ihrer weißen Schürze. „Ihr habt es todtgemacht!“ rief sie und sah bestürzt auf den noch zuckenden Vogel, den er jetzt nebst dem Messer auf den Steinsitz niederlegte.

„Ich wollt's dir abnehmen, Bärbe,“ sprach er; „aber nun fürchtest du dich wieder vor mir, wie dazumal die kleine Bärbe, die dann nimmermehr auf unseren Hof gekommen ist; und, freilich, ich hatte ihr Ursach vollauf dazu gegeben.“

„Nein, o nein, Herr Junker!“ und sie sah wie eine Schuldige zu Boden; „lasset doch das, Ihr waret dermalen noch so jung! — Iht, ich weiß es, und Alle wissen es, auch drüben in der Stadt — Ihr könntet keinem Kind ein Leides thun!“

Den Junker Hinrich überkam's: „Sprecht mich nicht heilig, Jungfer Bärbe; das mit dem Christoph mag schon ruhen bleiben; aber ein Anderes ist noch, das sich nicht mehr bessern läßt.“

„Um Gott, Herr Junker!“ rief sie, „Ihr habet doch nicht gar ein Menschenleben auf der Seele?“

Er schüttelte den Kopf: „Nein, Bärbe, es ist nur ein Hund, ein weißer Hund! Aber er steht oft Nachts vor meinem Bette und schaut mich an, als wollt er mir die

Hände lecken; und ich hab ihn doch selbst im jähen Zorn erschlagen, da er nicht mit den anderen auf den Wolf wollte, den Owe und ich nach langer Jagd gestellet hatten."

"Tiras!" rief das Mädchen. "Euren guten Tiras?"

Er nickte: "Und ich konnt's nicht einmal von ihm verlangen; es war ein Hund nur auf das leichte Wild und gegen seine Natur, den Wolf zu packen."

"O Junfer," und sie streckte wie ein Kind die Hände gegen ihn; "thut doch solches nimmer wieder!"

Er ergriff sie heftig: "Nein, nein, so Gott mir helfe; man müßte mir denn ans Leben wollen!"

Die blauen Augen sahen strahlend in die seinen: "Merket," sprach sie leise, "das war ein Schwur!"

Und der Junfer nickte: "Nur um mein Leben, Bärbe!"

Von droben aus dem Hause, gegen die kleinen Fenster-scheiben, pochte eine schwache Hand, und "Bärbe! Bärbe!" scholl es wie mühsam von einer matten Stimme. Aber noch immer lagen die Hände in einander.

Und noch einmal, und wie in ohnmächtiger Ungeduld, pochte es droben an das Fenster: "Mein Vater!" rief das Mädchen; und dann leiser: "Ihr hattet wohl mit meinem Ohm zu reden, Junfer!"

"Ihr mahnet recht, Jungfer," sagte er und ließ nur zögernd ihre kleinen Hände fahren; "und auch Euer Huhn verlangt wohl nach dem Feuer. Mir aber ist, Ihr hättet eine Last von mir genommen; wollet nun dulden, daß ich solches nimmermehr vergeße!"

Dann war er durch das Thor hinausgeschritten; sie aber stand noch, bis bei einem dritten Hochen die Splitter der zerbrochenen Scheibe ihr zu Füßen klirrten; da schrak sie empor und flog eilig durch die Hausthür und treppauf nach ihres Vaters Kammer.

*

*

*

Es mußte wohl gewesen sein, daß der Junker etwas nicht hatte vergessen können; denn seit jenem Tage, auch nachdem im Punkt des Waldverwüstens den Wünschen des alten Herrn mit Glimpf genügt worden, ist immer eine andere Ursach aufgestanden, die den Junker den Haidestieg hinab und zu des Jägers Haus getrieben hat; dann aber, da schon die gelben Blätter wie Vogelschwärme von den Bäumen flogen, begann er plötzlich den offenen Haidegrund zu meiden und oberhalb der Mulde durch die Eichen sich den Weg zu machen; die Hunde, die ihn sonst begleiteten, wurden in den Stall geschlossen und winselten ihm vergebens durch die Pforte nach. Dem Kornschreiber konnten dieje Gänge nicht wohl gelten: der hatte von jener Nacht im Garten eine Lähmung und saß im oberen Stockwerk in des Jägers Lehnstuhl, von dem Junker aber wurde die Schwelle des alten Thurmbaus izt fast selten überschritten; auch traf es sich zumeist nur um die Zeit des Vormittags, wo Owe Heikens mit dem Knecht im Walde war. Kein Menschenauge, nur die Amseln, die noch durch die fast entblätterten Zweige hüpfen, konnten es gesehen haben, daß dann ein Mädchen ihr blondes Haupt an seine Brust legte und seine Arme sie so sanft und doch so fest umfingen, als ob er gegen Feindesmacht sie schützen müsse.

Aber auch von heimlichster Liebe geht ein Schimmer aus, der sie verräth. Als eines Vormittags der Junker, das Haupt von jungem Glücke schwer, aus den hohen Bäumen hart an dem Thurmbaus vorgeschritten war, sprach eine Stimme neben ihm: „Ich bin daheim geblieben, Junker, damit Ihr mich nicht alle Zeit verfehlen möget.“

Junker Hinrich brauchte nicht erst aufzublicken; er kannte Owe Heikens' Stimme schon seit seinen Kinderjahren; aber er war doch zusammengefahren und stand keines Wortes mächtig vor dem alten Freund und Diener, obwohl kein Arg in seinem Herzen war. Da sprach dieser von Neuem:

„Lasset uns wie sonst den Wolf jagen, Junker, oder eine Wildsau, wenn wieder trotz des Grauhunds sich eine hier herüberwagt; aber lasset das Kind in Frieden, das ißt unter meinem Dache schläft.“

Der Junker hob den Kopf, als ob er sprechen wolle. „Nein, redet nicht, Junker!“ wehrte ihm der Alte; „ich weiß ja, was Ihr in Gedanken heget; Ihr seid nicht wie die Anderen drüben in des Königs Antheil, wo man ein Gesetz will ausgehen lassen, daß alle Jungfernschänder, hoch und nieder, es an Leib und Leben büßen müssen . . .“

Er kam nicht weiter. Herr Hinrich hatte strack sich aufgerichtet, ein jähes Feuer schoß aus seinen Augen: „Dwe Heikens!“ schrie er, und seine Faust griff nach des Alten Brust. Doch einen Augenblick nur, und er ließ sie wieder sinken; denn von drüben aus dem Thurm scholl es, als ob drinnen leichte Füße die Treppe von dem oberen Stock hinunterhuschten, und dabei schwang ein süßer Sang sich durch die Luft:

Sein Herz von meinem Herzen
Das bringet Niemand los;
O lieber Gott im Himmel,
Die Lieb ist gar zu groß!

Mit verklärtem Antlitz stand der Junker; doch Dwe Heikens sagte: „Sorget nicht, Herr Hinrich; sie wird nicht kommen heut; das Thor ist abgeschlossen und der Schlüssel hier in meinem Schubsack!“

Er hatte das fast zornig hingeredet; doch der Junker achtete dessen nicht: „Laß gut sein, Dwe,“ sprach er; „aber ich denke, du solltest mich nicht mit derlei Schelmenworten paaren!“

„Wenn Ihr das denkt, Herr Hinrich,“ und der Alte sah schier traurig zu ihm auf, „was denket Ihr dann weiter? In welcher Kammer in Eures Vaters Hause soll Euer Ehebett mit des geringen Mannes Tochter stehen? Oder woll-

tet Ihr Euer Erbe gar darum verspielen? Und wenn Ihr es wolltet — ich sag nichts gegen unseres Herren Söhne; aber es würde groß Klagen geben, so Euer hochgelahrter Herr Bruder hier zum Regiment gelangte.“

Da fuhr der Junker auf: „Du faselst, Dwe'; wie sollten meines Bruders Hände nach meinem Gute greifen! Wenn unseres Vaters Augen, die Gott noch lang in dieser Zeitlichkeit belassen wolle, sich einst zu besserer Schau geschlossen haben, dann werden meine über euch sein, so wie es immer Recht und Brauch bei uns gewesen ist.“

Als er solches sagte, wurde inner des Hofthores wie von vorsichtiger Hand ein Rütteln hörbar. „Bärbe!“ rief der Junker. „Schließ auf, Dwe! Da sollst du sehen, daß Gottes Sonne uns bescheinen mag und keine Flecken dann zu Tage kommen!“

Aber der Alte zog den Schlüssel nicht aus seinem Schubjack. „Nein, nein, Herr Hinrich, ich schließ Euch keine Thüren auf; wollet das nicht von mir heischen, so Ihr mich anders für unseres Herren Diener achtet!“

Der Junker sah ihn eine Weile mit seinen scharfen Augen an, dann sagte er: „Ich kann dich drum nicht schelten, Dwe Heikens; sehe denn Jeder, welcher Weg ihm taugen mag!“

Von jenseit durch die Pforte drang ein leichtes Athmen an sein Ohr; seine Augen streiften rasch dahin; dann aber nickte er dem Alten zu und schritt den Haidestieg hinab.

Sein Herz von meinem Herzen
Das bringet Niemand los!
O lieber Gott im Himmel — —

Halb wie ein Truglied klang das schöne Liebeslied, und er sang es hell und heller, je weiter er durch das schwarze Kraut hinausschritt; die Lüfte, die ihm entgegenwehten, nahmen es auf und fuhren damit rückwärts; kein Wörtlein ist davon verloren gegangen.

* * *

Es heißt wohl: „Liebe findet ihre Wege“, aber dem Junker waren sie seither doch arg verlegt worden. Es schuf ihm unliebsames Grübeln, weshalb der alte Herr, und eben zwar am Vormittage, seiner Hülfe so sonderlich mehr als sonst bedürfen wolle. War es nichts Anderes, so waren Rechnungen aufzustellen oder für Notuln und Reccesse in einem zähen Rechtshandel mit der Nachbarsdorffschaft Instruktionen aufzusetzen oder verschwundenen Documenten im Bodenschutte nachzustöbern; es fehlte selten etwas, um ihn festzuhalten.

Hatte er sich dennoch einmal fortgestohlen, dann ging die Furcht mit ihm, er möge drüben die Gäste durch seinen Vater ausgetrieben finden. Freilich tröstete ihn bald im Näherkommen, wenn nicht das Pergamentgesicht des Kornschrifters, das hinter dem Fenster im Oberbau sichtbar wurde, so doch ein trocknes Husten, das von dort herniederzitterte. Aber schon beim Eintritt kam Dwe Heikens ihm entgegen, und das Schmunzeln, das dabei unter dessen grauem Schnauzbart zuckte, brachte oft ein wildes Funkeln in des Junkers Augen; dann aber scholl wohl ein leichter Fußtritt von oben durch die Zimmerdecke, und er horchte nur auf dessen Wiederkehr und ließ den Alten über Kriegsvolk und Bauern, über Wild und Wälder reden.

Am besten traf er es gleichwohl, wenn das Thor verschlossen war; dann hatten von oben junge Augen nach ihm ausgespäht; und bald, während auf den kahlen Bäumen die Raben vor Frost und Hunger schriec, drangen heiße Worte durch die trennenden Bohlen hin und wieder.

— — So war das neue Jahr gekommen. Die Kriegsunruhen dauerten fort; der junge Herzog Christian Albrecht war in seiner festen Stadt am Eiderstrome von den Dänen eingeschlossen; nur sein Vater, unser Herzog Friedrich, war schon vor dem Herbst auf immer zu dem von ihm ersehnten Frieden eingegangen. Trotz alle diesem war um octavis

trium regum in der herzoglichen Stadt ob dem Kiele die Ritterschaft nicht minder zahlreich als sonst vertreten; denn das Geld war knapp geworden, und dort, im Umschlage, konnte man solches zu bekommen hoffen.

Auch Junker Hinrich hatte auf des alten Herrn Geheiß sich dahin auf die Reise machen müssen. Zwar nicht um Geldnegocen abzuschließen; aber der jüngere Junker Detlev, der in der Kanzlei zu Gottorf unter des Herzogs Minister Kielmannsegge bereits einen ansehnlichen Platz bekleidete, sollte dort mit einer adeligen Jungfer aus alt erbgefeßnem Geschlechte sein Verlöbniß feiern; und Junker Hinrich hatte die Vermahnung mitbekommen, sich bei dem Tanze auf dem Rathhausaal in gleicher Weise umzuthun; denn derzeit pflegten bei diesen Geschäftsreisen die Herren ihre Frauen und Töchter nicht daheim zu lassen, die auch heuer trotz der widrigen Zeitläufte die selten gebotene Lustbarkeit nicht würden meiden wollen. — Der alte Herr aber saß an jenem Abend, von der Gicht, der Alterskrankheit unseres Landes, geplagt, allein in seinem Gemache zu Griesshuus und warf ein Holzschert nach dem anderen in die Flamme des Kamins, die an den weiß getünchten Wänden über seit lang zur Ruh gestellte Waffen und über das Bildniß eines längst begrabenen Weibes ihre rothen Lichter spielen ließ. Nur unten in der großen Gesindestube, von wo kein Laut hinaufdrang, ging es bei süßem Brei und Braten laut und lustig her; von dem vornehmen Bräutigam freilich war nicht viel die Rede: die Jüngeren entsannen sich seiner kaum; war er doch fast fremd geworden in der Heimath.

— Bei seiner Rückkehr mochte Junker Hinrich nicht eben nach des Vaters Wunsch berichtet haben: den Bräutigam hatte er meist nur inmitten der neuen Sippschaft oder sonstiger großer Grundherren angetroffen, am Festesabend auch wohl mit einzelnen Officieren des Königs, die man dort nicht hatte auslassen wollen oder können; dem Vater

und den Dingen von zu Hause hatte derselbe obenhin nur nachgefragt; die geschminkten Angesichter aber der trotz aller Noth des Landes mit güldenen Flören, Ringen und Ketten übermäßig aufgeputzten Tänzerinnen hatten es dem Junker nicht abgewinnen können; die Braut gar, an deren hochgepufftem Haar der cyprische Puder die natürliche Fuchsfarbe nicht hatte verbergen können, war ihm — er sprach das nur zu sich selber — wie eine angestrichene Jesabel vorgekommen. Freilich war er, da eben die Geiger eine neue französische Gavotte angestrichen, gar von ihr selbst zum Tanz gefordert worden; aber nach ein paar Gängen hatten ihre schmalen Lippen sich verzogen: „Ihr verstehet sicherlich die alten Tänze besser!“ Und damit hatte sie ihn frohlig angeschaut und seine Arme wieder fahren lassen.

— — Daheim, und schon am anderen Vormittage, glückte es dem Junker Hinrich besser. Im Thurmhaus über der Haide, wo man noch nicht von seiner Rückkunft wußte, fand er die Thüren unverschlossen; nur des gelähmten Mannes Husten zitterte vom Oberbau herab, da er unten in des Sägers Zimmer trat. Noch eine Weile stand er einsam: dann hing ein jugendlicher Leib in seinen Armen; ein blonder Kopf, ein schönes Antlitz drängte sich mit geschlossenen Augen gegen seine Brust.

„Du zitterst, Bärbe!“ sprach er.

„Ja, weil du wieder da bist, Hinrich!“ und sie schloß noch fester ihre Hände um des Mannes Nacken.

Wie ehrfürchtig vor der jungfräulichen Schönheit strich seine Hand über ihre Wangen, über ihr seideweiches Haar. Dann überkam's ihn wie ein Übermuth des Glückes, und er erzählte von seinem Reiseabenteuer, von den alamodisch aufgeputzten Frauenzimmern und wie übel ihm der neue Tanz bekommen sei; und da sie lachte, sprach er neckend: „Was meinst du, Liebste, wenn wir beide erst unter all den zieren Puppen tanzen?“

Aber sie schlug die Augen angstvoll zu ihm auf: „Nein, nein; was sagst du, Hinrich?“

Er sah sie lang und zärtlich an: „Nichts, Bärbe; aber ich halte dich; du darfst dich nicht so fürchten!“

Da scholl der Anschlag großer Hunde aus dem Walde; Owe Heikens kam mit seinem Knechte wieder heim. Aber das Gemach war leer, als er hineintrat, und nur die Hunde gingen spürend darin hin und wieder.

* *

Am Sonntag danach war, wie immer, das schwere herrschaftliche Fuhrwerk mit den rothen Rädern an der Kirche aufgefahren; die Kappen standen angebunden an den Eiseringen der Capellenmauer. Drinnen hielt der Pastor eine scharfe Predigt wider die Schwarmgeister und Wiedertäufer, die drüben in der Stadt aufs Neue ihr Unwerk auszubreiten suchten; er schien sie gar leibhaftig vor sich zu haben, denn er riß das schwarze Käppchen von seinem grauen Haupt und dräute damit in die volle Kirche hinunter. Der alte Herr von Griesshuus in seinem Patronatsstuhl droben vor dem Altar nickte eifrig seinem Pastor zu; die Bauern aber saßen mit schläfrigen Gesichtern: was kümmerten sie alle Schwarmgeister? die Schagung und das fremde Kriegsvolk saßen ihnen fühlbarer auf dem Nacken. Selbst für den stattlichen Junker an des Vater Seite schien dieses Kanzelfeuer ganz verloren; seine Augen gingen immer wieder nach einem der Gestühle unten, bis es wie Nebel ihm zerrann oder bis aus blauen Augen ein scheuer Blick zu ihm hinüberflog.

Als endlich am Schluß des Gottesdienstes der Pastor vor dem Altar die Collecte verlesen und die Gemeinde ihr „Amen“ respondirt hatte, blieb noch Alles in den Kirchenständen, während die Herrschaft in die Kirche hinab und

zwischen denselben dem Ausgange zuschritt. Der alte Herr aber ließ diesmal seinen Junker vor sich hergehen und streifte mit einem finsternen Blick das blonde Mädchen, das an der Seite seines alten Jägers sich von ihrem Sitz erhoben hatte.

Draußen in seinem Wagen hieß er den Fuhrknecht warten, bis der Pastor aus der Kirche trat; dann winkte er diesen heran und drückte ihm die Hand, und die Leute, welche jetzt, der Abfahrt ihrer Herrschaft harrend, zwischen den Gräbern umherstanden, hörten ihn dabei sagen: „Hol der Teufel alle Kottengeister, Pastor! Aber komm Er auf den Nachmittag zu mir; ein guter Trunk ist etwan auch noch in dem Keller!“

— — Zu Griesshuus warf am Nachmittage die Winter-sonne ihre schrägen Strahlen durch das Fenster über dem Hauptportale, während drinnen im Kamin die großen Scheite loderten. Aber der Hausherr war noch allein; das sonst bleiche Antlitz des alten Junkers war geröthet; mit aufgestützter Faust stand er an dem breiten Eichentisch, von dem es hieß, er sei einst mit dem Hause hier hineingebaut, und die freie Hand fuhr unruhig über das kurz geschorene Haupthaar. Auf dem Tische neben einem halbgefüllten Glase lag ein grob gedrucktes Blatt; es war die königliche Constitution von dem Amte und der Potestät der Kirchen wider die Unbußfertigen, welche unlängst auch in dem herzoglichen Theile publicirt war. Der Kirchenbann, der bis zur Sühne von dem Abendmahl und von dem Platz in der Gemeinde ausschloß, war längst zwar eingeführt; aber das neuere Gesetz gab nähere Vorschrift über den Vollzug und wie dadurch die Lücken der weltlichen Gerechtigkeit zu füllen seien.

Der Junker hatte vorhin das Blatt aus der Hand gelegt; jetzt griff er wiederum danach; er schien zu grübeln, wie er es in seinem Dienst verwenden könnte.

Schon mehrmals hatte es von draußen an die Thür gepocht, ohne daß ein Ruf darauf erfolgt war; jetzt wurde sie gleichwohl geöffnet, und der Gutsherr fuhr aus seinem Sinnen auf: „Er ist es, Pastor? Gut, daß Er gekommen ist.“

Nachdem derselbe dann ein zweites Glas gefüllt und der Pastor ihm daraus Bescheid gethan hatte, schritt letzterer zu einem kleinen Tische an dem Mittelfenster, schüttete aus einem Kästchen die in Bux geschnitzten Figuren eines Schachspiels und stellte sie auf die in die Tischplatte eingelegten Felder, ein schweigend übernommenes Amt, das er bei seinen Besuchen stets zu üben pflegte.

Auch heute ließ der Hausherr ihn gewähren, und bald saßen beide sich gegenüber: der geistliche Herr im schwarzen Talar, das gleichfarbige Käppchen auf dem dünnen Haare, das an den hageren Schläfen niederhing; der Andere im bequemen Hauskleid, das er oft zur Seite schlug, als ob es ihn beklemme; der Wein stand neben ihnen, und der Junker stürzte oft sein Glas hinunter. Aber sein Spiel war nicht wie sonst, wo er nach kurzer Weile dem Pastor ein „Victoria!“ zuzurufen pflegte; heut hatte er schon mehrmals auf bescheidene Erinnerung desselben seinen Zug zurückgenommen; aber immer wieder schob er Bauern und Officiere unachtsam über die Felder und faßte sie, als ob er sie zerbrechen möchte.

„Mein Herr Patron,“ sagte der Pastor, „wälzt wichtigere Dinge in Gedanken; Eure Dame steht abermals im Schach!“

Da schob der Junker das Tischlein von sich, daß die Figuren durch einander stürzten. „Das Spiel ein ander Mal! Ich hab mit Ihm zu reden, Pastor!“

Er war aufgestanden, und bald wanderten beide im Zwiegespräche auf und ab. Der Geistliche hatte mehr und mehr das Haupt erhoben, seine Antworten wurden kurz und sparsam; sicher und bedächtig schritt er an der Seite des immer lauter redenden Patrons. „Und seh Er es nicht an.“

rief dieser, „weß Standes und Geschlechts der Sünder sei! Bete Er, wie vorgeschrieben, von der Kanzel über ihm und kündige ihm dann Bann und Gottes Zorn vor sitzender Gemeinde!“

„Ihr vergesset,“ sprach der Andere, „daß auch, so Euer Sohn der Sünder wäre, die Ladung durch den Küster und die Vermahnung in Gegenwart der Kirchenvorsteher vorgehen müßte, was Euch wohl kaum anstehen dürfte.“

„Ei was! Vermahnet hab ich selber!“ rief der Herr von Griesshuus; „wenn's der Patron thut, braucht es nicht der Bauerntölpel!“ Und als von der anderen Seite keine Antwort drauf erfolgte, fügte er hinzu: „Ich weiß ja, Er versteht's; mach Er's nur, wie um letzte Oestern der Magister in der Stadt! Es war dort auch ein Bube, der gegen den Vater seine Faust gehoben hatte.“

Da sagte der Priester: „Das hat Junker Hinrich nimmermehr gethan!“

Aber der Hausherr schrie: „Gegen alle seine Väter hat er die Faust gehoben; aber die unten in den Särgen liegen, können's nicht; darum muß ich ihr Recht verwahren!“

„Thuet es!“ sagte der Pastor; „ich kann es Euch nicht verwehren.“

Der Edelmann hatte seinen Krückstock aus der Ecke gerissen und stieß damit heftig auf den Boden. „Verwehren, sagt Er? Er soll mir helfen, Pastor, wie es gegen Patron und Kirche Seine gottverfluchte Schuldigkeit!“

Der Redende war so laut geworden, daß im Unterhause das Gesinde auf den Schwellen stand; die nasßfluge Binnermagd hatte sich schon vordem hinaufgeschlichen und lag mit dem Ohr am Schlüsselloche.

Der geistliche Herr mochte auf jene Worte seines Patronen nur das Haupt geschüttelt haben; denn dieser hub aufs Neue an: „Er wird's gar nicht verstanden haben, Pastor: zu seinem Ehgemahl will er das Weibsbild machen! Gleich

nach der Kirchen, heut am Vormittage, da, wo Er iho steht, hat mir der Junker von Grieshuus das ins Gesicht geworfen!"

„Das sieht ihm gleich," sagte der Pastor; „Euer Sohn ist weder ein Gotteslästerer noch ein Jungfernschänder."

Ein zornig Lachen entfuhr dem alten Herrn: „Ein Jungfernschänder? — — Er ist kein Edelmann; Er versteht's nicht, Pastor: ein ganz Geschlecht von makellosen Rittern will er schänden!"

Da frug der geistliche Herr fast leise, daß es des Edelmanns Ohr nur kaum erreichte: „Hat unser Herr Martinus solches auch verschuldet, da er des Ritters Tochter in seine Kammer brachte?"

Aber der Junker schrie: „Laß Er mir den Martinus aus dem Spiel und red Er, ob man auf Ihn rechnen kann! Bedenk Er auch, der Sünder möchte so die leichteste Buße tragen!"

Fast drohend hatte er diese letzten Worte ausgestoßen; doch der Pastor antwortete: „Wider eine christliche Ehe hat die Kirche keine Buße; das Andere aber ist meines gnädigen Herrn Patronen Sache, in welche ich nicht hinein-zureden habe."

Als diese Worte von dem Ohr der horchenden Dirne aufgefangen waren, hatten die Schritte drinnen sich der Thür genähert, und sie war eilig die Treppe, die sie hinaufgeschlichen, wieder hinabgeflogen. Bald auch wurde im Unterhause von droben auf dem Vorplaze der Kratzfuß und Empfehl des Pastors hörbar; die Dirne aber sah noch aus dem Seitenflügel, wie droben der alte Herr das eine Fenster aufstieß und mit braunrothem Angesicht dem Pastor nachschaute, der mit hastig spitzen Schritten über die Stapfsteine durch den schlammigen Hof hinausschritt.

— — „Ja, und die Beine zitterten ihm," erzählte sie Abends in der Gesindestube, „ein paar Mal trat er neben-

weg, daß ihm der Unflat um die schwarzen Strümpfe spritzte.“

Die Anderen lachten; nur Hans Christoph, der mit dem lohbraunen Haffan am Kachelofen saß, hieß sie ihr allzu loses Maul in Obacht nehmen; aber sie fand zu guten Rückhalt hier, denn der Fuhrknecht und die übrigen Dirnen wollten wissen, was droben in der Herrenstube abgehandelt worden. Da hob sie ihre Stumpfnase und rief: „Hör du nur zu, Hans Christoph; du kannst's für deinen Junker profitieren!“ Und als die Anderen drängten: „Nur frisch und schütt den Eimer aus!“ setzte sie sich bedachtjam dem langen Fuhrknecht auf den Schoß und sagte: „Geduld! Erst als der Junker sich in Blust geredet, hab ich's verstehen können!“

Doch als sie endlich vollends ausgeschüttet hatte und ihre blanken Augen in die Runde laufen ließ, harrte sie umsonst des dankbaren Geplauders, das sie nach solchem Anlaß einzuheimsen pflegte. Hans Christoph streichelte schweigend den breiten Hundenaeken; die Dirnen mochten des schmucken Junkers denken, und weshalb sein Auge nicht eben wohl auf sie gefallen sei; nur der Fuhrknecht, nachdem er eine Weile mit dem Finger an seiner Nase auf- und abgefahren war, sagte nachdenklich: „Darum denn auch! Da der Herr mich vorhin rufen ließ, bewahre mich der Heiland! ich dacht, er wollte mich zum Pferdejungen degradiren; und war doch nur, daß ich morgen den alten Landgerichtsnotar von drüben aus der Stadt bestellen sollte.“

„Den Landgerichtsnotar? Soll der auch predigen?“ rief die Dirne. Aber in demselben Augenblicke ließ sie sich von seinen Knieen gleiten, denn die dicke Ausgeberin Greth-Vise war eingetreten, und es wurde ganz stille; der Fuhrknecht zog ein versiegeltes Schreiben aus der Tasche, betrachtete die Aufschrift, als ob er sie lesen könne, und steckte es dann bedächtig wieder ein.

*

*

*

Als die Schlehen blühten, ist einmal wieder Friede geschlossen worden; auf und ab im Lande läuteten die Glocken, und das Gemenge fremder Völker verlor sich allgemach. Auch von der kleinen Dorfkirche unterhalb Grieshuus scholl das Geläute; aber eines Nachmittages, da es auf den anderen Thürmen schwieg, begann es abermals. Nicht dem kurzen Frieden galt es, den mit unfriedlichem Herzen die Menschen in falsche Worte faßten; es galt dem, den kein Streiter noch gebrochen hat.

Von Grieshuus herunter kam ein Leichenzug; auf dem Deckel des Sarges hatte der kunstreiche Schmied des Dorfes das Wappen in Kupfer ausgeschlagen, denn der alte Herr von Grieshuus lag darunter. In dem offenen Wagen, der dann folgte, saßen die beiden Brüder, der Junker Heinrich und der herzogliche Rath; aber der Letztere hatte es eilig; zu Gottorf gab es ihm überviel zu schlichten und zu richten; und während sie in dem Gruftgewölbe an des Vaters Sarg das letzte Amen sprachen, hielt drüben vor dem Kruge schon der Reitknecht sein und seines Herren Pferd am Zügel.

Wie beim Verlöbnißtanze zu Kiel, so waren auch heute zwischen den Brüdern der Worte wenige gewesen; nur als dann auf dem Kirchhofe der Jüngere sich verabschiedete, sprach er, wie beiläufig, zu dem Anderen: „Du weißt, des Vaters Testament ist jüngsthin auf dem Landgerichte hinterlegt worden?“

Herr Heinrich aber stuzte: „Ein Testament? Wozu denn das? Mir ist nichts kund geworden.“

Der herzogliche Rath hatte flüchtig seine Hand gestreift; „So will ich sorgen, daß terminus zur Publication alsbald hier anberaumat werde.“

Dann schritt er auf dem Steig dem Kruge zu und ritt mit seinem Knecht davon.

In unruhigem Brüten war der Bruder stehen geblieben.

während unter dem wieder beginnenden Läuten ein zweiter schlichter Sarg herzugetragen wurde; nur der alte Jäger Owe Heikens und ein weinendes Mädchen gingen hinterher. Aber die Leute auf dem Kirchhofe drängten sich auch zu dieser offenen Gruft; auch den der Tod in diese Lade hingestreckt hatte, lockte es sie begraben zu helfen. Und auch über ihn sprach der Pastor: „Und zur Erde sollst du wieder werden!“ Als aber, da der schwere Schaufelwurf vom Sarge wiederdröhnte, mit selbigem ein heller Wehlaut von der Gruft erscholl, da drängte sich die hohe Gestalt des Junkers Hinrich durch die Menge, und als sodann auch hier das letzte Vaterunser war gesprochen worden, nahm er vor Aller Angesicht die Tochter des Begrabenen an seine Brust und hielt sie so unbeweglich, bis er den Pastor schon drunten auf dem Wege nach seinem Hause zuschreiten sah. „Komm!“ sprach er leise zu dem schönen Mädchen, daß nur neben ihm ein altes Weib es hörte, die schier verwirrt zu ihm empor sah; und als ob jedes von ihnen wußte, daß sie beide eines Sinnes seien, folgten sie Hand in Hand dem geistlichen Herrn in sein Haus. Da sprach der Junker: „Ehrrwürden, wir bitten, verlobet uns einander, daß diese hier an meinem Herzen ihre Heimath habe!“

Und die Hände des alten Priesters legten zitternd sich auf ihre Häupter.

Drüben von dem Kirchhof aber schritt Owe Heikens, mehr als einmal mit dem Kopfe schüttelnd, seinem Hause an den Eichen zu.

* * *

Die schon anberaumte Hochzeit des Junkers Detlev, welche durch die letzte Kriegszeit wider allen Brauch verzögert war, wurde durch das Trauerjahr aufs Neue hinausgerückt; anders bei dem älteren Bruder: hier hatte der Tod zu raschem Ehebündniß getrieben.

Hinter den Eichen von Griesshuus, noch oberhalb der Niederung des Flusses, war in einem Lindenfranz ein Meierhof gelegen; einst zu einem niedergelegten Gut gehörig und aus diesem einer Base von des Junkers Mutter zugekommen, war er von Letzterer in ihrem Testamente diesem als ihrem Pathenkinde zugeschrieben. Bisher hatte ein Pächter darauf geessen; aber die Pacht war mit dem Herbst abgelaufen; seit Monaten wirthschaftete Hans Christoph dort, den noch der alte Herr zu dem Behuf dem Sohne überlassen hatte.

In dieses Haus war Junker Hinrich mit seinem jungen Weibe eingezogen. „Trete nur fest auf!“ hatte er zu ihr gesprochen, da er nach der Trauung sie vom Wagen hob; „das hier ist mein; und nun — durch Gottes Gnade — unser!“

Noch heute, in des Erzählers Tagen, zeigt man in jener Gegend auf einem Vorsprung eine alte Linde, die trotz des völlig ausgehöhlten Stammes noch eine mächtige Krone in den Lüften wiegt; hier habe man derzeit die beiden schönen Menschen oftmals stehen sehen, wie sie Hand in Hand über das weite Flußthal hinaus schauten, während der Sommerwind in ihren blonden Haaren wehte; auch Abends wohl, dem Schrei der wilden Schwäne horchend, die im Sternenschein dem Wasser zuflogen.

— — Zu Anfang im Augustmonat nach der Hochzeit war es, als Junker Hinrich zur Testamentsöffnung nach Griesshuus hinüber ritt. In dem großen, seit Jahren unbenutzten Saale, oben in einem Vorsprung nach der Dorffseite, traf er nur den Landgerichtsnotar und dessen Schreiber; vergebens suchten seine Augen nach dem Bruder. Statt dessen war ein schwarzer Herr mit gepudelter Perrücke hereingetreten: „Der herzogliche Rath sei, ihm zu Leide, durch häufige Geschäfte abgehalten“; und hatte sodann eine in aller Form Rechtens auf ihn ausgestellte Vollmacht auf dem Tische vor den Gerichtsperjonen ausgebreitet.

Der Herr war einer von des Rathes Unterbeamten, und die Formalien wurden für richtig angenommen. Danach wurden im Beisein der so Betheiligten die Siegel gelöst und das Testament verlesen. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit“ begann der alte Notarius, und der Junker stand wie gebannt, die Faust um eines Sessels Lehne, und horchte athemlos; bald aber, da die lange Eingangsformel abgelesen war, schoß ihm das Blut zu Häupten, er riß von seiner Brust das Wamms zurück, und der schwere Stuhl klappte auf den Boden, daß es in dem weiten Raume wiederhallte. Er hatte gehört, was zuvor nur wie ein Fieber ihm durchs Hirn geschossen war: an Geld und Gut zwar kürzte ihn des Vaters Wille kaum, aber Grieshuus, das Stammhaus, war dem jüngeren Bruder zugeschrieben. Der Vorleser hatte innegehalten; er begann aufs Neue und brachte es zu Ende. Dann wurde das vom Schreiber geführte Protokoll vollzogen, das die gesetzlich geschehene Publication beurfunden sollte; auch Junker Hinrich trat heran und unterschrieb, doch mit dem Zusatz: „Unter Vorbehalte meines arg verletzten Rechtes.“

Als er sich schon entfernen wollte, trat der schwarze Herr noch einmal auf ihn zu und überreichte ihm ein versiegelt Schriftstück: „Ich hab Euch zu ersuchen, daß Ihr von diesem Briefe Eueres Herrn Bruders noch hier, in diesem Raume, Kenntniß nehmen möget!“

Die feste Hand des Junkers bebte, als er das Siegel aufriß; aber schon flogen seine Augen über die Schrift des Bruders:

„Den mir zuvor bekannten letzten Willen unseres Vaters,“ so lautete der Inhalt, „habe ich, auch so ich es gekonnt hätte, aus gutem Grund nicht hindern wollen, obschon selbiger nicht nur deinen, sondern gleichermaßen meinen Wünschen widersteht; denn Jeder hat iyt, was dem Anderen dienen würde. So du also, nachdem dir solches kund ge-

worden, in Erkenntniß deiner Pflicht gesonnen wärest, dich des geringen Mädchens zu entledigen, so daß ich unseres Hauses Ehre ungeschädigt wüßte, dann komme in den nächsten Wochen zu mir auf Schloß Gottorf, und wir werden unseres Erbtes Tausch mit Glimpf vollziehen können. Solltest du aber, wovon ein Hall zu mir gedrungen, in teuflischer Verblendung bereits den Ehebund mit jenem Weibe eingegangen sein, so werd ich dir die Wege weisen, dich ihrer dennoch abzuthun, und soll zu solchem dir meine brüderliche Hülfe nicht entstehen.“

Der Andere stand noch immer vor dem Junker, der auf das Schriftstück starrete, als ob er mit den Augen es durchbohren müßte. „Wollet mir Urlaub geben,“ sprach er; „was Antwort soll ich Euerm Bruder melden?“

Herr Hinrich schien ihn nicht zu hören.

Und wieder nach einer Weile: „Meine Zeit ist kurz,“ begann er; „darf ich um Euere Antwort bitten?“

Da fuhr der Junker auf: „Hier ist sie!“ schrie er und warf den Brief in Fetzen unter seine Füße. „Ihr aber, so Ihr wußtet, was Ihr mir gebracht, so seid Ihr einen Schurkenweg gegangen!“

Und mit starken Schritten ging er aus dem Saale und war schon drunten aus dem Hauptthor, als des Anderen Hand nach seinem Schwerte fuhr.

Aber der Rappe mußte es fühlen, was auf dem Rückweg in dem Reiter tobte; und als Herr Hinrich vor seinem Hause aus dem Sattel sprang, da drohte ihm Frau Bärbe mit dem Finger: „Das arme Thier! Hattst du denn solche Unrast, zu deinem Weibe wieder heimzukommen?“ Er aber legte schweigend seinen Arm um ihre Hüfte und führte sie ins Haus zurück; und als er eine Weile finster dageessen, berichtete er nur Eines, daß ihm Grieshuus im Testamente abgesprochen sei. „Aber ich will mein Recht, und sollt ich wider meinen todtten Vater streiten!“ und als die Augen

seines Weibes voll Sorge zu ihm auffahen, rief er: „Du sollst hier nicht in dieser Bauernkathē sitzen!“

Ihre Hand strich sanft an seine Wange: „Thu, was du mußt, Hinrich; nur nicht in Zorn und nicht um meinet-halben!“ Dann zog sie ihn hinaus ins Freie, wo schon das Abendroth am Himmel stand; und sie gingen in die Niederung durch ihre Felder, wo der Erntesegen in goldenen Ähren wogte. Aus einem Seitenwege kam Hans Christoph zu ihnen, zog seinen Hut und sprach: „So Ihr es meinet, Herr, ich denke, wir müßten bald ans Schneiden gehen!“

— — Und wieder nach einigen Tagen, als sie bei all dem Segen, der nun in ihre Scheuer eingefahren wurde, ihren Eheherrn so ohne Freud und ohne Worte zwischen den Leuten umherstehen sah, die Augen nach den mächtigen Wäldern von Griesshuus, die in der Ferne wie ein Gebirge lagen, da sprach Frau Bärbe, seine Hand ergreifend: „Sind das die Flitterwochen, Hinrich?“ und da er zärtlich zu ihr niederblickte, zog sie ihn in das Gärtchen, das hinter der Scheuer war. „Ich weiß wohl, was du sinnest,“ sprach sie; „aber bedenke es wohl! Da du mich freitest, thatst du wider deinen Vater; du wolltest minder, als er für dich wollte; thu nun nach seinem Willen, daß du in dem Andern dich begnügest!“ Doch da sie sah, daß seine Augen noch immer wie im Grolle dicht beisammen standen, sprach sie beklommen: „Du hast zu hohen Preis für mich gezahlt.“

Da hob er sie mit beiden Armen auf und preßte sie wie ein Kind an seine Brust: „Nein, nein; laß fahren, Bärbe! Ich zahlte für mein Leben; weh dem, der das mir anzutasten waget!“

Es fraß doch weiter in ihm. — Und Herbst und Winter war es geworden, und die Erbtheilung war noch immer nicht geschehen. So viel war zwischen den Brüdern festgesetzt: der Stammhof wurde bis auf Weiteres von dem früheren Pächter des Meierhofs verwaltet; aber jeder von

beiden betrachtete sich als dessen Herrn. Da an einem Sonnabend, als in den Bauergärten das erste Grün der Stachelbeeren vorbrach, hieß es, die Braut des herzoglichen Rathes und deren Mutter seien mit demselben auf dem Herrenhofe angelangt; die Braut habe, ehe sie den Mann nehme, sich Land und Sand beschen wollen.

Und am Sonntagvormittag war die Kirche voll, und die Weiber und die Dirnen hatten ihre besten Käppchen auf; nur droben im großen Patronatsstuhle war noch Niemand, wie nun seit lange schon; denn der Wohnplatz des jungen Ehepaares gehörte zu einem anderen Kirchspiel, und Junker Hinrich und sein Weib hatten seit seines Vaters Tode die Kirche hier nicht mehr betreten. Als aber der Pastor, nachdem die Gemeinde einen deutschen Psalm gesungen, vor dem Altar stand und eben das Kyrie eleison angestimmt hatte, ging eine Unruhe durch die Kirchenstände, Weiber und Männer stießen sich an und raunten ein flüchtig Wort mitjammen; auch der Pastor hatte einen Wagen auf den Kirchhof fahren hören; aber es war der schwere Gutswagen nicht, und gleichwohl klang es von den Mauerringen, als würden Pferde daran festgebunden.

Da wurde die Kirchthür aufgestoßen; „Sie kommen!“ flüsterten die Dirnen und drehten ihre Hälse nach dem Steige. Aber die Erwarteten waren es nicht, obwohl es schon des Umsehens werth war; denn der Junker Hinrich mit seinem blonden Weibe schritt langsam durch die Kirche. Sie trug freilich nur ein schlicht Gewand; doch wurde ihr Haar, wie es derzeit dem Adel nur gestattet war, von einer goldenen Klammer gehalten, daß es in drei schimmernden Strähnen niederfloß; aber sie drückte sich an den hohen Mann, als ob sie Schutz bedürfe, und als Beide die Treppe zum Emporium hinaufgestiegen waren, sahen es die Frauen, daß sie gesegneten Leibes sei.

Von droben blickte der Junker fast wie zornig in die

Kirche hinab. „Dominus vobiscum“ sang der Pastor und wandte sich dann zum Altar.

Und wieder drehten in der Gemeinde sich die Köpfe abwärts nach dem Eingang: ein zweiter, aber schwerer Wagen fuhr draußen vor der Kirchthür auf; Peitschenklatschen, ein Fluch des Fuhrknechts war hereingedrungen, und während der Pastor die Collecte las, war außs Neue die Kirchthür aufgestoßen. Es wurde todtenstill: der herzogliche Rath mit ein paar hohen, stolzen Frauen, denen eine Kammerzofe folgte, war in den Mittelsteig getreten.

Der Junker Hinrich hatte im Kieler Rathhause doch wohl fehlgesehen; denn die jüngere der Frauen erschien gar stattlich, aber sie blickte kalt und strenge um sich. Als sie weiter vorgegangen waren und der Bräutigam nach dem Patronatsstuhl auffah, stuzte er und hielt die Frauen an seinem Arm zurück. Die Augen der Brüder hatten sich gefaßt, und eine Weile standen sie wie still in einander; der blonde Frauenkopf da oben war todtenbleich geworden.

„Es ist besetzt,“ sagte der da unten; „aber ich werde uns Platz zu schaffen wissen.“ Und da der Pastor ausgelesen hatte, tönten diese Worte durch die ganze Kirche.

Hätten die Augen des Junker Hinrich tödten können, der Sprecher wäre lebendig nicht vom Platz gekommen; mit einem Aufschrei griff Frau Bärbe nach ihres Mannes Hand, die ihm eiskalt auf seinen Knieen lag.

Aber der herzogliche Rath schritt mit den Frauen aus der Kirche; man hörte den Wagen fortfahren, und ohne Störung ging der Gottesdienst zu Ende.

* *

*

Es war am 24. Januar spät am Nachmittage. Junker Hinrich war in der Stadt gewesen, wo er mit dem Magistrat zu thun gehabt hatte; denn die alte Base seines Wei-

beß war gestorben und hatte dieses als ihre Erbin eingesetzt. Behaglich ritt er durch das Haidethal, dann durch den Wald; aber vor seiner Hausthür sprangen zwei Mägde ihm entgegen: „Ach, Herr! Ach, Junker Hinrich, Euer Weib!“

Und als er in die Kammer hinter dem Wohngemach getreten war, sah er sein Weib im Bette liegen; ein Unschlittlicht brannte auf dem Tische; aber er erkannte sie fast nicht. Die Hebamme des Dorfes war um sie; sie stand über einer Wiege, aus der das Winseln eines neugeborenen Kindes drang. „Was ist das hier?“ sprach er; „der Erbe von Grieshuus sollte in zwei Monden erst geboren werden!“

„Es ist kein Erbe, nur eine Tochter,“ sagte die Hebamme.

Aber eine der Dirnen war ihm in die Kammer nachgeschlichen. „Ein Bote ist dagewesen,“ sagte sie; „vom Landgerichte, heut am Vormittag!“

„Was hat denn der gewollt?“

„Weiß nicht, er frug nach Euch; da hab ich zu der Frau ihn hingewiesen.“

„Bärbe!“ sagte der Junker leise, und auf der Bettkante sitzend, strich er seinem Weibe die feuchten Haare von den Schläfen.

„Ja!“ — — Wie ein Hauch kam es, und wie aus einer fernen Welt hob sich das junge durchsichtige Antlitz aus dem Kissen auf. „Bist du es, Hinrich?“ — Und sie strickte heftig ihre beiden Hände um seinen Hals und schrie, als ob Entsetzen sie besalle: „Nein, nicht von dir; nicht von dir! O — lieber sterben!“ Dann ließ sie los und sank mit geschlossenen Augen in die Kissen.

Der Junker war an der Bettstatt hingestürzt: „Nein, nicht von mir; nie, nie! — — Hör es, hör es doch; nie von mir, so lange wir beide leben!“

Aber sie lag wie eine Todte.

Da besann er sich: „Der Bote muß was gebracht haben,“ sprach er; „holet es mir!“

Und die dumme Dirne, die an der Thür stand und mit der Faust die Thränen von den Augen wischte, lief in das Wohngemach und brachte ihm etliche Schriftstücke und eine aufgerissene Hülse.

„Seh Sie nach meinem Weibe!“ sagte er zu der Frau; dann las er; und nach einer Weile laut und immer lauter: „Dann Anno 1655 ist gen. Vater mit der Barbara in das Gut gezogen, hat aber verabsäumt, sich seine Freiheit von dem Grundherrn legaliter verbrießen zu lassen, und sind demnach die zwei Genannten, wie durch Urthelspruch des Landgerichtes mehrfach schon bestätigt, desselben Eigene worden. Die Ehe des Beklagten mit selbiger Leibeigenen ist eine nichtige, da sie ohne des klägerischen per testamentum Eigenthümers consensu ist geschlossen worden.“

„Der Teufel ist dein Leibeigener!“ schrie der Junker und warf die Klageschrift des Bruders von sich.

Aber die Hebamme legte die Hand auf seinen Arm: „Herr, Euer Weib!“

„Ja, ja; und das hat sie gelesen! Er wußte es, wo sie zu treffen war.“ Und er neigte sich zu ihr; und da er ihre Hand ergriff, war sie fast kalt, und das Gesicht verwandelte sich seltsam.

„Was ist das?“ frug er.

„Ich weiß nicht, Herr. Holt einen Arzt!“

„Bärbe, Bärbe, geh nicht von mir, bis ich wiederkomme!“

Und schon war er zur Thür hinaus. „Hans Christoph!“ rief er; „Hans Christoph!“

Aber die Dirne war ihm nachgelaufen: „Was denkt Ihr, Herr! Er ist zum Schmied hinunter mit den Sensen.“

Da warf er sich selbst auf seinen Kappen, und mit

todblassem Angesicht flog er durch die Eichen von Grieshuus hinüber nach der Stadt.

— — Ein paar Stunden war es weiter; der Mond war aufgegangen und stand zu Osten über der Haidemulde. Kein Thierlaut regte sich; die Vögel lagen im Kraut auf ihren Nestern; nur die hoch aufgeschossene stille Dirne aus der Besenbinderkathe vom Ende des Dorfes hatte sich verspätet; eifrig schnitt sie mit ihrem kurzen Messer die Haide ab und legte sie zu Haufen. Da galoppirte ein Reiter an ihr vorbei. „Heida!“ Aber sie hatte ihn erkannt; es war der Reitknecht des herzoglichen Rathes, der nach Grieshuus hinübritt. „Was wollte der?“ Und sie band sich ihr Tuch fester um das Kinn; denn aus Westen kam ein Wind vom Meer herauf.

Sie ging weiter nach Osten hinauf, denn da war die Haide länger, und lag eben unter ein paar Birken, als ein Geräusch von Grieshuus her sie aufsehen machte. Und wieder kam der Hufschlag eines Pferdes, ein Reiter, der wie rasend durch die Haide auf sie zuritt. Aber er war vorbeigeritten, und da eine Wolke vor den Mond fuhr, hatte sie ihn nicht erkannt. Sie schüttelte den Kopf und sah ihm nach. Und zum dritten Male, ihm entgegen — was war denn das? Sie hatte kaum jemals hier was reiten sehen — kam abermals ein Pferd; aber langsamer, fast war's, als würde es zurückgehalten.

Sie ließ die geschnittene Haide liegen und kroch auf Händen und Füßen näher heran. Aber es war zu weit; sie stieg an der Ostseite hinan, bis sie oben unter den Bäumen entlang lief; jetzt hörte sie die Pferde stoppen, laute zornige Worte, die sie nicht verstehen konnte; dann war's, als ob die Reiter von den Pferden auf den Boden sprangen.

Es mußte ihr gegenüber sein, und sie trat aus den Bäumen und sah hinab; aber der Mond lag hinter Wolken; ein Gewühl war drunten, sie konnte nichts erkennen.

„Mein Leben! Mein Leben!“ schrie eine Stimme. „Sie stirbt; ich will dafür das deine!“

Die Dirne reckte den Hals: „Das war Junker Hinrichs Stimme!“ Da flogen die Wolken von dem Mond; blauhell lag es drunten, und sie erkannte deutlich den grauen Runenstein am Wassertümpel. Zwei gesattelte leere Rosse standen unweit in dem Kraute, ein braunes und ein schwarzes, das wiehernd in die Nacht hinausrief. Daneben sah sie zwei Brüder grimmig mit einander ringen. Sie stand wie angeschmiedet; dann war's, als ob ein Eisenblitz heraufzuckte, und ein Entsetzen jagte sie von dannen; aber sie entrann nicht: ein gellender Schrei, der über die Haide fuhr, hatte sie eingeholt. Noch einmal stand sie, beide Hände an die Ohren gepreßt, zwischen den Bäumen; dann lief sie ohne Aufenthalt dem Dorfe zu. Voll Entsetzen, in Schweiß gebadet, ihr kurzes Messer in der Hand, kam sie nach Hause.

„He, Matten,“ rief die Frau des Besenbinders, „was ist? Wie siehst du aus? Hat sich schon wieder was gemeldet?“ Denn das Kind war damit angethan, daß sie Unheil vorausjah, das noch geschehen sollte.

Aber Matten schwieg; die Mutter auch; denn man soll nicht davon reden, bis der Vorspuß ausgekommen ist.

Doch schon am Nachmittage danach sprach das Weib, die eben aus dem Dorf heraufgekommen war, zu ihrer Tochter: „Red nur! Drunten in dem Haidloch haben sie den herzoglichen Rath erschlagen! Es schadt uns nichts; nun ist der Junker Hinrich unser Herr!“

— — Aber wo war der Junker Hinrich? — In der Nacht sollte Einer bei dem Pastor angepocht haben; er sollte es gewesen sein; aber der Pastor hat davon nichts wissen wollen; dann hat man nimmermehr von ihm gehört. Auf dem Meierhose lag ein schönes aber todt's Weib, neben ihr ein Siebenmonatskind, ein Mädchen, in der Wiege. So stand es um die Erben von Griesshuus.

Zweites Buch.

Das siebenzehnte Jahrhundert war vorüber: es saßen andere Leute auf Grieshuus.

Viele Jahre hindurch war Niemand dort gewesen, als ein gerichtlicher Verwalter; denn man wußte nicht, wem das Gut gehörte, ob dem Abwesenden, der jeden Tag sich wieder einstellen könne, ob dessen Tochter, einem schwachen Mädchen mit blaugeäderten Schläfen und dünnem blondem Haupthaar, das zu Schleswig im Kloster in der Hut einer entfernten Verwandten aufgezogen wurde. Als sie mündig geworden, hatte sie von dieser sich getrennt und sich in der Nähe des Klosters eingemietht; heirathen wollte sie nicht, obgleich dazu schon mehr als eine Anfrage an sie ergangen war, denn unter Vorbehalt der väterlichen Rechte war das Gut ihr übereignet worden. Gleichwohl hat sie gemeint, ihr Vater werde wiederkommen, und die Freier etwa so beschieden, indem sie hastig nach einer begonnenen Arbeit griff: „Zu danken für die erwünschte Gewogenheit! Aber mein Papa wird nicht so gar von seinem Hof und seiner Tochter lassen; sobald er heimgekehret, wird er für mich zu reden wissen.“ Das aber haben Alle für einen Abschlag aufgenommen und von dem schon vergessenen Vater auch nur ungern reden hören.

Zu Grieshuus und überall im Lande hatte es wüste ausgesehen; unser Herzog Christian Albrecht, nachdem er mit dem von seinem Vater ererbten Diplom des Kaisers Ferdinand die Universität zu Kiel gestiftet hatte, war vierzehn Jahre lang von seiner Residenz vertrieben; dessen getreue Beamte ließ der Dänenkönig verjagen oder gefangen setzen und die Kraft des Landes durch seine nie ruhenden Kriegesrüstungen erschöpfen. So mochte es auch zu Grieshuus nicht heimlich sein, und Jungfer Henriette, wie sie nach ihres Vaters Namen war getauft worden, ist nimmer

dort gewesen; das Archiv aber hat sie nach einem Zimmer in ihrem Hause zu Schleswig bringen lassen, und um Ostern und Martini mußte der Verwalter dort ihr Rechnung legen. Dann hat sie tagelang vor den großen Büchern dageessen und über Kopfweg vor ihrer Magd geklagt; „denn,“ hat sie gesagt, „es muß doch stimmen, wenn er wieder selbst regieren will.“

Aber der Junker Hinrich ist doch nicht gekommen. Zu Grieshuus blühte die Haide und verging; Sonnenschein und Schneewinde wechselten über den mächtigen Eichenwäldern; sie wuchsen, geschlagen wurde nicht darin, insonderheit seit die Vormundschaft zu Ende ging; das Schlimmste war, daß das Unzeug sich in ihnen mehrte, Weihen und Falken, die in den Wipfeln horsteten, vor allen der Wolf, „de grise Hund“, wie ihn die Bauern nannten, der unter den Höhlen der mächtigsten Eichenwurzeln im Dickicht seine Zungen warf. Noch zeigt man die Stelle, wo eines Tagelöhners Kind, das Dohnen in dem Wald gestellt hatte, von ihm zerrissen worden; denn einen Jäger hat es zu Grieshuus nicht mehr gegeben, und bei dem Thurmhaus hing die rothe Pforte flappernd in dem Winde; der Verwalter wollte keinen neben sich. Oben im Herrenhause, in dem Gemache über dem Portal des Hausthores und gegenüber in dem weiten Saale, lag fingerdicker Staub und todttes Geziefer auf Simsen und Geräthe. Und Junker Hinrich war noch immer nicht gekommen.

Als aber mehr als ein Menschenleben so vorüber war, langten schwedische Völker vom Wellingischen Regimente aus dem Bremischen an; dabei ein Oberst, der wegen einer aufgebrochenen Wunde in Schleswig sich verweilen mußte. Er hatte sich in der Nachbarschaft des Klosters eingemietet, und die Dame von Grieshuus hatte ihm durch den Friseur ein sonderbar heilendes Wasser offeriren lassen, was er dankbar acceptiret hatte. Als er sodann nach seiner Gene-

sung seine Aufwartung machte und alsbald ihr seinen Eheantrag ausrichten ließ, hat sie nicht mehr den Muth gehabt, ins Ungewisse zu verweisen, sondern nur gesagt: „Ich hoffe wohl, mein Vater, der unter Karl X. jung gewesen ist, wird nicht dawider sein.“

So ist sie des Obersten Weib geworden, der seinen Abschied aus dem Dienst genommen hat; aber nach Griesshuus hat sie auch jetzt nicht hinüber wollen; „denn,“ sagte sie ihrem Eheherrn, „die Wölfe kommen dort gar in die Küche, und über die Haide geht ein Spukwerk; — o nein!“

„Ei, Narretei! Wer hat dir das erzählt?“

„Der Verwalter; der wird's doch wissen!“

Der Oberst lachte: „Das wohl, er hat die Herrin nicht ins Haus gewollt!“

Sie wurde dunkelroth und strich das dünne Haar sich von den Schläfen: „Nein, nein; du glaubst mir immer nicht!“

„Nun, ich werde selbst dahin gehen und mich informiren, Henni.“

Dann ist er ohne sie dahin gegangen; er hat im Hause etwas räumen und mit den Bauern einmal auf die Wölfe treiben lassen; aber die Wälder sind zu dicht und die rechten Hunde nicht am Platze gewesen; sie haben keinen Wolf gesehen. So ist er nach Schleswig wieder heimgekehrt.

Und am Jahrestag der Hochzeit ist ein Kind geboren worden; ein Knabe, in welchem von des Weibes Eltern alle Schönheit aufgestanden ist. Es ist auch zur glücklichen Niederkunft gratulirt worden; aber die Mutter hatte doch all ihre Kraft dem Kinde hingegeben. Noch ein paar Jahre hat sie, meist in Kammerluft, dahingelebt; dann eines Septembermorgens, da schon die gelben Blätter vor ihrem Fenster wehten, hat sie das Kind sich bringen lassen; und ihre magere Hand in seinen goldenen Haaren, hat sie gesprochen: „Er ist doch nicht gekommen, Wolf, und ich sterbe nun; ich

war nur eine schlichte Frau, aber du, mein schöner Sohn," — und der Knabe stand an ihrem Kissen und sah mit seinen durchdringenden Augen zu ihr auf — „du wirst ihn sehen; grüß ihn von mir! Kolk! Vergiß nicht — —“ Fallend hatte sie die letzten Worte gesprochen; ihre Hand fiel von des Kindes Haupt. Und als sie eine Weile so gelegen, hat der Knabe mit seiner Hand ihr in das magere Angesicht gegriffen; aber sie rührte sich nicht mehr. Da schrie er, und die Wärterin trug ihn hinaus.

Als der Oberst vom Begräbniß auf dem Klosterkirchhof, wo man seine Frau nach ihrem Wunsch bestattet hatte, heimgekommen war, nahm er seinen Buben auf den Arm: „Die Mutter hat hier schlafen wollen,“ sagte er, „wir beide gehen nach Grieshuus; ich will nun selber deinen Hof verwalten; da sollst du reiten lernen!“

Und der Junge sah seinen Vater fest aus seinen dicht beisammenstehenden blauen Augen an; dann that er einen lauten Lustschrei.

— — So ist der Oberst, da im nächsten April an den Waldrändern von Grieshuus die Schlüsselblumen blühten, da die Äcker gedüngt und die Wintersaaten gewalzt wurden, mit seinem Buben in das Herrenhaus dort eingezogen. Eine ältliche Verwandte der Verstorbenen, das Klosterfräulein Heide von der Wisch, ist mit dahin gegangen, um, wie sie sagte, bis die Flützeit vorüber, être la mère à ce pauvre enfant; sie ist aber dort hängen geblieben und nach dem Kloster nicht zurückgekommen, obwohl der Knabe nie nach ihrer Hand gegriffen hat.

Oben im Hause sind die ungeschlachten Möbeln nach dem Boden hinauf oder in die Gesinderäume hinabgeschafft worden; im Wohngemache standen nun geschweifte Schränke und Chiffonnièren, und auch ein Canapee mit farbig gemustertem Bezuge, worüber neben dem vorgefundenen Bild der Urgroßmutter auch das der Mutter des Besitzers hing.

Es pflegt so zu geschehen: das schönste, das Bild der Großmutter, fehlte zwischen beiden; sie war gekommen und gegangen, und keiner wußte noch von ihr.

Im Wesentlichen wurde es auf dem abgelegenen Hofe nicht gar anders, als es im vorigen Jahrhunderte gewesen war. Denn Deutschland erhob sich eben erst aus wüsten Träumen. Die neue Koppelwirthschaft wurde freilich eingeführt; aber der Oberst war ein Melancholicus und litt an den Übelständen einer alten Wunde; überdies war er weder ein Landwirth noch ein Jäger, und beides war hier groß vonnöthen. Für letzteren gab sich zwar ein hungerriger Verwandter der alten Herrschaft, der nach Jahr und Tag sich zum Besuche eingefunden hatte und gleichfalls nicht wieder fortgegangen war; aber es hatte nichts Sonderliches zu bedeuten. Nur einmal, an einem Winterabend, war hinter dem Thurmhaus ein Rehbock von ihm geschossen worden; allein zur Küche war er nicht gekommen, denn mit selbigem, daß das Thier zusammengebrochen, hatte ein dürrbeiniger Wolf sich darauf zugestürzt und es an der Kehle mühsam fortgeschleift; der Better aber war mit erhobenen Händen durch die Haidemulde nach dem Hofe zugerannt. „Hol der Teufel Eure Wölfe hier! Das ist nicht in der Ordnung!“ hatte er im Hausflur dem Oberst zugerufen; der aber hatte nur gelächelt: „Freilich nicht, Better; jedoch ich meinte, das sei Ihre Sache.“

„Ei, das versteht sich, Oberst! Aber die Hunde! Ich soll nur erst die rechten Hunde haben.“

„Aber ich denk, Ihr habet ja den ganzen Stall schon voll davon.“

„Nun, nun; gehet nur hinauf und kramet die Karten vor; ich will mir nur den nassen Rock vom Leibe ziehen; dann wollen wir die vier Könige jagen!“

Und bald saßen sie sich gegenüber bei ihrem Piquet; und der Oberst war damit zufrieden.

— — Als der Junker Rolf im siebenten Jahre war, lehrte der Vetter ihn lesen und nach Adam Riese rechnen; das konnte er, sogar auch mensa und amo decliniren und conjugiren. Der Knabe lernte leicht und rief mitunter: „Ich kann's doch besser noch als du!“ Dann freute sich der Vetter und lief zu dem Vater: „Se, Oberst, höret, was Euer Philosophus da redet!“ und den Jungen, wenn er hintennach gelaufen war, bei den Ohren in die Höhe hebend, rief er: „Ich hab's dich doch gelehret, Tausendsacramenter!“

Des Knaben Freundin war eine alte Magd, die schon die Mutter als kleines Kind getragen hatte, die von hier zur Stadt und wieder von dort hieher zurückgebracht war. „Ich will Matten fragen!“ rief der Bube, wenn er selbst nicht wußte, was er wollte. Sie hatte ihr Augenlicht fast ganz verloren und saß meist unten in der großen Gesindestube oder am Herde in der Küche, beschaffend, was einem blinden Menschen möglich war; und wenn er sie gefunden hatte und auf sie losstürmend sie an der Schürze riß, dann sagte sie wohl: „Kind, Kind, gieb Ruh; was willst du denn? Bei Gott ist Rath und That!“ und sah mit ihren todten in seine lebendigen blauen Augen. Und frug sie weiter: „Sprich, was willst du, Rolschen?“ dann sprach er wohl ganz kleinlaut: „Weiß nicht, Matten; — erzähl mir was!“ Und sie legte das Messer, oder was sonst ihre Finger hielten, fort und frug: „Was denn erzählen, Kind?“ Er war auf ihren Schoß gekrochen und rief: „Von Dwe Heikens, wie du zu viel Holz gebrochen hattest! Mein“ — und er flüsterte ihr ins Ohr: „Erzähl mir von der schönen Frau, da auf dem Meierhof; wie hieß sie doch?“ — „Kind, Kind, das war ja deine Großmutter!“ — Der Knabe sah ihr lange ins Gesicht: „Großmutter?“ sagte er langsam. „War sie denn schon alt?“ — „Alt?“ und Matten wiegte ihren grauen Kopf. „So jung wie Maililien! Wenn der

Tod kommt, bleiben auch die Großmütter jung. Sei still und halt's für dich, so will ich dir erzählen!"

In Einem aber war der Vater selbst des Buben Lehrmeister; er kaufte ihm erst einen, und als er größer wurde, einen zweiten von den kleinen türkischen Kleppern und ließ draußen an der Ostseite eine Reitbahn richten; und die Peitsche des Obersten klatschte, und der Junge lag bald auf dem Knappen, bald auf dem braunen Klepper.

Plötzlich aber wurde es anders zu Griesshuus. Der Oberst, da an dessen Geburtstage der Junker mit einem unter des Veters Anweisung gefertigten Glückwünschungsbriefe vor den herzlichsten Papa getreten war, hatte danach nichts Eiligeres zu thun, als durch seinen pastor loci einen Informator zu besorgen. Dadurch ist der Magister Caspar Bokenfeld auf den Hof gekommen, und mit ihm ein Mann, dem ich von nun an die Erzählung in eigenem Namen überlassen kann.

Während der ersten Herbstvacanz in meiner Studentenzeit war ich daheim und wurde bei einem Besuche der Stelle von Griesshuus durch ein heftig Wetter in das Haus des Küsters in dem nahen Dorfe eingetrieben. Er war ein schon bejahrter Mann, den ich bisher nicht kannte; wir saßen uns bald am Fenster gegenüber, und ich sah auf die Ostseite der alten Felsenkirche, an welcher noch die schweren Eisenringe hingen, so daß ich ohne Umstand das Gespräch auf jene alten Dinge bringen konnte. Er hatte mir ruhig zugehört; als ich jedoch bekannte, daß mir die dortigen Ereignisse des achtzehnten Jahrhunderts minder klar geworden seien als die des vorigen, stand er auf und ging nebenan in eine Kammer, aus der ich das Auf- und Zuschließen eines Schrankes oder einer Lade zu vernehmen glaubte. Als er zurückkam, legte er ein vergilbtes Schriftstück in den mir hinlänglich bekannten Zügen des letzten Jahrhunderts vor mir hin.

„Klar ist das auch nicht,“ sagte er; „aber es ist erzählt, was sich begeben hat. Der Autor war einer meiner Vorfahren und Pastor an hiesiger Kirche, nachdem er sich das als Informator auf dem Hof verdient hatte.“

Ich faßte mit Andacht das Papier; die alte Zeit begann ja selbst zu sprechen. Dann hab ich's mit des Küsters Erlaubniß noch am selben Nachmittage abgeschrieben, und bin erst nach Haus gekommen, als die derzeit einzige Gassenleuchte an der Hafenstraße schon von dem Nachtwächter ausgegan war.

Und hier ist es:

Die Niederschrift des Magisters Caspar Bokenfeld.

Anno 1702, in welchem nachmals unser Herzog Fridericus IV., des hartgeprüften Christian Albrechts Sohn, bei Kliffow in Polen für seinen Schwager, den Schwedischen Carolum XII., sein junges Leben gab, im Januar am Sonntage Epiphaniaß war es, da ich Grieshuus zum ersten Mal betrat. Es bimmelte schon unten von dem Kirchthurm zum Gottesdienste, und die helle Winter Sonne strich an den Fenstern entlang, als der Herr Oberst auf seinem zierlich ausgerüsteten Zimmer mir seinen Sohn als Zögling zuführte. „Das ist der Magister Bokenfeld,“ sprach er zu dem elfjährigen Knaben; „der soll nun versuchen, was aus dir zu machen ist.“

Der Bube sah mich aus ein Paar scharfen blauen Augen an, als ob er im hintersten Hirnwinkel mich aussuchen wolle, und sagte dann, mirabile dictu: „Kann Er auch reiten, Magister?“

Da lachte der Herr Oberst und schlug ihn auf die Schulter: „Ei, Teufelsjunge, reiten soll er dir nicht weisen; aber ‚Sie‘ sollst du den Magister tituliren: er wird dir schon zeigen, wo die Geigen hängen!“

Siehe, da wurde mir der Odem leicht; denn mit denen von Adel hatte ich nimmer noch verkehret; der kleine Junker aber hat mich in Tagen nimmer angesprochen, bis das Herz ihm einmal jählings überquollen; da sprach er: „Sie sind gut, Herr Magister!“ und gab mir seine feste kleine Hand; ich aber nahm das edle Kind in meinen Arm: „Wir wollen Freunde werden, Kolf!“ jagte ich; da umfaffete er mich heftig, und sein geringelt Goldhaar hing noch lange über meine Hand herab. Auch war das nicht umsonst gesprochen; — mein Kolf, mein schöner guter Knabe, weshalb der Vater droben dich doch so früh begehret hat!

— — Es war recht einsam zu Griesshuus. Der Oberst kränkelte und verließ das Haus nur selten; an jeglichem Abend spielte er sein Piquet oder eine Partie Dame mit einem Familienvetter, der hier im Hause lebte; ein sonderlicher Mann, der Alles zu verstehen meinte und gleichwohl ohne alle Erudition war. Der Oberst war ein Wittmann; aber eine adelige Klosterjungfer Adelsheid hielt strenge Hauswirthschaft; sie rief mir selber einmal am Sonntagnachmittage zu: „Geb Er mir Seinen linken Strumpf, Magister; da soll die Sonn Ihm bald nicht mehr auf Seine Wade brennen!“ Und als ich hinsah, siehe, da war ein Loch im Strumpfe, und ich schlich gar beschämt davon, um solchen Fehler aufzubessern.

Mir war das Zimmer über der Einfahrt in dem Thorhaus eingeräumt; ich hatte meine Bücher mit mir, und war es wohl zum ersten Male, daß Homerus und Virgilius, Arnoldus und Thomasius die Wände hier verzierten. In der Thorsfahrt unten hatte der Meiereikeller ein Fenster, und es hieß, oftmals, so man nächstens vorüberschreite, solle von dort aus ein Rahmschöpfen und Umgießen deutlich hörbar werden, was in Wirklichkeit nicht sei; aber das sind nugæ; es ist allzeit ruhig gewesen, wenn ich gegenüber meine enge Treppe aufgestiegen bin. Aber drinnen in meiner Kammer

war es gar einsam, wenn die Nachtruhe über den Hof gekommen war und ich noch über meinen Büchern saß. Wenn dann der Mond am Himmel stand und ich von der Arbeit zu dem einzigen Fenster trat, dann sah ich ein tiefes Haidefeld, das zwischen zwei hohen Waldseiten auslief; und mitunter drang ein seltsam Heulen aus der Ferne, von dorten, wo ich bei Tage ein altes Thurmhaus hatte stehen sehen; da ich es zum ersten Male hörte, schritt ich zur Thür und schob den Kiegel vor; dann löschte ich das Licht und legte mich schlafen. Das Heulen, das noch länger durch die Nacht scholl, ist aber von den hungrigen Wölfen kommen, deren derzeit im Übermaße hier gewesen; und ich hab noch lang gelegen und gehorchet; mir war, als könnten sie durch die offene Thorfahrt kommen und mit den Tazen meine Thür anfallen.

Als ich am Morgen dem Junker Kolf davon erzählte, sprach er: „Da in der Haide müssen Sie ikt nimmer gehen, Herr Magister; ich bin zu Pferde dort gewesen und doch fast vom Leben abgekommen!“

Und auf meine Bitte hat er es also mir erzählt: Eine grimmige Kälte ist es dazumal gewesen, am Nachmittage vor dem letzten Heiligabend, zwei Wochen nur vor meiner Herkunft, und wie bleicher Messingglanz hat die December-sonne über die Haide hingeglinstert. Droben in dem großen Saale hat die Tante Heide herumgehamstert, ganz mutterjeelenallein, und hat Niemand hinein dürfen, weder vom Gesinde, noch auch der Junker Kolf, wohl selber kaum der Oberst; denn für Alle ist da drinnen die Weihnachtsbescherung aufgebaut worden; der Better nur ist eigenwillig aus- und eingehuschet, denn er hat's gar besser noch verstanden als die Tante. Junker Kolf aber ist vor Ungeduld treppauf und -ab gesprungen, auch auf den Hof und in die Ställe eingelaufen und zuletzt dann in des Oberst Zimmer, wo dieser mit dem Verwalter vor der Gutsrechnung geessen:

„Was soll ich anfangen, Papa? Um fünf Uhr erst will Tante Heide schellen!“

„So geh zu deiner Freundin, der alten Matten!“

„Mag ich heut nicht, Papa.“

„So reit noch eine Stunde!“ hat der Oberst ihm gesagt und kaum von seinen Büchern aufgesehen; „und nimm den Braunen an die Leine!“

Drauf ist der Junfer in den Stall gegangen, wo die beiden Klepper an der Krippe standen, und hat dem Knecht gerufen, daß er ihm den Rapen saddle und ihm den Braunen an die Hand gebe.

„Hopp, Stella! Fera, halloh!“ Und so ist er in den bleichen Winterschein auf die Haide hinausgeritten; die Mulde hinunter und weiter, immerzu über den hart gefrorenen Boden. „Huffah!“ Und er hat seine kleine Rappe mit der braunen Geiersfeder vor Lust geschwenket, und die kleinen feurigen Koffe haben getanzt, als wüßten auch sie, daß heut noch Weihnacht-Heiligabend sei.

Plötzlich ist die Sonne weg gewesen. Noch kurze Weile hat das schwarze Haidekraut geleuchtet; dann hat die große dunkle Schattendecke sich gebreitet, und bald danach ist vom Himmel mehr zu sehen gewesen als drunten von der Erden. „O lieb Christkindel,“ hat der kleine Reiter gerufen; „nun wird wohl bald für dich gebimmelt werden!“

Mit diesem wandte er seine beiden Koffe, die gleich als Hunde seiner jungen Hand gehorchten. „Hopp, Fera! Stella, hopp!“ Und heimwärts ging es noch viel fröhlicher als hinaus. Mitunter ließ er seine flinken Augen seitwärts über die dunklen Haidebreiten streichen, aber sehen konnte er nichts; nichts war zu hören als der Trab der Pferde auf dem harten Boden und das eigene Athemholen, denn das meiste Gethier schlief unten in seinen Winterhöhlen; nur über ihm flammten und zitterten die Sterne in der grimmen Winterfalte.

Da, als er schon der rechtshin auslaufenden Waldspitze gegenüber war, die sich noch schwach am Abendhimmel merkbar machte, hörte er von dorten etwas durch die Heide trotten. Um besser zu hören, zog er den Zügel an; aber die Pferde warfen mit den Köpfen, schnoben und drängten mit allen Kräften vorwärts. Der Junker hat zuerst gedacht, es sei ihr Hagrude, der seit ehedem fortgewesen, und: „Fuko, Fuko!“ hat er laut hinausgerufen.

Dann ist er vor seinem eigenen Ruf erschrocken; denn es ist ihm jäh aufs Herz gefallen, daß vor dem Fuko, der ihr Stallkamerad gewesen, seine Klepper nicht solch ein Zittern und Schäumen überkommen würde. Und immer näher ist es auf ihn zu getrottet. Der Pferde ist er so unmächtig worden, daß sie mit ihrem jungen Reiter, als ob sie flögen, gegen den Herrenhof dahin geraset sind, der nur noch aus einem schwebenden Lichtschein über der Höhe kenntlich war.

Immer toller ist die Jagd gegangen, und da ist es dicht an ihm heran gewesen: „Ein Wolf! Ein Wolf! Hülf, Hülf!“ hat das Kind geschrien und dabei seine Peitsche geschwungen, unachtend, daß es dessen nicht bedurfte. Dann gab es einen Ruck; der Knappe hatte mit den Vorderhufen ausgehauen, daß Junker Rolf die blanken Eisen durch das Dunkel blitzen sah; er hatte die Füße aufgezogen und lag mit der Brust auf dem Halse seines Pferdes.

Das aber stieß einen Beterschrei aus, und laufend ging es nach dem Hofe und schon dem Aufstieg und dem Thore zu. „Kilian! Marten! Jens!“ Er wußte selber nicht, wen er gerufen hatte, aber ein Geheul ist von dem Hofe losgebrochen; und Fuko und die anderen Hunde sind hinausgestürzt und um das Pferd herum, und die glimmenden Augen an dessen Seite sind in die Nacht zurückgewichen. Rosse, Reiter und Hunde sind durch die offene Thorfahrt in den Hof hineingebrochen.

„Aber der Wolf, der grise Hund,“ sagte der Junker und

nichte mir mit seinen blauen Augen zu, „hat doch mein Pferd gebissen; es ist noch lang nicht besser; der Wether kann es nicht curiren.“

* * *

Es war kurz danach, am Vormittage des zweiten Sonntags nach Epiphania. Draußen über den Reitplatz segte der Nordost; derothalben ließ der Herr Oberst den kleinen Kappen nach dem Schloßhof führen, denn die Wunde an der Kehle, so der Wolf dem Thiere zugefüget, wollte noch immer sich nicht schließen, obschon von dem Wether und dem alten Schäfer mit Wundwasser und Kräuterfalsen wacker dazu gethan war.

Der Junker Rolf stand neben mir auf der Freitreppe vor dem Herrenhause; wir sahen zu, wie der Herr Oberst dem Kappen mit linder Hand über die wunde Stelle strich und dem muthigen Thiere beschwichtigende Worte zusprach.

„Wird bald baten, Gnaden Herr Oberst!“ sagte der Schäfer; und der Wether, der auch daneben stand, steckte die Hände in seine weiten Hosensäcke und sprach wie allzeit, wenn er seiner Weisheit auf den Boden sah: „Freilich, freilich, Oberst; will nur Alles seine Weile haben.“ Der Oberst aber schüttelte den Kopf und warf einen gar respectirlichen Blick auf den sorglosen alten Herrn: „Gegen Wölfe und Wunden helfen nicht bloße Worte, davon Ihr großen Borrath habet!“

Indem hörte ich Schritte von der Einfahrt her und sah über den Kappen weg einen hohen, aber schon stark ergrauenden Mann in den Hof treten; er trug ein lederfarbenes Wamms und hatte einen Hirschfänger am Gurte hängen, war auch sonst in seiner Kleidung wie damals solche, die im Jagd- oder Forstwesen in hoher Herren Diensten standen; aber in seinem Antlitz waren tiefe Furchen. Ihm zu jeder Seite ging ein gar gewaltiger brauner Schweißhund

mit breitem Ohrgehänge, welche mit ihm auf uns zuschritten. Seltsam schien mir, daß er nicht um sich blickte, sondern geradezu nach der Stelle ging, wo der Oberst sich neben dem wunden Kofse hielt.

Als dieser sich aufrichtete und ihm sagte, er sei der Herr hier, und was Botschaft etwa er zu bringen habe, lüftete der Fremde ein wenig seine Kappe, aber fast nicht als ein Untergebener oder ein Begehrender; und hub dann im ruhigen Tone an, wie er als erprobter hirsch- und wolfgerechter Jäger den Wölfen nicht nur mit Schießen, Gruben oder Giftlegen, sondern auch auf minder bekannte Art beizukommen gute Wissenschaft erlangt, und zu dem Ende, da er von dem Nothstand hier vernommen, dem Herrn Oberst seine Dienste offerire.

„Oho!“ rief der Better und warf sich in die Brust; „wir halten hier nichts auf solche Jägerstücklein und Teufelspielereien; sind auch genug der fahrenden Waidgesellen, die viel versprechen und dann wenig halten!“

Der Oberst hieß ihn schweigen, deutete aber auf die Hunde, die schier unbeweglich standen, die klugen Augen zu denen des greisen Mannes gerichtet, und sprach zu diesem: „Wenn Er mir dienen will, was hat Er Seine Rüter nicht am Thor gelassen? Hier binnen ist nur Platz für meine und meiner Freunde Hunde.“

Unter den buschigen Augbrauen des aufrechten Alten schoß es wie Funken; doch er entgegnete ruhig: „Wer ihren Herrn dingen will, der muß sie sich gefallen lassen; der Handel wird nur um so besser sein.“

Der Oberst schwieg einen Augenblick und frug dann: „Was für Atteste hat Er?“

Der Alte griff in sein Wamms und übergab ihm eine Schrift; der Junker Kolf aber sah inzwischen nur nach den Hunden: „O sehen Sie, Herr Magister, die beiden schönen Kerle!“

Er wollte zu ihnen; da rief ich laut und griff nach seiner Hand: „Laß, laß, Junker! Das sind von den grausamen Blutjunden, und sie kennen dich ja nimmer!“

Bei diesen Worten sah der Fremde, uns Andere nicht beachtend, auf den Knaben; ja fast, als ob er mit den Augen ihn verschlingen wollte, daß er nicht hörte, wie der Oberst zu ihm redete: „Das wäre etwas; der König hat in seinem Preußen wohl waidgerechte Männer brauchen müssen. Hat Er mehr desgleichen?“

Aber es bedurfte eines weiteren Wortes, bevor der Fremde nochmals in sein Wanms griff und ein zweites Schriftstück dem Oberst überreichte; zum Junker aber sprach er: „Es ist nicht Gefahr, so ich zugegen bin!“ und raunete ein Wort zu beiden Thieren.

Da sprang der Knabe von der Treppe und lief zu den Hunden, die jetzt ihre großen Köpfe zu ihm wandten; der Fremde aber ließ langsam seine Hand auf des Junkers Scheitel sinken, und seine Lippen rührten sich, als ob er heimlich bete.

Der Oberst hatte diesen Vorgang nicht gewahret; denn seine Augen hatten sich auf das Papier geheftet: „Oho!“ rief er nun; „aus Schweden, vom König Carolus ein eigenes Sigill!“ und er hob den Hut vom Kopfe, wie immer, wenn er den Namen seines einstigen Kriegsherrn sprach. „Wie kommt's denn, daß Er im Lande streifet, so Er solche Gönner aufzuweisen hat?“

„Lasset das!“ sprach der Alte. „Es ist so meine Art.“

Der Oberst blickte ihn eine Weile an: „Ihr sehet mir zwar nicht Einem gleich, der dienen möchte; aber folget mir in mein Gemach, so wollen wir der Sache näher kommen!“

Die Hunde streckten sich auf Befehl des Alten neben der Treppe; dann gingen beide in das Haus.

— — Am folgenden Tage hieß es, der Fremde sei als Wildmeister von dem Oberst angenommen; er habe sich die

Wohnung im Thurmhaus ob der Haide ausbedungen, nur drei Tage im Jahr, vom 23. auf 25. Januarius, müsse ihm auf dem Hofe selbst Quartier gegönnet werden.

Das gab gar viel Gerede in Griesshuus; denn es war ja einmal Friede hier zu Lande, obschon der ränkesüchtige Görz regierte und die Frau Herzogin-Wittve mit unserem kleinen Herzog sich in Schweden, in ihres Bruders Reiche, aufhielt; und geschah hier sonst nichts Anderes, als daß das Korn gedroschen und in den Ställen das Vieh gefüttert wurde.

An einem Abend, da ich im Herrenhause mit dem Junfer unsere studia beendet hatte, stieg ich in die Gesindestub hinab, um meine Leuchte anzuzünden. Da saßen Alle bei einander, und ich hörte den Rutscher sagen: „Was weiß denn der von unseren schlimmen Tagen, die auch nun vor der Thüre sind?“

Der alte Schäfer, der mit seinem rauhen Hund ihm gegenüber saß, nahm die kurze Pfeife aus dem Mund: „Ich hab so mein Gedanken, Sochum,“ sprach er; „er wird zum ersten Mal nicht hier sein. Eh denn der Herr hier eingezogen, da schon das Meisenzwitschern in den Büschen war, hat der junge Schmied da unten in der Schummerstunde Einen auf der wüsten Stell am Dorf getroffen, wo einst ein Immengarten ist gewesen; der hat nach Griesshuus gewiesen und ihn gefraget: ‚Wer wohnt denn dorten?‘ Und als er dann berichtet, ist er ihm eingefallen: ‚Ein Schwed? Wie ist denn das?‘ — ‚Ja, Herr; er hat sich eingefreiet; aber das Weib ist diesen Herbst verstorben.‘ Da er bei diesen Worten aufgeblicket, hat der Mann, der schon ergrauet und von großem herrenhaftem Aussehen ist gewesen, die Händ gefaltet und ist todtenbleich geworden; der Schmied aber hat gesagt, und, so er mir erzählet, er hätt's nicht lassen können: ‚Ja, Herr; aber einen stolzen Buben soll sie nachgelassen haben; und zum Frühjahr werden sie hier

wohnen, gleich den alten Herren von Grieshuus, wo der ein erschlagen und der andere — —“

Als der Schäfer so weit gesprochen hatte, kam eine Stimme von der Ofenseite: „Gabriel! Gabriel! Spar deine unnützen Worte!“ Das war die alte Matten; sie war blind, aber die Leute fürchteten sie, denn sie sah mit Geistesaugen, was erst die Zukunft bringen sollte, und so sie solcherweise anhub, meineten Alle, daß sie prophezeien werde.

Und so ist es still geworden; aber die Alte sprach nicht weiter, und ich entzündete meine Leuchte, schritt über den Hof und dann im Thorhaus das Trepplein hinauf nach meinem Zimmer oben, und war der Kopf mir schwer, was für Verhängniß Gott hier möge zugelassen haben. Doch als ich bald danach ans Fenster trat, um in die Nacht hinaus zu forschen, ob nicht ein Sternlein von dem Himmel strahle, da sah ich hier im Erdenthal ein Lichtlein flimmern, wohl eine Viertelstunde fern, das in dem Thurm da drüben brennen mochte. Das war der neue, nein, der sehr alte Wildmeister! — Was er betreiben mochte, das wußte ich nicht; aber mir war, ich sei nun hier nicht mehr allein; und da ich mein Licht gelöscht, sah ich das andere noch lang von meinem Bette aus. Und Gott sei mit uns Allen!

* *

*

Aber am nächsten Sonnabend, es mochte nach neun Uhr Abends sein, saß ich wiederum auf meiner Kammer. Mein Wetter im Dorfe drunten, der Pastor Heide Madsen, hatte mir bei gestrigem Besuche ein Buch der holländischen Irrlehrerin, der Antoinette Bourignon, gegeben, so vor Jahren drunten in der Stadt in eigenem Hause eine Buchdruckerei gehalten hatte, um ihre thörichten Meinungen als Bücher ausgehen zu lassen; es führete den Titel: „Das Grab der falschen Theologie“, und ist Anno 1674 auf dem Markt zu

Flensburg durch den Scharfrichter verbrennet worden; hatte mein Vetter aber curiositatis halber noch dies Exemplar geborgen. Mir war von dem frechen Wuste solcher Lehren der Kopf schier wüst geworden, und von draußen schlug der Sturm an die Fenster, als wolle er die Scheiben aus dem Blei reißen.

Da legete ich den Unflath bei Seite, denn mich faßete Begehr nach einem stillen Gruß von meinem Nachbar jenseit der Haide. Aber obwohl er bis hiezu noch um Mitternacht mit seinem Lichtlein in das Dunkel hinausgeleuchtet hatte, es war ißt Alles schwarz da draußen. Der Sturm fuhr heran und wieder fort; und es war dann eine Zeit lang Todtenstille; nur in der Ferne hörte ich ihn tosen, als ob er dort zu schaffen habe, bis er zurückkam und mit frischren Kräften wieder gegen Mauer und Fenster tobte. Und diesmal lag ich lang, bevor ich schlafen konnte.

— — Als ich am Morgen über den Hof ging, sprach ich zu einem Knechte: „Das war schlecht Wetter in der Nacht!“ — „Ja, Herr, wie immer in den schlimmen Tagen,“ entgegnete er und schritt vorüber. Ich schüttelte den Kopf; aber ich besann mich: wir schrieben den 24sten; so war der Wildmeister heute Nacht im Herrenhaus gewesen. Auch vernahm ich drinnen, daß heute der Tag sei, wo alle Jahr die alte Matten ihren Kirchgang halte; der Knecht aber, der bei ihrer Blindheit sie stets geleite, habe sich den Fuß vertreten. Also ging ich zu ihr, traf sie auch wohlgeputzet in der Gesindestube, mit neuem Fürtuch und schwarzem Käppchen, und bot ihr meine Dienste an.

„Er will mit dem alten Weibe nach der Kirche?“ frug sie; und als ich es bejahete: „So muß Er Geduld haben, Magister; denn so weite Wege gehe ich nur einmal in dem Jahr.“

„Ich habe schon Geduld,“ sprach ich; „meine alte Mutter ist schwächer noch denn Sie.“

Da sah sie mich mit ihren todten Augen an und lächelte, daß ihr altes Antlitz mir gar hold erschien; dann aber seufzte sie und sprach schier traurig und wie nur zu sich selber: „Du wirst auch Alle überleben, Kind.“

Und auf diese sonderliche Rede gab sie mir die Hand, und wir gingen den Kirchweg hinab. Der Herr Oberst hatte mir in seinem Wagen Raum geboten, aber ich hatte solches abgelehnet; und so sahen wir sie uns vorbeifahren; die Tante Adelheid und der Oberst nickten, der Junker warf uns ein Küsslein aus dem Wagen zu. Es war gut Wetter worden, und die Sonne schien; und auch wir kamen in die Kirche, wenn auch langsam.

Nach dem Gottesdienste wartete ich, bis Alle hinaus waren. Matten saß noch mit gefalteten Händen im Gestühle und betete still vor sich hin. „Wollen wir gehen?“ sprach ich leise; da hob sie sich, und wir gingen aus der Kirche.

Als wir draußen zu Osten an der Capellenwand vorbei wanderten, strich sie mit der Hand an der Mauer entlang: „Schlaft wohl, ihr Christenseelen alle!“ murmelte sie; und dann, so daß ich es nur kaum vernahm: „Und genade Gott auch dir, Junker Hinrich!“

Da wir dann weiter gingen, frug ich: „War Junker Hinrich einer von den alten Herren?“ denn die Geschichte des Geschlechtes war mir derzeit nicht bekannt.

„Das war er, Magister,“ sprach die alte Frau mit schwerem Tone.

„Und lieget der auch hier begraben?“

Sie antwortete mir nicht und sah nicht auf. Da wir aber wiederum eine Strecke weiter waren, sprach sie: „Er war der Beste; aber — bei Gott ist Rath und That.“ Dann faltete sie die Hände und ging schweigend neben mir.

Am Anberg bei Grieshuus waren wir von dem Wetter eingeholet worden, der erst im Dorftrug mit den Bauern hatte schwagen müssen.

„Halt, halt!“ rief er mir zu; „so nehmet doch einen müden Christen mit, Ehrwürden!“ denn er nannte mich scherzend wohl schon damals mit dem epitheton ornans meines heutigen Berufes.

Und da wir dann nach Haus gekommen und die Alte in ihre Kammer gegangen war, frug ich auch ihn: „Saget, wer war denn Junker Hinrich, von dem die alte Matten redet?“

„Ei, Ehrwürden,“ entgegnete der Better lustig, „das solltet Ihr wohl wissen; das war ein Hund, der seinen Zwillingbruder um das Erbe todtschlug und dann von seinem neugeborenen Kind davon lief. Aber, redet nicht davon, denn er war der Großpapa von unserem jungen Prinzen!“

„Von Kolf! — Aber die Alte spricht anders von dem Manne.“

„Ja die! Die ist nur halb bei Trost. Aber wisset, der Geist des Todten wartet auf der Haide, um ihn zu greifen, falls er in diesen Tagen dort vorüber käme!“ Der Better lachte: „Wird lange warten müssen, Ehrwürden! Drum aber vergreift sich's unterweilen auch! Der Fiedelfritz vom Dorf schleppt seit drei Jahren noch die Beine wie ein Seehund; beim Stein am Tümpel hat man ihn gefunden: 's ist eine bitterkalte Nacht gewesen, ein Wunder, daß kein Tier sich da herangewaget!“

„Ist das der Saufaus,“ frug ich, „der neulich für ein neues Violon gebettelt hat?“

Der Better nickte: „Ich weiß, wo Ihr hinaus wollet, Ehrwürden; aber der Wildmeister ist kein Säufer, und einen Hasenfuß werdet Ihr ihn auch nicht schelten wollen; der wird erst morgen wieder vom Hofe gehen; und die Dirne, so ihm das Essen zuträgt, sagt, es liege eine Bibel auf dem Tisch, sonst sei nichts da als der ergraute Mann; der sehe nicht und höre nicht, und die Speise hole sie fast unberührt wiederum zur Küche.“

Ich dachte an den furchtbaren Waldstein und an andere tapfere Männer, welche auch derlei Bhantasmata hatten, aber ich sagte nichts darauf.

* *

*

Inzwischen gedieh der Unterricht des Junkers mir nach Wunsche; insonders liebte er die Erzählung von den Weltbegebenheiten, so daß er mich oft gar Sonntags damit plagete. So hatten wir eines Tages nach der Kirchzeit mitammen in des Martini Greveri „Weltgemälden“ von dem schönen Hohenstaufen-Jünglinge gelesen, dem König Enzo mit den goldnen Ringelhaaren, wie nach der Campagne bei Fossalta die Bologneser ihn in den Kerker stießen, so daß er nimmer wieder mit seinem wehenden Goldhaar durch den Frühlingsmorgen reiten konnte; und wie ein Weib, ein schönes, zu ihm hinabstieg und ihm den Frühling in die Nacht hinunterbrachte.

Nach dem Lesen waren wir in das gen Süden belegene Speisezimmer hinaufgestiegen, woselbst wir auch meinen Vetter, den Pastor, trafen, der erst zu Maitag sich sein Weib zur Pfarre holen wollte. Nach der Tafel liebte es der Herr Oberst, noch ein Stündlein mit uns zu conversiren, denn er war ein Mann von guter Erudition; und also geschah das auch heute; der Junker Rolf stand neben seines Vaters Sessel, und ich merkte wohl, er hörte nicht, was hier geredet wurde.

Der Oberst hatte ihn schon lang betrachtet; nun streckte er die Hand aus und schüttelte den Knaben: „Was sinnest du, Rolf?“

Da sprach dieser, als habe er bei sich schon lang davon geredet: „Und wissen Sie, Papa? Schön ist sie gewesen und jung und hat ihn nimmer doch verlassen! Und als der König Enzo endlich dann begraben worden, ist dicht am

Sarge eine ältliche Matrone hergewankt, und eine schnee-weiße Strähne ist in ihrem langen dunklen Haar gewesen!"

Und nun ließ es ihm nicht Ruhe mehr; seine Augen glänzten, und er erzählte Alles, was er wußte, von dem König Enzio mit den goldnen Ringelhaaren; er schien es nicht zu fühlen, wie die schon kraftvolle Februariussonne in seinem eigenen Goldgelocke glühte.

Während seines Redens war der Wildmeister, der etwas zu melden haben mochte, in das Gemach getreten und, seiner Zeit gewärtig, an der Thür gestanden. Aber schon vorher hatte sich, was wohl um solche Zeit geduldet wurde, ein Schwesterenkelkind der alten Matten, ein braunes zehnjähriges Dirnlein, in ihrem Sonntagsstaat hereingeschlichen. Wie mit Aug und Ohren horchend, war sie zu Anfang still gestanden, dann aber, ein Fingerlein an den Lippen, immer näher zu dem jungen Herrn hingeschlichen. Als aber dieser seine Rede kaum geschlossen hatte, wies sie mit ausgestreckter Hand auf einen Spiegel gegenüber, woraus des Knaben Bildniß mit seinem Goldgeringel wieder schien. „Guck!“ raunte sie ihm zu, „da ist er!“ und zupfte ihn an seinem Ärmel.

Aber der Knabe wollte sich nicht stören lassen. „Wer denn? Was willst du, Abel?“

Da streckte die Dirne sich zu ihm auf: „König Enzio!“ rief sie laut und rannte mit purpurrothem Angesicht zur Thür hinaus.

Der Oberst lachte; der alte Wildmeister aber war rasch ein paar Schritte vorgetreten, und die Hand nach dem Haupt des Knaben streckend, rief er hastig: „Gott nehme ihn in seinen Schutz!“

Der Oberst wandte sich in seinem Stuhle: „Das thue er in seiner Gnade!“ sprach er; „aber was hat Er, Wildmeister?“

Da sprach der Andere schier verwirrt: „Verzeihet; das

Ringelhaar des Hohenstaufen soll in Kerkerſnacht gebleicht ſein.“

„Er iſt kein Kaiſersſohn,“ ſagte der Oberſt, „ſolches wird meinem Buben nicht geſchehen,“ und blickte liebevoll auf ſeinen Sohn. Aber viel heißer noch lagen des Alten Augen auf des Knaben Antliß. Dann richtete er ſich auf: „Wenn es beliebte, Herr Oberſt? Der Wolf iſt unten auf dem Hofe, den meine Hunde heut Nacht niederlegten!“

Da faßte unſer Herr des Knaben Hand und ging mit dem Alten nach dem Hof hinab; ich und der Paſtor folgten. Auf der Treppe aber hielt dieſer, der ſeine klugen Augen fleißig zwiſchen den Perſonen hatte hin- und wiedergehen laſſen, mich am Arm zurück und raunte: „Was meineſt du, Magiſter? Ich möcht wohl wiſſen, wie ſelbiger, den ſie hier den Wildmeiſter heißen, in ſeinen jungen Tagen ausgeſehen hat!“

Aber vom Hofe aus rief der Herr Oberſt durch die offene Hauſthür: „Wo bleibt die Geiſtlichkeit? Erlegter Feind iſt ja auch ihr gar liebe Augenweide!“

Da ſchritten wir eilig hinab und ſahen das erlegte Thier auf einem Schlitten liegen, denn es war Schnee gefallen in der Nacht.

* *

Das Raubzeug minderte ſich merklich, und immer ſeltener kam ein Schäfer mit Geſchrei zum Hof hinaufgelaufen; und doch hatte der Wildmeiſter nur einen Mann zur ſtändigen Hülfe ſich erbeten, der hieß Hans Chriſtoph: er war mit ihm von faſt demſelben Alter und wohnete eheloß im Dorfe unten. Zur Nacht aber war der Wildmeiſter allzeit allein in ſeinem Thurmhaus, ſo nicht ein Sonderbares ſollte unternommen werden; denn unterweilen, zumal im Winter, hörte ich auch um ſolche Zeit von mehr als einer Büchſe das Krachen aus dem Walde, und war dann Morgens meiſt ein Wolf zu Hof gebracht.

— — So waren ein paar Jahre hingegangen; der Junker war frisch hinaufgewachsen und wohl vierzehnjährig schon; dabei war er flug und hatte mich fast ausgelernet. Zu dem Wildmeister, der auch bei dem Obersten viel Ansehen hatte, hegte er ein groß Vertrauen. Der nahm ihn mit zur kleinen Jagd, wozu der Knabe seinen eigenen Hund besaß, und unterwies ihn, wie mit diesem und mit Schießgewehren richtig zu hantiren sei; obwohl von jähher Gemüthsart, nahm er strengen Tadel von ihm hin. Als sie einst im Herbst mit ihren Flinten über Feld gingen, frug der Wildmeister einen Knecht, der dorten Dünger über das Land streuete, wohin die Hühner, die sie jagten, wohl geflogen seien. Da hörte er, indeß er mit dem Knechte sprach, den Junker seines Hundes Namen: „Nero! Nero!“ laut und zornig und noch immer lauter rufen; denn es war ein Igel, den der Hund nicht lassen wollte. Als aber der Alte seinen Kopf wandte, riß eben der Knabe des Knechtes Furke aus der Erde, um sie dem Hunde nach dem Leib zu stoßen.

Doch gleichwie von Eisenklammern fühlte er seine Hand von einer anderen gepackt: „Erschlag nicht deinen Hund!“ rief über ihm der Wildmeister, „du könntst das später einem Menschen thun!“

„Und er sah mich so furchtbar an,“ sagte der Junker, da er es mir erzählete, „ich meint, er wolle mich gar selbst erschlagen! Dann aber legte er sanft den Arm um mich und sprach: ‚Das ist dein Blut, mein Kind; wir müssen wissen, wogegen wir zu kämpfen haben!‘ Und so, mit einem Worte, rief er den Hund, der mit gesenktem Kopfe von dem Igel abließ.“

Der Wildmeister war wohl selbst ein jähzorniger Mann gewesen, aber er hatte gelernt, sich zu besiegen; davon erhielt ich Beweis in eigener Gegenwart. Unser Pastor war in der Stadt zum Diaconate präsentiret, und ich hatte Lust zu seiner Nachfolge hier im Dorfe. So ging ich zum Herrn

Obersten, um mein Anliegen vorzubringen, aber ich traf ihn nicht in der besten Laune. Er hatte ein Schreiben in der Hand, mit dem er in seinem Zimmer auf und ab ging; die Tante Adelheid hatte sich bei meinem Eintritt mit einem Kopfaufwerfen durch die Seitenthür davon begeben.

„Hat Er bei mir zu klagen, Magister?“ sprach der Oberst, als ich meine Sache vorgetragen hatte, und da ich das verneinte: „So bleib Er! Er ist noch jung! Machen wir es gleich unserer Herzogin-Wittwe mit dem sechsjährigen Herzog, gehen wir nach Stockholm! Es wird auch dort für Ihn zu sorgen sein; Er kann doch nicht von meinem Buben lassen!“

Und da ich über solche Rede erstaunet und auch das Letztere die Wahrheit war, so hatte ich nicht allsogleich die Antwort.

Da klopfte es; und auf ein heftiges „Herein“ des Obersten war der Wildmeister in das Zimmer getreten. Aber jener beachtete ihn nicht: „Es ist hier nimmermehr zu hausen,“ sprach er weiter; „die vormundschaftliche Regierung ist der Görg, der steckt die Hälfte in die eigene Tasche und hat doch nie genug; und dabei kein Landtag und kein Landgericht! Aber hier ist einer“ — und er schüttelte das Schreiben in seiner Faust — „der hat mir Handgeld für Grieshuus geboten! Freilich, die Tante ist in hellem Brand darüber.“

„Herr Oberst,“ sagte der Wildmeister, „Sie werden Grieshuus doch nicht verkaufen wollen?“ Und da ich ihn ansah, war es wie eine Angst in seinem Antlitz.

Der Oberst war stehen geblieben. „Und weshalb nicht?“ frug er scharf.

Und der Wildmeister entgegnete ruhig: „Weil es das Erbe Ihres Sohnes ist.“

„Ja freilich; doch ich bin der Vormund meines Sohnes.“

„Aber,“ sagte der Alte, und in seiner Stimme war ein

heimlich Beben, „Sie sind ein Fremder hier; doch Ihres Sohnes Ahnen, Jahrhunderte hinauf, schlafen dort unten in der Capellengruft.“

„Da hat Er Recht, Wildmeister,“ entgegnete der Andere verdrossen, „und der Großvater ist zum Glücke nicht dazwischen!“

„Herr Oberst!“ rief der Alte mit seiner vollen Stimme und stand hochaufgerichtet vor ihm; er war todtenblaß geworden, und ein Paar herrische Augen fielen so drohend auf den Oberst, als ob er ihn von Haus und Hof verjagen wollte.

Und eine Weile sahen sich die Beiden an. „Wer ist Er eigentlich,“ sprach der Hausherr, „daß Er also zu mir redet?“

Da schien der Alte seiner Sinne wieder Herr zu werden. „Ich bin um andere Dinge hergekommen,“ sprach er nach einer Weile, „und bitte, daß Sie mich hören wollen!“ Und auf des Herrn finsternes Nicken: „Hans Christoph ist geistern unten in der Stadt gewesen; der Magistrat hat dort beschlossen, den Hafen mit einem neuen Bollwerk einzufassen: ich dächte, das Eichenholz könnte wohl von hier dazu geliefert werden.“ Und er begann dann, seine Pläne zu expliciren. Der Oberst, der erst zornig auf und ab gegangen war, stand endlich still und frug und hörte wieder. Ich aber beurlaubte mich und dachte wiederum der Worte meines Vetter's.

Als aber die Lieferung des nöthigen Eichenholzes mit dem Magistrate abgeschlossen war, so ließ der Wildmeister Schneißen durch die Wälder hauen, da wo sie am dichtesten waren und das Raubwild seinen Unterschlupf bewahrete; denn solcherweis entstanden kleinere Bierkanten und war selbigem leichter beizukommen. Sodann im Herbst stellte er eine Treibjagd an; denn schon im Sommer hatte er die besten Hunde vom Hofe alle auf den Wolf dressiret, und

die Dorfbursche, so im Wald gehauen hatten, waren derzeit bei einzelnen Jagden schon unterwiesen worden. Noch seh ich es vor meinen alten Augen! Der Herr Oberst, welcher dazumal seiner Gesundheit insonders froh war, ritt selber mit hinaus, und neben ihm der Junker Rolf auf einem feuerigen arabischen Pferde; das war bläulich, mit weißem wehendem Schweif und Mähnen, und hatte der Vater es ihm kurz zuvor verehret. Es war sehr flug. „Gieb Acht!“ sagte der Junker manches Mal im Scherze, „nun wird's bald sprechen!“ und nannte es Falada nach dem Märlein.

Ich stand an jenem wonnigen Morgen des Augustmondes vor meinem offenen Fenster und sah, wie sie in das Haidethal hinabritten, von dessen Blüthe der Würzduft zu mir hinauffstieg. Welch anmuthvolles Bild, als im ersten Anlauf der Junker auf seinem federschnellen Roß dem Herrn Oberst weit vorüberschoß; dann aber leicht sein Thier sich wenden ließ und zierlich grüßend, sein Köppllein in der Hand, mit wehendem Goldhaar zu dem Vater wiederkehrte!

Ich aber, der ich nicht reite und nicht jage, blieb daheim; erst gegen Mittag ging ich vor dem Thorhaus draußen im Sonnenscheine auf und nieder, und allmählich scholl es mit Halloh, mit Pfeifen und Trommeln aus dem Walde; Hundegebell, Schüsse und Geheul klangen durch einander; und dann erst Nachmittages kam hinter unseren beiden Reitern ein Wagen mit dem erlegten Wilde die Haide hinaufgefahren, redend und schreiend die Treiber mit den Hunden hinterdrein.

* *

*

Mein Vetter war nicht Diakonus geworden, und vom Verkauf des Hofes hörte ich nichts mehr. Aber Eines kam igt, welches ich hier bemerken muß: die braune Abel, die sich auch gestreckt hatte, begann wie eine Raß um unseren

Sunker herzustreichen. Kreuzte er ihr den Weg, dann stand sie still, bis er vorüber war; so zwar, als ob sie keine Achtung von ihm nähme; denn sie wandte kaum den Kopf zu ihm; doch hab ich wohl gewahret, daß ihre dunklen Augensterne bis in die äußersten Winkel ihres Auges drängten und ihm also heimlich folgten; auch hatte sie izt oft eine Blume oder einen Fexen rothen Bandes sich an ihr braunes Haar geheftet und trachtete überall ihm zu begegnen.

Eines Abends im August, da alles Gefinde schon in den Betten lag, promenirte ich einsam, meiner fernen Mutter denkend, im Gärtlein hinter der Westseite des Hauses, das der Oberst schon zu Anfang seiner Ehe angeleget und gegen das grobe Raubzeug mit einer hohen Mauer hatte umschließen lassen. Die Singvögel waren schon zur Ruh gegangen; aber der Würzeduft von Nelken und Jasminen erfüllte ihn ganz; die Sterne schimmerten so ruhig, es war eine warme Sommernacht.

Da ich eben auf dem breiten Steige an dem Hause hinaufging, hörte ich unfern eine Gule schreien, die ich für den frechen Waldkauz wohl erkannte; dann war es wieder, als ob in einen Baum geworfen würde, und es polterte etwas durch das Gezweig zur Erde. Ich stand still; es kam noch einmal, und „kch, kch!“ rief eine kleine zornige Stimme; „flieg doch zu deinen Teufeln!“

„Wer ist das?“ frug ich mich selber; und wiederum, schon ganz in meiner Nähe, fiel etwas durch die Zweige eines großen Dornbaumes; aus einem offenen Fenster zur Seite einer Gangthür, so aus dem Hause hier in den Garten führete, rief eine müde Stimme, wie aus schweren Rissen: „Laß nur den Vogel, Kind; die Nacht bleibt doch lebendig!“

Und im Sternenschein sah ich eine halb aufgeschossene Dirne, schier im bloßen Hemde, in dem offenen Fenster

stehen. „Abel!“ rief ich, „führst du Krieg hier mit den Eulen?“

„Ja, Herr Magister!“ rief das Kind fast weinend, „sie will nicht weg; meine Möddersch kann nicht schlafen!“

Da ich unter den Baum trat, flog die Eule ohne Laut davon; aber aus den Zweigen fiel es noch einmal auf den Grund, und da ich mich bückte, lagen Schuh und Klappen und Bürsten rings umher. „Du bist ein schlechter Schütze,“ sagte ich, „und morgen wirst du hier zu sammeln haben; die Eule ist fort, leg dich nun schlafen!“

„Aber morgen,“ entgegnete sie hadernd, „ist sie wieder da!“ Dann rief sie rückwärts in das Zimmer: „Wartet nur, Möddersch; ich komme jetzt schon gleich!“ Und ein Nachthauch blähetete das Linnen um ihre Kniee und trieb die feinen Härchen um ihr Antlitz.

„Sei ruhig, Abel,“ sagte ich, zu ihr hinantretend, „vor morgen Nacht soll die Eule hier geschossen sein.“

Da huckte sie sich eilig nieder, und das Hemd auf ihre Füße ziehend, bog sie ihr Köpfschen hinaus, daß die dunkle Haarflechte über ihre Schulter fiel. „Dank; gute Nacht!“ sagte sie leise und streckte mir den hageren Arm entgegen, so daß ich ihre Hand ergreifen mußte.

„Gute Nacht, Abel!“

Dann klappte das Fenster zu, und ich vernahm noch, wie sie drinnen mit leichten Füßen auf den Boden sprang.

— — Erst nach Jahren wurde es mir klar, weshalb ich in der Nacht darauf fast widerwillig nur geschlafen hatte. Aber da ich folgenden Tages meinen Junker bitten wollte, daß er den Ruhestörer schieße, überfiel es mich wie ein Scham; denn er achtete das Mädchen schier gering und schien von ihrem Treiben nichts zu merken. So sprach ich nur: „Die alte Matten kann davor nicht schlafen, Rolf!“

Da war er gleich bereit; und Abends, wo der Himmel, wie gestern, mit allen Sternen leuchtete, schliefen wir mit

einander auf dem Gartensteige, der Knabe die gespannte Flinte in der Hand. Mir war, ich weiß es nicht, weshalb, beklommen, so daß ich aufschrak, als plötzlich der mißfällige Schrei des Rauzes aus dem Dornbaum scholl; Kolf aber trat behutsam näher; ein Schuß krachte, und ich hörte, wie der getroffene Vogel durch die Zweige fiel. Doch im selben Augenblicke wurde die Gangthür aus dem Hause aufgerissen; und ich sah wohl, daß es Abel war, denn so gleich einem Vogel konnte hier keine Andere fliegen, auch schimmerte ihr graues Kleidchen in der Abendhelle; ich sah es, sie hatte die Hände des Junkers ergriffen und küßte sie wohl zu hundert Malen.

Er schien sie erst nicht zu erkennen; dann aber rief er: „Bist du toll? Ich will nicht deine Küsse; der Schuß war nicht für dich!“ Und da das heftige Kind nicht allsogleich von ihm abließ, stieß er sie voll Zorn zurück, daß sie stolperte und mit einem Wehschrei ihr Antlitz auf den Boden schlug.

Kolf war im Augenblicke bei ihr, um sie aufzuheben. „Nein, nein!“ schrie sie und stieß mit beiden Händen gegen ihn; dann wie eine Raqe war sie aufgesprungen und laut weinend durch die Gangthür in das Haus verschwunden.

Kolf wandte sich und schien seiner Beute nachzusehen. „Das war nicht gut,“ sagte ich, „daß du des Kindes Dank so von dir stießest! Sie wird sich arg zerschunden haben.“

Da war er zu mir getreten. „Lassen Sie es gut sein, Herr Magister,“ sagte er; „das heilt schon wieder. Es ist kein Unglück, daß ich nicht bin wie meiner Mutter Vater; die alte Matten wird nun schlafen können.“

Er hatte das also ernst gesprochen, daß ich ihm nichts entgegnete; denn es war mir kund geworden, daß seine Großmutter eines geringen Mannes Kind gewesen und sein väterlich Geschlecht darob zu Grund gegangen sei.

Aber mit der Abel war's, als ob sie sich seitdem vor aller Welt verstecke; nur einmal, an der Küche, huschte sie an mir vorüber, und ich gewahrete, daß von der Stirne abwärts ein blutrünstiger Streifen ihr zart Gesicht verunzierte.

Da redete ich mit unserem Herrn und mit der alten Matten, und das Kind wurde bei guten Leuten in der Stadt untergebracht; es wurde auch für einige Unterweisung dabei gesorget, darob ich eine sonderbare Befriedigung in mir verspürte.

* *

In diesem Sommer waren manche Wölfe eingebracht; die Schüsse aus dem Walde hörte ich öfters, wenn ich in der Nacht erwachte; es war, als ob der Alte mit Gewalt ihr sein Revier ausräumen wollte. Nun hingen die Wälder voll Eicheln, und Gott hieß den Wind sie auf die Erde schütteln; da wurden nach manchem Jahr zum ersten Mal wieder die Schweine an Rand der Forsten auf die Mast getrieben, und geschah davon kein Unheil. Aber über den Wildmeister tauchte hie und da Gerede auf, was nicht laut zu werden wagte; denn der Herr Oberst hatte kein Ohr für das, was mit der Zunge Wunden machet. Der Herr Better stieß mich an und raunete mir zu: „Geduld, Ehrwürden; wir kriegen ihn noch! Wenn nur Hans Christoph und die alte Matten reden wollten!“ Und Tante Adelheid, so sie oben vom Fenster aus den gescholtenen Mann über den Hof schreiten sah, kniff die Lippen ein und schüttelte das Haupt.

So stand es zu Ende des Septembers. Da meldete eines Nachmittags der Wildmeister unserem Herrn, er denke einen und, worüber er sich informiret, den letzten ausgewachsenen Wolf in seinem eigenen Hofe auf sonderliche Art zu fangen; wenn der Junker es mit erleben wolle, so werde

er ihm hernach schon eine Bettstatt richten, denn die Nacht würde wohl darüber einfallen.

Und da der Herr Oberst ihn näher ausgefraget, sahe er mich und den Junker an, die wir dabei zugegen waren. „Das mag auf ihm selber bleiben!“ sagte er, indem der Sohn fast mit versehtem Athem zu ihm auffah. „Und der Herr Magister? Der käme ja dann auch einmal bequemlich auf die Wolfsjagd?“ Da danketen wir ihm; und als die Dämmerung sich zu senken begann, gingen wir mit dem Wildmeister über die Haide. Als wir dort waren, wo rechts gegen den Wald hinauf der helle Stein am Tümpel durch das Dunkel schien, raunte der Greis des Junkers Namen, und als dieser dichte zu ihm ging, nahm er seine Hand, als ob ihm hier ein Übles widerfahren könne.

Am Thurmhaus wurde die Pforte in der hohen Mauer, welche den Hof umgab, von dem alten Hans Christoph aufgethan.

„Ist Alles vorgerichtet?“ frug der Wildmeister.

„Freilich, Herr!“ Und mir war, als hörte ich eine Trauer aus den zwei armen Worten.

Ein steinern Trepplein war gegenüber vor der Haus Thür; zur Seite unter einem Fenster ein desgleichen Sitz. Ich merkte mir Alles, denn ich war noch nimmer hier gewesen. — Der Wildmeister ging mit uns in das Haus und in den oberen Stock hinauf, wo er uns in ein geräumiges Gemach brachte, das ein gewölbet Fenster, wohl mit dem Ausblick auf den Hof und über die Haide und seitwärts auf die Wälder, hatte; aber es war noch dunkel und nichts zu erkennen, denn eben erst kam im Osten die röthliche Scheibe des Mondes über den Rand der Erde.

„Wir müssen warten,“ sagte der Alte; „wir dürfen heut kein Licht entzünden!“ Und er drückte uns auf zwei Stühle nieder, während er selber wieder nach unten hinabschritt.

Noch bevor er wieder bei uns war, kam vom Hofe her-

auf das klägliche Geschrei eines Zickleins, das je mehr, um desto stärker wurde. Als er dann hereinkam, sprach er: „Tretet nun ans Fenster!“ Und da das geschehen, sahen wir unten ein weißes Zicklein, das von Einem aus dem Hause an einem Stricke vor der Thür gehalten wurde und zeitweilig seinen Lockruf in die Ferne schrie; denn der Mond war eben seitwärts von Grieshuus emporgestiegen und warf jetzt einen Schimmer draußen über den Mauerrand. Da sahe ich zwei Seile, die von dem Thor in unser Zimmer gingen, und der Wildmeister wies uns, wie er dasselbe damit aufthun und verschließen könne; aber er hielt es noch verschlossen.

Der Junker lugte mit heißen Wangen hinaus. „Wo sind die Hunde?“ frug er.

„Eingeschlossen; wir brauchen sie heute nicht.“

Der Junker nickte.

„Es ist eine Wölfin,“ sagte der Alte; „ein wild und grausam Thier, denn sie hat spät gewölfet; wenn sie Abends ausgeht, ist kein Hausthier mehr draußen, und das Kleingewild verkriecht sich in die Erde.“

Ein seltsames Geräusch drang ins Gemach, das einem Schnarchen glich. „Hört!“ sagte der Junker hastig.

Aber der Alte wies nach der Zimmerdecke und sprach kopfschüttelnd: „Das sind nur meine Eulen, Kind! Ein Jäger muß geduldig sein.“

Der Mond hatte indeß das Zimmer mit sanftem Licht erfüllet, und ich sahe, daß es mit alten Geräthstücken versehen war, so ich sonst auf dem Boden oder in den Seitenräumen zu Grieshuus gesehen hatte; ein ungeheurer Eichentisch in des Zimmers Mitte nahm wohl ein Viertel alles Raumes ein; da herum eine Anzahl ungefügter Stühle; am Fenster stand ein Tischlein mit ausgelegten Feldern. Der Wildmeister führte uns wieder zu den Stühlen und setzte sich selber neben Rolf. Dann begann er von seinen Jagden

zu erzählen, in Preußen, Schweden, auch im Jura; er hatte ein brav Stücklein von der Welt gesehen. Aber oftmals hielt er inne und blickte auf den Knaben, der sich an ihn lehnete. „Du bist müde, Kolf,“ sagte er.

„Nein, o nein; ich bin nicht müde; erzählet nur!“

Aber der Greis legte von seinem Stuhle aus den Arm um des Knaben Schulter, daß dessen Haupt an seiner Brust zu ruhen kam, und sprach dann langsam weiter. Und bald vernahm ich, wie des Junkers Athemzüge anders wurden. Er schlief; denn es mochte gegen Mitternacht sein, was ihm ungewohnte Stunde war. Da neigte der Alte sein Haupt an das des Knaben und zog ihn mit beiden Armen an sich. „O lieber Gott im Himmel, die Lieb ist gar zu groß!“ So hörte ich ihn murmeln, und dann kam ein Stöhnen tief aus seiner Brust. Aber der Knabe schlief, und der Mond rückte weiter und warf sein Licht auf beider Antlitz. Gnädiger Gott, Allwissener, ich war schier erschrocken; die Beiden mußten eines Stammes sein! So ähnlich erschienen mir in diesem Augenblick das alte und das junge Antlitz.

Der Greis saß schweigend und wandte seine Augen ins Gemach, als suchten sie etwas, das einst hier gewesen sei; da drang von unten ein Knurren der großen Hunde durch die Dielen, und mir war, als ob Hans Christoph sie zu stillen suche; dann schrie das Zicklein vor dem Hausthor, und ich meinete zu hören, daß von draußen etwas an der Hofmauer hinauffspringe, aber dorten wieder hinunter auf den Boden falle.

Der Wildmeister richtete sich auf, und ich sahe, wie er den Kopf des Junkers sanft zurückbeugte. „Wach auf, Kind!“ sagte er; „der Wolf ist da!“ Dann stund er auf, und der Knabe öffnete die Augen und schüttelte sein Haar zurück. Der Alte stieß mit einer Büchse, die er von der Wand genommen, kaum hörbar auf den Boden. „Nun

komm, Kolf!" Und er faßte seine Hand und zog ihn an das Fenster. Draußen fiel das Raubthier, als wolle es sich zerbrechen, mit den Tazen gegen die Planken des Hofthors: da griff der Wildmeister an die Leine, und ich, der ich gleichfalls an dem breiten Fenster stand, sahe nun den einen Thorflügel zurücksinken; aber dahinter war nur der leere Grund, auf welchen das Mondlicht schien. Der Wolf war fort und schien nicht rückkehren zu wollen. Wir standen lange, und ich dachte: Warum ließ der Alte nicht zu Anfang gleich das Thor geöffnet; denn nun scheuet sich das Thier? Oder wollte er nur um so länger sich des Knaben freuen?

Aber endlich, als ich wieder hinsah, stand auf dem leeren Flecke eine Creatur, einem dünnen, hochbeinigen Hund vergleichbar, und schritt, fürsichtig um sich lugend, in den Hof: stand still, warf den Kopf empor und schritt dann wieder weiter. Schon wollte es zum Sprunge ansetzen, jedoch im selben Augenblicke klappte hinter ihm das Thor; ein lothrechtter Riegel fiel mit Gewalt herunter, und das Zicklein war in das Haus hineingezogen.

Der Alte nickte, indem er den einen Fensterflügel aufstieß: „Siehst du ihn?“ frug er und wies nach einer Ecke des Hofes; aber wir sahen ihn nicht, denn es lag dort tiefer Schatten; nur zwei glimmende Punkte drangen von dort her durch das Dunkel.

Der Wildmeister legte die Büchse in des Knaben Hände. „Das ziemet dir,“ sprach er; „es ist der letzte Wolf in deinen Wäldern.“ Der Junker legte das Schießwerkzeug an seine Wange; aber da das schlagende Herz des Knaben dessen Arme zittern machte, hielt ihn der Alte mit der Hand zurück: „Halt, Kolf; ein so gestellet Thier darf nicht gefehlet werden!“

Da wandte ich mich um; ich wollte Weiteres nicht sehen. „Nun schieß!“

Der Alte hatte es gesprochen; und es gab einen Krach, und durch die Dielen kam ein tobendes Geheul herauf. Noch hörte ich, wie der Wildmeister mit dem Knaben nach dem Hofe hinabging; dann, wie sie draußen mit Hans Christoph das erschossene Thier aus seinem Winkel zogen.

— — „Ihr möget kein Blut sehen, Herr Magister!“ sprach der Alte zu mir, da sie beide wieder in das Zimmer traten.

„Ihr saget es,“ entgegnete ich; „ich dachte an die Jungen des erschossenen Mutterthieres.“

„Das ist nun so,“ sprach er und stand in sich versinkend vor mir; „’s ist doch kein schwanger Weib, aus dessen Schoß sich noch ein unreif Kind losreißen muß. Aber die jungen Wölfe sollen nicht verkümmern; ich und Hans Christoph,“ sprach er wieder lauter, „holen sie noch heute Nacht; so lange wir die Brut nicht haben, ist der Wald nicht rein.“

Dann entzündete er ein Licht mit seinem Zunderkästlein, öffnete eine Kammerthür und ließ uns eintreten. Hier stand eine schlichte Bettstatt, davor ein großer Sessel, ein Mantel lag darüber.

„Ihr werdet hier schon schlafen können,“ sprach er freundlich; „und habet somit gute Nacht!“ Er reichte mir die Hand, küßte den Knaben, und wir hörten, wie er durch das andere Zimmer fortging.

Ich setzte mich in den Sessel und deckte mir den Mantel über, Rolf warf sich angekleidet auf das Bett. Er sprach kein Wort; er hatte den Kopf gestützt und starrte auf die Thür, durch welche der Alte sich entfernt hatte. „Wer war das?“ rief er plötzlich, doch als ob er zu sich selber spräche. Da frug ich ihn: „Wen meinst du, Rolf? den Wildmeister?“

Er schien mich nicht zu hören, und der Glanz seiner Augen war gleichsam so nach innen gekehret, als sähen sie

rückwärts in die weiteste Vergangenheit; vielleicht, denn es geschieht ja also, stand er an dem Bette seiner Mutter, die er im vierten Jahre als eine allzeit franke Frau verloren hatte. Und abermals rief er, jedoch frohlockend: „Jetzt weiß ich es! — Ich soll ihn grüßen!“ und seine Augen warfen wieder ihre blauen Demantstrahlen.

Als aber die Flurthür des anderen Zimmers aufging und der Schritt des Alten darin hörbar wurde, der etwa was Vergessenes zu holen kam, sprang er jählings aus der Bettstatt und ging hinein.

Aber die Thür blieb hinter ihm um eine Spalte offen; da sahe ich den Knaben in des Alten Armen hängen, ich sah das alte Gesicht sich auf das junge neigen und viele Thränen aus den alten Augen darauf fallen. Was sie zu einander sprachen, habe ich nicht verstanden, denn es war leise gleich wie ein junges Vogelzwitschern. Aber ich stand auf und zog die Kammerthür zu, damit sie ganz allein wären. Ich dachte: „Schweige! denn, wie Matten sagt, bei Gott ist Rath und That.“

— — Am Abend des anderen Tages sah ich kein Licht da drüben in dem Thurmhaus, und ist auch wohl nimmer wieder eines dort gewesen; denn der Wildmeister hatte sich vom Hofe beurlaubet, nachdem er noch die jungen Wölfe abgeliefert hatte. Hans Christoph sah ich mitunter bei dem Kirchgange, er blickte mich dann traurig an und zog schweigend seine Mütze. Der Wetter raunte mir zu: „Das war des Sünders Glück, Ehrwürden, daß er sich zeitig fortgehoben.“ Der Junker aber redete nie von ihm und jener letzten Nacht. Nur der Herr Oberst sprach mitunter: „Das war doch anders, als noch der Wildmeister dort im Thurm haupte!“ denn der neue Förster, der im Dorfe wohnete, wollte ihm nicht behagen.

*

*

*

Anno 1713 war ich schon mehr denn vier Jahre hier als Successor des Pastor Heikens, der nach Weklar in der Wetterau berufen worden.

Der Mißwirthschaft in unserem Lande überdrüssig — denn der Geheimrath Görz riß immer mehr die Zügel an sich und war mit dem Könige nur einig, wo es galt, die Stände und das Land zu drücken —, hatte der Herr Oberst schon Anno 1707 den Junker nach Stockholm gesandt, woselbst er als Page und Leibdiener unserer Herzogin eingestellt wurde; nach deren im darauf folgenden Jahre bereits erfolgtem traurigem Absterben trat er als Fahnenjunker in die schwedische Miliz und hatte nunmehr geschrieben, daß er als Lieutenant bei den Dragonern war installirt worden.

Auf Griesshuus saß nun der Oberst mit dem Better und der Tante Adelheid in großer Stille; auch machte die Wunde ihm gar oft zu schaffen. Jeden Montag Abend brachte ich dorthin zu; dann sprachen wir von unserem stolzen Knaben. War ein Brief gekommen, so mußte ich ihn vorlesen; Tante Adelheid hielt dann ihre Spindel müßig auf dem Schoße, und der Better rief dazwischen: „Nun, Ehrwürden, was saget Ihr zu unserem discipulus?“ Dann nickte der Oberst lächelnd von seinem Canapee, worauf er mit seinem frankten Beine lag. Um zehn Uhr ging ich wieder hinab nach meinem noch weit stilleren Hause in dem Dorfe; denn ich war noch unbeweibet. Die Abel war noch immer bei denselben Leuten in der Stadt, die ihrer nicht entrathen mochten; sie hatten einen Kramladen, und das Mädchen war zu einer braven und anstelligen Jungfer aufgewachsen; in den Laden kam wohl mancher ihrethalben, der anders nicht gekommen wäre. Ich aber dachte schon lange, sie mir zum Weibe zu gewinnen.

Von Wölfen wurde seit des Wildmeisters Abgang ferner nichts gespüret, und es konnte auch ein Kind jetzt ruhig durch die Wälder gehen; aber über der Thorfahrt und im

Thurmhaus wohnte Niemand mehr, und von hüben und von drüben leuchtete kein Licht mehr nach der Haide. Auch von dem Nachtsput dorten hörte ich nichts wieder.

So war es im Januarius des gedachten Jahres. Der gewaltige Kriegsfürst Carolus XII. war seit der schweren Niederlage bei Pultawa fern in der Türkei geblieben; da erhuben sich alle seine Feinde, zuerst die Russen und Sachsen und der Dänenkönig Friedrich IV., der sich in dessen deutschen Herzogthümern Bremen und Verden in seinem Übermuth von den Unterthanen hatte huldigen lassen; aber der schwedische Feldmarschall Steenbock schlug ihn bei Gadebusch und ging bei Lübeck über die Grenze in unser armes Land. So hatten wir wieder einmal alle Molestien des Krieges und waren doch im Frieden mit Dänen wie mit Schweden. Der Steenbock zog plündernd und brandschatzend bis in unsere Gegend, und mußten die drunten in der Stadt zum Willkommen allsogleich fünfhundert Tonnen Bierthalerbieres und fünfhundert Tonnen Brottorn zu dessen Armeeliefiern.

Grieshuus war wohl bisher noch nicht berührt worden, aber wir waren hier in anderen Sorgen; denn unser Junker Rolf zog mit in der Armee des schwedischen Feldmarschalls. Einmal, von Pommern aus, war an den Vater ein Brief von ihm gelangt: „Mon cher papa, ich denk, wir kommen auch noch nach Grieshuus; da lasse ich mich bei Ihnen ins Quartier legen, um alles Mißgefüge zu verhüten. Und meine Falada möcht ich wieder reiten, denn unsere Pferde taugen nicht. Lasset das adelige Thier bis dahin fleißig rühren!“ Aber der Herr Oberst hatte ihm darauf erwidert: „Suche dich los zu machen, Rolf; denn der König strecket auch über Grieshuus anißo seinen Scepter, und er würd es dir übel danken, so du wider ihn gestritten hättest.“ Es kam keine Antwort; er hat den Brief wohl nimmer erhalten. Aber ein mündlicher Gruß kam unerwartet durch

einen Knecht, der unten in der Stadt gewesen war. Aus einer schwedischen Escadron Dragoner, so dorten auf dem Markte ihm vorbeigeritten, hatte er sich rufen hören: „Marten, Marten! Wie geht's zu Hause?“ und auf seine fast erschreckte Antwort: „O, Alles gut, Herr!“ nur noch: „So grüß! Ich komme bald!“ Dann war die Escadron schon weit; aber der Knecht mußte nun, es war der Junker Kolf gewesen; er hatte ihn nur nicht gleich erkannt mit dem gefürzten Haupthaar und dem leichten Barte.

Solches erzählete mir der Vater, in Freuden halb und halb in Kümmerniß; denn iso war ich fast jeden Nachmittag ein Stündchen auf Griesshuus. — Am vierundzwanzigsten Januarius aber — es wird das Datum nimmer aus meinem Herzen schwinden — stand ich noch spät Abends in dem Schlafgemach der Tante Adelheid und schauete in den hellen Hof hinab und nach dem weiten Himmel, von wo der Mond und alle Sterne auf die Erde schienen. Die Tante vermeinete zu sterben, obwohl der Doctor sie noch ein Duzend Jahre wollte leben lassen, und ich war, nachdem ich schon nach Haus gegangen, aufs Neue geholet worden, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Die Wachskerzen waren eben ausgethan; sie lag in ihrem Himmelbette und seufzete nach dem Junker, um ihm noch ein ererbet Uhrlein mit Kette in die Hand zu geben. Die alte Matten saß an ihrem Lager, aber das übrige Haus war schon zur Ruhe.

Da ich also in die stille Winternacht hinausschauete und mir befiel, daß heut und übel Wetter doch nicht allezeit beisammen seien, hörte ich unten von der Thorsfahrt her ein Klütteln an dem Eisengitter, das der Herr Oberst erst in dieser Zeit hatte davorsetzen lassen.

„Auf! auf!“ rief eine Weiberstimme, und noch einmal und lauter: „Machet auf; ich bin es!“

Wer war das? Aber ich mußte es schon und ging mit raschen Schritten nach der Thür.

Die Tante rief kläglich aus ihrem Bette: „Will Er mich schon verlassen, Pastor?“ Aber ich vernahm es kaum; ich eilte über den Hof und holte den Schlüssel aus des Verwalters Schlafkammer, der seit Nachmittage mit dem Better jenseit des Waldes auf dem Meierhose war.

Der Wind segte durch die Thorfahrt, es war eisig kalt; draußen aber vor dem Gitter stand ein schlankes Mädchen mit wehenden Röcken, ein Tüchlein um den Kopf gebunden.

„Jungfer Abel!“ rief ich und schloß das Gitter auf; „wo kommt Sie doch daher so mitten in der bitterkalten Nacht?“

Aber sie war also außer Athem, sie antwortete nicht, sondern setzte sich nur auf die Treppe, so nach meiner früheren Kammer führte, und ihre kleinen Hände waren schier verflommen.

„Einen Augenblick nur!“ sprach sie dann; „aber eilet! Wecket den Herrn Oberst! Ich folge Euch sogleich — nur eilet! eilet!“

Da that ich, wie sie wollte, und ging eilig in das Haus.

Und als der Herr Oberst kaum aus seiner Schlafkammer in das Wohngemach gelangt war, da öffnete sich auch die Thür vom Flur aus, und das Mädchen war hereingetreten; die dunklen Augen lagen fast schwarz in ihren Höhlen.

Der Oberst saß am Tisch inmitten des Zimmers; eine Flasche rothen Weines stand noch vom Abend halb gefüllet neben ihm; er saß bleich und matt in seinem Schafpelz auf dem Sessel, sein altes Übel plagte ihn izo sehr. „Abel,“ sprach er, „warum kommst du mitten in der Nacht? Hast du Unfrieden gehabt mit deinen Leuten?“

Aber sie schüttelte den Kopf. „Der Wildmeister war in der Stadt!“ sagte sie hastig; „aber er wollte erst ein Pferd sich suchen. Da bin ich ihm vorausgelaufen; denn die Schweden haben die Pferde all genommen! Lasset die Knechte wecken, Herr Oberst!“ rief sie, indem sie ihm zu

Füßen stürzte, „nehmet den besten; er muß reiten, über die Haide und durch die Wälder nach dem Fluß hinunter: aber keine Viertelstunde ist zu verlieren!“

„Was soll das?“ sagte der Oberst. „Reiten? Und iso in der Nacht? Du hast die schlimmen Tage wohl vergessen? Die Kerle fürchten den Teufel oder was sonst heute umgehen soll; ja, wenn der Wildmeister wirklich wieder da wäre!“

Abel hob ihr bleiches Haupt: „Der kommt zu spät, Herr Oberst! — So gebet mir ein Pferd! Gott wird mir helfen.“

„Das ist nicht Weibersache. Aber weshalb soll denn geritten werden? Das müssen wir doch zuerst wissen!“

Das Mädchen sah verwirrt zu ihm auf: „Ja, ja, Herr Oberst! Aber der Junker Rolf stehet mit einem Posten schwedischer Dragoner drunten an dem Fluße; er soll die Brücke halten, denn die Russen wollen dort hinüber. Sie meinen in der Stadt, das würd noch Tage ausstehen; aber ich weiß, die Russen kommen noch in dieser Nacht! Lasset den Junker warnen, Herr! Sie könnten sonst Alle verhauen werden!“

„Herr Pastor,“ sprach der Oberst, nachdem er einen Augenblick todtenbleich, wie suchend, um sich hergesehen, „wollte Er die Knechte wecken?“

Und so ging ich hinaus und schüttelte die Kerle aus ihren schweren Betten. Als ich ihrer drei beisammen hatte, trat ich mit ihnen wieder in das Zimmer und hörte den Oberst zu dem Mädchen sagen, das an seinem Sessel stand: „Hätte ich den Verwalter nur nicht fortgeschickt! — Ich se'ber?“ Und er wiegte wie rathlos seinen Kopf. Als er aber die Knechte sahe, welche sich schläfrig an den Thüren aufstellten, rief er: „Nun, Leute, wer von euch will eurem jungen Herrn zu Liebe heute Nacht noch einen Ritt thun?“ Und er berichtete, was zu wissen ihnen noth war. Aber sie

antworteten ihm nicht, schielten sich an und stießen sich mit den Ellenbogen.

„Es soll nicht euer Schade sein!“ sprach der Oberst wieder und bot ihnen eine Summe Geldes.

Da sagte der größte von den Kerlen: „Herr, wir haben ja die schlimmen Tag'; man lebet doch nur einmal.“

„Wisset ihr,“ rief der Oberst, „daß ihr des Junkers Leute seid? Ich kann euch schicken, ohne euch zu fragen!“

Und da sie abermals schwiegen, schlug das Mädchen wie in Zorn und Verachtung die Hände in einander: „Die würden nicht zum Heile reiten; aber gebet mir das Pferd, wenn sich die Mannsleut fürchten!“

„So nicht, Jungfer Abel!“ rief ich; „ich bin kein Reiter; aber so man mich verlangt, bin ich gleich Ihr dazu bereit!“

Da, während sich allmählich ein Haufen Gesindes in das Zimmer gedrängt hatte, wurde unten die schwere Hausthür aufgestoßen; es kam die Stiegen zu uns herauf, hastend und doch mühsam; und alle Köpfe wandten sich. „Der Wildmeister!“ raunte es unter den Leuten; „das ist der Wildmeister!“ Sie wichen Alle zurück, als die große Gestalt des Greises in das Zimmer trat. Aber er schritt nicht mehr aufrecht wie vor Jahren; er schien in diesem Augenblick wie am Ende seines Lebens. Trotz der eisigen Nachtfälte draußen rann der Schweiß in Tropfen ihm in den weißen Bart; er wollte sprechen, aber der Athem versagte ihm, und er neigte sich nur stumm vor seinem früheren Herrn.

Der reichte ihm beide Hände und sprach: „Ihr seid krank, Wildmeister; aber ich danke Euch, daß Ihr heut gekommen seid!“

Da erhielt der Greis die Sprache wieder: „Nur alt, Herr Oberst; geben Sie mir einen Trunk von jenem Wein!“

Der Oberst schenkte den großen Glaspocal zum Rande

voll, und der Alte trank durstig bis zum letzten Tropfen. Und allmählich richtete er sich auf: „Wer ist zur Brücke?“ frug er.

„Niemand!“ sprach der Oberst.

Vom Kirchturm unten aus dem Dorfe schlug es Mitternacht, und Alle wandten das Haupt, um dem Schalle nachzuhorchen.

„Es ist Zeit!“ rief der Alte und stand aufrecht, wie wir vor Jahren ihn gekannt hatten. „Gebet mir des Sunkers Pferd Falada, so soll die Erde uns nicht lange halten!“

„Gehe, Marten,“ sprach der Oberst, „und sattle die Falada!“

Und der Knecht trollete sich schweigend, und die anderen Knechte und die Dirnen gingen mit hinaus. Der Oberst reichte dem Wildmeister die Hände: „Ihr seid der Alte noch! Wir harren Euer, bis Ihr wiederkehret; und Gott geleite Euch!“

Doch als dieser sich zur Thüre wandte, stand Abel vor ihm, mit ihren großen schwarzen Augen zu ihm aufblickend: „Ich darf nicht,“ sagte sie; „aber, Herr, Ihr werdet nichts versäumen!“

Da neigte der noch immer aufrechte Mann sich zu ihr, nahm den kleinen Kopf des Mädchens zwischen seine Hände und küßte sie liebevoll auf ihre Stirn: „Mein, Kind, so Gott will,“ sagte er leise; „ich liebe ihn ja noch mehr als du!“

„Noch mehr?“ murmelte das Mädchen und schüttelte finster mit dem Haupte. Das sah ich noch; dann war ich mit dem Wildmeister draußen vor dem Hausthor. Da stand schon die Falada, von dem Knecht gehalten; das edle Thier streckte den Hals und wicherte grüßend in die helle Nacht hinaus; der greise Mann aber reichte mir die Hand: „Lebet wohl, Herr Pastor!“ sprach er, „betet für mich, Ihr kennet ja das Wort der Schrift: Unstät und flüchtig sollst du sein

auf Erden! — Noch dies; dann, hoffe ich, wird Ruhe sein.“ Und da er mich ansah, war mir, als schaue ein lebenslanger Gram aus diesem edlen Antlitz.

Er bestieg das Roß, wandte es und ritt über den Hof zum Thore hinaus; ich aber ging ihm bis an den Rand der Mulde nach und sah noch eine Zeit lang die hellen Mähnen seines Rosses in der dunklen Haide fliegen.

— — Als ich die Treppe im Herrenhause wieder hinauffstieg, hörte ich die Thür des Krankenzimmers gehen, und mit ihrem Krückstock kam die blinde Matten daraus hervor.

„Wo will Sie hin, Matten?“ frug ich.

„Zum Herrn,“ entgegnete sie kurz; „aber faß Er mich an, Magister!“

So ging ich mit ihr hinein. Der Oberst saß wieder in seinem Sessel; Abel stand neben ihm, als sei sie gelähmt.

„Verzeihet, Herr!“ sagte die Alte; „wir hören die Dirnen reden, und das Frölen Adelheid fraget danach: Was ist mit dem Junker?“ Dann hielt sie inne. „Ist hier noch Jemand mehr zugegen?“

„Deine Abel,“ sprach der Oberst; „sonst Niemand.“

„Abel? Nein, die ist unten in der Stadt; das sei Gott geklaget, denn da ist rauhe Wirthschaft igo.“

Aber das Mädchen ging zu ihr und berichtete, was sie hergetrieben hatte. Die Alte stand gebückt und lauschte. „Wer soll denn reiten?“ frug sie.

„Der Wildmeister, Möddersch; denn der ist wieder da und gleich nach mir hierher gekommen.“

Die Alte hatte sich aufgerichtet: „Der Wildmeister? Den ihr hier den Wildmeister geheißten habt? Wo ist der? Der darf nicht reiten!“

„Was redest du da wieder, Matten?“ sprach der Oberst. „Ein Besserer wär nicht zu finden. Er ist schon fort; er muß bald mitten in den Eichen sein.“

Da fiel die Alte auf die Knie, und ihren Krückstock in

die Höhe streckend, rief sie: „So stehen sie beide bald vor Gottes Angesicht!“

Das Kerzenlicht, welches allein in dem weiten Gemache brannte, und die Mondesdämmerung, welche durch die hohen Fenster schimmerte, erzeugeten ein seltsam wüstes Zwielicht; es war so kalt und öde hier; mir war mit einem Mal, als sei alle Hoffnung längst verloren.

Der Oberst hatte sich erhoben und wandelte hinkend auf und ab. „Die Stunde ist schwer, Matten,“ sagte er; „mache sie nicht schwerer durch deine Thorheit.“

Die Alte entgegnete nichts, sie schien zu beten; doch Abel hob sanft und schweigend ihr altes Mödderssch auf. Ich hörte, wie sie langsam den Corridor entlang und nach dem Krankenzimmer gingen.

— — Der Herr Oberst und ich waren jetzt allein. Vom Dorf herauf kam mit dem Wind ein Schlag der Thurm-
glocke. „Eins!“ sagte der Oberst.

„Ja, eins!“ wiederholte ich; „vor vier Uhr kann der Wildmeister nicht zurück sein. Wollen der Herr Oberst sich nicht zur Ruhe legen bis dahin?“

Aber er schüttelte den Kopf: „Wenn Er, Magister, mit mir wachen wollte?“ Und da ich dessen ihn versicherte, zog er den Glockenstrang: „Vielleicht, er könnte selber kommen!“

Ich schwieg; aber eine Magd kam, und bald entzündete sie ein mächtig Feuer in dem großen Ofen, und der Oberst hieß sie seinen Sejjel und einen Stuhl für mich davor tragen.

Hier haben wir bei einander in der Nacht gegessen. Ein leichter Wind flirrte vor den Fenstern, und unterweilen ruckten wohl einmal die Wetterfahnen auf dem Dache. Sonst war Alles still; nur wenn die Stunde wieder voll wurde, kam der Glockenschlag vom Dorf herauf. Geredet haben wir nicht viel mitammen; des Obersten Gedanken

mochten bei dem Sohne sein, auch wohl den greisen Reiter durch den Forst begleiten; denn einmal streckte er jählings beide Arme aus und rief als wie aus Träumen: „Gott schütz sie beide!“ schwieg dann aber wieder oder sprach dazwischen: „Wie weit mag's in der Zeit sein, Pastor?“ — Ich selber aber — denn so voll selbstfüchtigen Gebahrens ist unser Herz — ich dachte allendlich doch immer wieder an die Abel, und in meinen Gedanken summete dann allzeit ein Gebet: „Ja, schütze ihn, mein Herr und Gott; aber das Herz des Mädchens, das mein Glück ist und das ihm nicht tauget, das wende du zu mir und gieb uns deinen Segen. Amen!“

Das Feuer im Ofen war längst verloschen; igt prasselte auch das Licht auf und sank dann zusammen. Es wurde fast dunkel in dem Zimmer, obschon da draußen noch der Mond schien; und da ich wußte, wo das Feuerzeug zu finden, so stand ich auf und entzündete das neue Licht, das bei dem Leuchter lag. So war es wieder wie vorher.

Es mag schon nach fünf Uhr gewesen sein, da hob der Oberst seinen Kopf und horchete nach den Fenstern zu; dann plötzlich richtete er sich völlig auf: „Sie kommen!“ rief er. „Hört Er es, Magister?“

Wir traten an das Fenster, sahen aber nichts, denn das Thorhaus ließ durch das Gitter von hier aus nur einen kurzen Blick nach draußen. Ich horchte. „Aber ein Wagen ist dabei, Herr Oberst!“ sprach ich.

„Nein, nein; Er täuschet sich.“

Ich horchte wieder, und ich vernahm es deutlich. „Gewiß ein Wagen!“ rief ich. „Aber ein Pferd, vielleicht ein Reiter, ist voraus!“

Und immer näher kam es. „Ein Wagen! Ja, ich höre ihn,“ sprach der Oberst. „Was hat der Wagen zu bedeuten?“

Bald trabte ein Reiter durch die offene Thorfahrt. Auf

dem Hofe sprang er ab; aber er brachte selbst sein Pferd zu Stalle. Gleich danach hörten wir wieder draußen seinen Schritt; dann trat er in das Haus und stieg die Treppe zu uns herauf.

„Nur der Verwalter,“ sagte der Oberst; „er kommt vom Meierhof. Aber wo ist der Better?“

Da war der Mann schon zu uns in das Zimmer getreten, stand am Thürpfosten und sah den Oberst an, als habe er Unheil zu verkünden, das den Mund nicht zu verlassen wage.

Sein Herr war auf ihn zugegangen: „Er ist's, Verwalter? Hat Er mich doch schier erschreckt!“

Aber der Mann schien vergebens an einem Wort zu würgen.

Der Oberst wurde unruhig. „So red Er doch!“ rief er; „was hat Er mir zu melden?“

Da sprach der Andere: „Wir bringen einen Todten.“ Und nach einer Pause: „Wir trafen den Wagen vor dem Walde; der Herr Better blieb dabei; ich bin vorausgeritten.“

„Den Wildmeister!“ rief der Oberst. „Wo habet ihr ihn gefunden?“

Aber der Verwalter starrte ihn an. „Was meinen Sie mit dem Wildmeister, Herr?“

Der Oberst wurde kreideweiß im Antlitz und griff hinter sich nach einem Tische; dann streckte er den Arm und ließ die Hand schwer auf des Verwalters Schulter fallen. „Sag Er nichts weiter; nur — wie habe ich meinen Sohn verloren?“ Aber seine Hand zitterte so gewaltig, daß der starke Mann darunter bebte.

„Herr, wenn Sie es wissen wollen!“ sprach er; „überfallen sind sie worden, aber halb im Schlafe doch noch in den Sattel kommen; und ein Kampfgewühl jenseit der Brücken hat sich dann ergeben. Der Junker Rolf auf einem hohen Fuchs war überall voran; aber auch viele

Lanzen — denn von solchem Reitervolk sind die Russischen gewesen — haben nach ihm gezielt. Da ist vom Wald herunter ein herrenloses dunkles Pferd herangekommen, mit weißem Schweif und Mähnen, die haben im Mondenschein geflogen; das ist, als sei es rasend, durch die Niederung und über die Brücke auf die streitenden Milizen losgestürmt; die dunklen Augen haben gefunkelt, es hat den kleinen Kopf nach rechts und links herumgeworfen. „Das war kein Pferd, wie wir sie haben,“ sagte der schwedische Soldat, der mir das erzählte. Und zwischen dem Junker und einem Officier, der seine Lanze auf ihn eingelegt, ist es jach hindurchgestoben; aber des Junkers Augen, die er so nöthig brauchte, hat es mitgenommen. „Falada!“ hat er laut gerufen, dann —“

„Dann?“ stammelte der Oberst.

„Ja, Herr, das ist sein letztes Wort gewesen; denn die Lanzenspitze des Russen hatte ihm das Herz durchstoßen.“

Ich faßte schweigend unseres Herrn Hand; da rollte ein Wagen langsam in den Hof, und wir stiegen hinab und hoben unseren Kolf, den schönen todten Officier, herunter; wir trugen ihn hinauf in seine alte Kammer und legten ihn auf die Bettstatt; aber nicht mehr, damit er wie einstmals im Morgenroth von seinem Lager springe.

— — Ich hatte den Todten in seines Vaters Hut gelassen; denn mir lag zu sehr am Herzen, was nun zunächst uns zu besorgen oblag.

Da ich aus dem Hof getreten war, sahe ich ein zehnjährig Bürschlein vom Dorf heraufkommen; das erwartete ich, gab ihm eine kleine Münze und sprach: „Gehe ein Stücklein mit mir, Jürgen, falls ich einen Boten brauchte.“

Da war es zufrieden: und so gingen wir mitammen an der rechten Seite oben durch den Waldestrand, und ich, wie wir fürder schritten, schauete von dorten allzeit über die Haide hin. „Wen suchet Ihr, Herr Pastor?“ frug das Kind.

„Mir ist bang, — ich suche einen Todten,“ entgegnete ich ihm.

Da wurde das Kind gar stille, und wir gingen weiter; aber es drängte sich an mich, wenn Krähen oder Elstern in den nackten Bäumen rauschten. Als wir oberhalb des Steines vor dem Lümpel kamen, streckte es seine Hand dahin. „Sehet, Pastor,“ sprach es; „da liegt Einer!“

Und als wir durch das Kraut hinabgestiegen waren, da hatte ich gefunden, was ich suchte. Als habe er zu sanfter Ruhe sich gestreckt, lag hier der Wildmeister, mit seinem weißen Kopfe an den Stein gestüzet. Der Vorbote der aufgehenden Wintersonne war schon da: ein rother Morgenschimmer lag auf dem stillen Angesicht.

Scheu und fürsichtig war der Knabe näher kommen. „Der schläft nur!“ sagte er.

Ich aber sprach: „Gehe hin zum Hofe und erzähle, was du hier gesehen; und bitte, daß sie einen Wagen senden; denn hier ist Gottes Frieden und der Schlaf der Ewigkeit.“

Und so kniete ich zu dem Todten und betete, daß Gott Erbarmen haben möge auch mit der Seele dieses Mannes. Der Knabe aber lief dem Hofe zu.

* *

In der Woche vor dem vierten Sonntage Epiphaniaß standen die zwei Leichen oben in dem großen Saale aufgebahret, und es war der Tag, an welchem die Beisetzung geschehen sollte, denn auch der Wildmeister sollte in die Gruft derer von Griesshuus; so, hieß es, hatte der Oberst es verordnet, weil er sein Leben um den letzten Sohn des Hauses zugesetzt.

Als ich am Vormittage in den Hof kam, fand ich selbigen von Bauern ganz erfüllet, alt und jung, mit ihren Weibern, Kindern und Gesinde; der Oberst, sagte mir einer,

habe sie herbestellt. Ich drängte in meinem langen Priesterrocke mich hindurch und trat in das Haus, wo auf dem Flur ein Rauchwerkdüften mir entgegendrang. „Wo ist der Herr Oberst?“ frug ich eine Magd.

„In seinem Zimmer,“ sprach sie; „aber die alte Matten ist bei ihm; er wünschet ungestört zu bleiben.“

So stieg ich die Stufen der breiten Treppe hinauf und öffnete die Thür des großen Saales. Da waren nur die beiden Todten. Hohe Wachskerzen auf silbernen Candelabern brannten an ihren Särgen, so mit einem Zwischenraume neben einander standen, und die Flammen knisterten leise, als müsse doch irgend etwas sich hier regen; hinter ihnen hingen lange Seilaken vor den hohen Fenstern. Und da ich stand und mein Auge nicht von den Leichen wenden konnte, deren Angesichter zu mir gewendet waren, vernahm ich ein Klauschen wie von Weiberkleidern an des Junkers Sarge, und eine dunkle Gestalt, die lautlos dort gelegen, richtete sich empor. Es war Abel, und ich ging zu ihr, reichte ihr die Hand und sagte: „Hat Sie ihn denn so sehr geliebet, Jungfer?“

Sie neigte nur das Haupt und sprach: „Es hat ihm nichts genüzet.“

Aber mein Herz erzürnte sich wegen ihrer Trauer für den armen Knaben. „Gottes Barmherzigkeit,“ sprach ich hart, „wird Alles ihm ersetzen.“

Da sahen ihre dunklen Augen fast gottlos in die meinen, als wollten sie mich lehren, daß nur ein Weib, nicht unser Herrgott selber, was er verloren, ihm ersetzen könne. Mir aber erschien in diesem Augenblick das Schweigen der Todten so ungeheuer, daß auch mein Mund verstummte. Ich blickte auf das starre Angesicht des Knaben, und eine Falte zwischen den fest geschlossenen Augen, so der Tod nicht ausgeglättet, däuchte mir zu sagen, daß er noch in seinem Schöpfer zürne, der ihn also früh berufen habe.

Da hatte sich die Thür geöffnet, und unser Herr in voller schwedischer Obristenuniform, den Hut mit Federn auf dem Haupt, war eingetreten; aber seine Wangen waren schlaff und seine Augen müde; ihm folgten die alte Matten und der Better mit der Tante Adelheid, welche der Tod des Knaben von ihrem Bette aufgetrieben hatte.

Nachdem der Oberst zwischen die Särge hineingegangen war, kam es auch draußen die Treppenstufen herauf, und die Leute, so auf dem Hofe gestanden hatten, füllten nun den ganzen Saal, ja standen überdem noch draußen vor den offenen Thüren auf dem Gange.

Der Oberst hob seinen Hut vom Haupte: „Ich habe euch herbestellt,“ begann er mühsam; „ich mußte es, denn mein Mund ist der letzte, der hier noch reden kann.

„So höret es! Nicht ich und nicht mein Sohn, den mir der Herr genommen — der Greis hier in dem zweiten Sarge“ — und er legte seine Hand sanft auf die des Todten — „ist euer Herr gewesen bis an sein Ende. Aber ihr sahet ihn nicht, und da er kam als ein Dienender, habet ihr ihn nicht erkannt; unstät und flüchtig blieb er nach dem Fluch der Schrift ein langes Leben durch; denn seinen Zwillingbruder hatte er im jähen Zorn erschlagen. Aber nicht wie Cain den Abel: der Bruder hatte ihm sein Glück, sein junges Weib, getödtet; und da zwang er ihn zum Kampf und erschlug ihn.“ Und der Oberst legte die Faust auf seine Brust, daß die Spangen an dem Degenriemen klirrten: „Beim ewigen Gott! ich hätt ihn auch erschlagen!“

Nach einer Pause sprach er dann noch einmal: „Das habe ich euch sagen müssen, um der Ehre des Todten und um der Wahrheit willen. — Und nun, ihr Alten, die ihr mit ihm jung gewesen, sehet ihn noch einmal an, ob ihr den Junker Hinrich von Griesshuus erkennen möchtet: Und fürchtet euch nicht, denn in seinem Angesicht ist Frieden.“

Da lösete sich eine Reihe alter Leute aus dem Haufen.

und sie traten langsam, gar einige auf Krücken oder von einem Kinde geführt, zu dem Sarge und blickten gierig und doch mit Scheu in des Todten Angesicht, das auf all ihr Schauen keine Miene regete. Bald aber erhob sich eine oder die andere Hand und strich lieblosend über das Leichenhemde oder gar an die Wange des Leichnams selber, und ich hörte: „Ach ja, der Junker! Unser Junker Heinrich!“ Eine Stimme aber rief laut: „Mein Herr! mein guter Herr! Nun hast du deine Farbe wieder!“ Das war der alte Hans Christoph aus dem Dorfe.

Der Oberst hatte sich zu seinem Sohn gewendet; er faßte das schöne todte Haupt in seine Hände und küßte es zu vielen Malen. „Kols!“ sprach er leise; „mein Kind! Vor den Wölfen hat er dich bewahren können; der Wille Gottes ist für ihn zu stark gewesen!“

Die alte Matten stand auf ihren Stock gelehnt und horchete und hielt die Hand ans Ohr und nickte dann, als ob nun Alles gut sei. Es war eine rechte Todtenstille geworden, die alten Leute lagen schweigend am Sarge ihres alten Herrn.

„Und nun gehet hinaus,“ sprach der Oberst wieder. „und laßet mich ein Weilchen noch bei unseren Todten; dann wollen wir die Lebten ihres Stammes in der Gruft zur Ruhe setzen.“

Abel mit ihrem dunklen und doch bleichen Antlitz stand zu Häupten an des Junkers Sarge; als auch sie hinaus wollte, faßte der Oberst ihre Hand: „Nein, bleibe, Kind; und auch Er, Magister; denn die Stütze meines Lebens ist gefallen.“

* *

Die Todten waren beigelegt, und als hernach die kupfernen Kisten kamen, in welche ihre Särge eingesenket wurden, da ließ der Oberst die Capellengruft vermauern, wie sie noch

igo ist. Ihn selbst aber hatte die Sippe seines Weibes vor Gericht gezogen; denn es war unerweisbar, wer zuerst gestorben, ob der Junker Hinrich, ob sein Enkel Kolf; war es der Letztere, so hatte dessen Vater kein Erbrecht, weder an Grieshuus noch an den Meierhof. Da es aber bei unterschiedlichen Gerichten gelegen, haben sie endlich sich zu gutlichem Ausgleich hergelassen, und der Oberst hat den Hof gelassen und ist nach Stockholm hingezogen. Die Tante ist mit ihm dahingegangen; der Better aber hatte inzwischen wieder Muth gewonnen, er ging zu einem anderen Better, bei welchem er sich auch hier im Land zu nähren dachte. „Ehrwürden,“ sagte er mir bei seinem Abschied, „wir wären Alle hier geblieben, wäre ich in jener Nacht auf Grieshuus statt auf dem Meierhof gewesen!“ — Sie sind wohl igo Alle nicht mehr hienieden; denn außer zweien Schreiben des Herrn Obersten, bald nach ihrem Abgang, habe ich von Keinem etwas mehr vernommen.

Nach dem Begräbnisse aber war das Gerede von den schlimmen Tagen wieder aufgekommen: der Nachtsput des Erschlagenen habe dem Junker Hinrich nun doch noch das Genick gebrochen und also ihn und sein Geschlecht vernichtet. Ich aber sage heut wie vormals: Das sind nugæ, und es passet nicht zu des Allweisen Güte; das Pferd wird vor dem hellen Stein gecheuet haben, und so ein altes Leben findet bald ein Ende. Doch will ich Eines nicht verschweigen.

Am Tage nach der Beisetzung ist ein Bauer auf den Hof gekommen, der hat die Falada am Stricke hinter sich gezogen und gefraget, ob das Thier nicht hier zu Haus gehöre. Eine Meile unterhalb der Brücke habe es am Fluß gestanden, mit gesenktem Kopfe in das Wasser schauend, gleich als wenn es sich besinne und sich nicht enig werden könne, ob es hinüberschwimmen solle oder nicht; aber da er näher gegangen, sei es noch immer so gestanden und habe

auch weder um= noch aufgeschauet; der Nachtmarr oder sonst was müsse es geritten haben.

Die Knechte kamen und auch der Herr und besahen das Pferd, das sich nicht rührete, und sagten, ja, das sei freilich die Falada, aber es sei vordem ein feueriges und gar kluges Thier gewesen.

Und da es erschrecklich mager war, meineten sie, es müsse nur erst wieder Kräfte sammeln, und führten es in den Stall, wo es lange Zeit mit Fürsicht gut gefüttert wurde. Aber es blieb daselbe noch nach Wochen, auch nach Monden; denn die schöne feuerige Falada war hinter= sinnig worden und zu keinem Ding auf Erden noch was nütze. Da hat der Oberst sich erbarmet und ihr selbst die Kugel durch den Kopf geschossen.

Die alte Matten hatte ich in mein Haus genommen, und da ich sie eines mond hellen Abends holet, ist sie, wie sie mir sagte, gern mit mir gegangen. Als wir auf dem Steige über dem Kirchhofe wanderten, nickte sie nur nach der Capellenmauer und murmelte wie für sich selber: „Gute Nacht, ihr Christenseelen alle! Gute Nacht auch, Junfer Hinrich und du kleiner Kolf! Bei Gott ist Rath und That!“

Und ein paar Jahre hat sie dann noch in Frieden unter meinem Dache gelebt.

In dieser Zeit aber ist aus dem großen Unglück der vornehmen Leute mein allergrößtes Glück erwachsen; denn Abel ist mein ehelich Weib geworden und eure Mutter, du, mein Caspar, und du, meine Maria! Manchen holden Tag hat sie mir gemacht, und die Frommen haben sie geliebt; aber den „König Enzo“ hat sie nimmer doch vergessen können. Da haben wir unsere Liebe für den Todten zusammengethan und die weißen und die rothen Rosen an der Mauer seiner Gruft gepflanzt und allezeit gepflegt. Und fast ein Menschenleben hat der Allgütige mir mein Glück gelassen; ist ruhet auch sie unter Rosen, die meine Hand

allein gepflanzt. Es ist geworden, wie einst Matten sagte: ich habe Alle überlebt. Und nicht nur die Menschen; denn Grieshuus ist abgebrochen worden, nur noch Mauertrümmer ragen aus der Erde; die Wälder werden Jahr für Jahr geschlagen, daß bis in unser Dorf hinunter der Sturz der Rieseneichen schallet. So ist es, wie der Dichter singt:

Auf Erden stehet nichts, es muß vorüberfliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen.
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen;
Dann wird das weggekehrt, und weiter jekt der Wesen.

Der Herr Etatsrath.





Wir hatten über Personen und Zustände gesprochen, wie sie zur Zeit meiner Jugend in unserer Vaterstadt gewesen waren, und zuletzt auch einer eigenthümlichen und derzeit nicht eben in bester Weise viel besprochenen Persönlichkeit Erwähnung gethan.

„Sie müssen die Bestie ja noch in Person gekannt haben?“ wandte sich ein etwas derber junger Freund zu mir. „Ich habe nur so von fern darüber reden hören.“

„Wenn Sie,“ erwiderte ich, „mit diesem Worte den ‚Herrn Statsrath‘ bezeichnen wollen, so habe ich ihn in gewisser Beziehung allerdings gekannt; ihn und auch die Seinen. Übrigens gehörte er ohne Zweifel zu der Gattung homo sapiens; denn er hatte unbewegliche Ohren und ging, wenn er nicht betrunken war, trotz seiner kurzen Beine aufrecht. Freilich soll eine Nachtwächterfrau, da sie einst im Schummerabend ihm begegnete, mit Zetergeschrei davongelaufen sein, weil sie ihn für einen Tanzbären hielt, den sie Tags vorher auf dem Jahrmarkte gesehen hatte. Und in der That, der dicke braunrothe Kopf mit dem kurzgeschorenen Schwarzhaar, welcher unmittelbar aus dem fleischigen Brustfaßten herausgewachsen schien, mochte alten Frauen immerhin einen gerechten Schrecken einjagen.“

„Bei uns Jungen war die Wirkung freilich eine andere.“

Mir ist noch wohl erinnerlich, wie einst an einem Sonntagvormittage ein armer Bube unter dem Versprechen eines Sechslings bei der etatsrätlichen Gartenplanke von uns angestellt wurde, um uns zu rufen, sobald der mächtige Herr den einzigen Ort betreten hätte, worin er derzeit außer seinem Hause noch in Person zu sehen war.

„Und bald, auf einen vorsichtig ertheilten Wink des Jungen, lagen auch wir mit plattgedrückten Nasen an der Planke. ‚Dat is em! Dat is em!‘ ging es flüsternd von dem Einen zum Anderen, als endlich die groteske Gestalt, aus einer riesigen Meerchaumpfeife rauchend, unter dröhnendem Räuspern auf dem Gartensteige dahergewatshelt kam und sich dann in einer offenen Laube in einen kräftig gezimmerten Lehnstuhl sinken ließ. Nachdem er den verlorenen Athem wiedergewonnen hatte, blickte er mit einer herablassenden Miene um sich und räusperte sich dann noch einmal, daß es weit über die Nachbargärten hinscholl. Diesmal aber war es unverkennbar ein demonstratives Räuspern: ‚Ihr kleinen Leute, wisset es alle, der Herr Etatsrath wird jetzt seine Gartenruhe halten!‘ Dann suchte er seinen dicken Kopf zwischen den Schultern aufzurichten und rief ein paar Mal hinter einander: ‚Käfer — Käfer!‘

„Es war kein Insect, das auf diesen Ruf erschien, sondern ein etwa achtzehnjähriger Bursche, der als Schreiber und Bedienter in einer Person bei ihm beschäftigt wurde. Vom Hause her brachte er erst einen kleinen Tisch, dann einen Schemel, einen Tabackskasten, eine Zeitung und zuletzt auf einem Präsentirtbrettchen ein großes Kelchglas, aus dem ein starker Dampf emporstieg. Der Bursche mit seinem zarten, blassen Gesicht und den weichgelockten braunen Haaren sah keineswegs so übel aus; aber die Art, womit er alle diese Dinge schob und rückte und dem Herrn Etatsrath handgerecht zu machen mußte, war von einer so glatten Beflissenheit und doch wiederum so unverkennbar von verstohe-

nem Troß begleitet, daß ich schon damals einen mir sehr bewußten Widerwillen gegen diesen Käfer faßte. Mir sind im späteren Leben ähnliche Gesichter begegnet, welche, ohne daß etwas Besonderes von ihnen ausgegangen wäre, meine flache Hand ins Zucken brachten und mir dadurch über meine derzeitigen Gefühle und Wünsche in Betreff jenes schmucken Gesellen zur völligen Klarheit halfen.

„Wie lange übrigens damals der Herr Etatsrath in seinem Gartensessel ruhte und wie oft der dampfende Kelch geleert wurde, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls hörten wir noch mehrere Male das ‚Käfer — Käfer!‘ und sahen den geschmeidigen Burschen mit einer neuen Füllung aus dem Hause kommen.“

* * *

Ob der Herr Etatsrath, welcher eine höhere Stelle in dem Wasserbauwesen unseres Landes bekleidete, wirklich mit so viel Verstand und Kenntnissen ausgestattet war, wie man dies von ihm behauptete, oder ob diese Behauptung nur aus einem unwillkürlichen Drange hervorgegangen war, sei es, die breiten Schatten dieser Persönlichkeit durch eine Zuthat von Licht zu mildern oder aber dieselben noch etwas kräftiger herauszuarbeiten, darüber vermag ich nicht zu urtheilen. Wenigstens scheint es, daß es ihm an jenem Dritten, wodurch alle anderen geistigen Eigenschaften erst für die tatsächliche Anwendung flüßig werden, ich meine, daß es an Phantasie ihm nicht gebrochen habe; nur pflegte sie, zum mindesten außerhalb seines Faches, sich nicht eben mit Dingen zu beschäftigen, welche anderer Menschen Herz erfreuen.

So befand sich in seinem, übrigens mit dem karglichsten Geräthe ausgestatteten Gartensaale ein sehr hoher Schrank in Gestalt eines Altars, welchen er genau nach eigenen Zeichnungen hatte anfertigen lassen. Am Fußende des

schwarzen Kreuzes, welches durch die Thürleisten gebildet wurde, lagen die Symbole des Todes: Schädel und Bein-
knochen, in abscheulicher Natürlichkeit aus Buch geschnitten; darunter, so daß sie bequem von einem davorstehenden
Stuhle aus gehandhabt werden konnte, sah man eine Glas-
harmonika, zu deren rechter Seite eine Punschbowle von
getriebenem Silber stand.

Wenn die Nachbarn Abends von ihren Höfen oder Gär-
ten aus die Töne der Harmonika vernahmen, und das ge-
schah im Hochsommer mehrmals in der Woche, dann wuß-
ten sie schon, daß bis nach Mitternacht auf keinen Schlaf
zu rechnen sei; denn der Herr Etatsrath saß an seinem Al-
tare und spielte auf seinem Lieblingsinstrument; aber er
spielte nicht nur, er sang auch dazu. Nicht etwa, wie man
hätte glauben mögen, Lieder des Todes und der Auf-
erstehung; wer hinten an der Gartenplanke lauschen wollte,
konnte Melodie und Worte des „Landesvaters“, des „Fürst
von Thoren“ und anderer alter Studentenlieder deutlich
genug erkennen.

Drinne im Saale, wenn vom Garten aus kein Licht
mehr durch die Fenster drang, brannte dann zu jeder Seite
des Altars eine Kerze auf hohem Silberleuchter; die mäch-
tige Schale war mit dampfendem Trank gefüllt, und je nach
Beendigung eines Liedes, mitunter auch einer Strophe, saßte
der Herr Etatsrath sie bei den silbernen Ohren und ließ
einen breiten Strom über seine dehnbaren Lippen fließen.
Bisweilen, wenn von irgend einem Zuge bewegt die Kerzen
flackerten und die Schatten in den Augenhöhlen des Todten-
kopfes spielten, unterbrach er auch wohl seinen Gesang und
stierte eine Weile darauf hin. Aber der Anblick des Todes
schien für ihn nur das Gewürz zu den Freuden des Lebens;
kameradschaftlich, aber doch als müsse er den armen Buch-
schon zur Ruhe verweisen, klopfte er mit dem Harmonika-
hammer auf die Stirn des Schädels und intonirte dann

nur um so dröhnender: „Freude, Göttin edler Herzen“, oder wozu sonst der Geist ihn treiben mochte.

Ich habe übrigens, wie ich bemerken muß, diese Dinge nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern von dem nächsten Grundnachbarn des Herrn Etatsraths, einem alten schnurrenliebenden Rothgießermeister, der im Abenddunkel mitunter durch den Grenzzaun schlüpfte und dann an einem der unverhangenen Saalfenster in stillvergnügter Einsamkeit diesen musikalischen Festen beizwohnte; oft bis nach Mitternacht, um, wie er sagte, das Ende nicht zu versäumen, was bei einer richtigen Komödie ja doch das Beste sein müsse.

Und in der That, dieses Ende ließ bisweilen nichts zu wünschen übrig. Wenn die Bowle auf die Reige ging, begann der heiße Trank den Herrn Etatsrath allgemach zu drangsaliren; der Lauscher draußen sah es deutlich, wie unter dem schwarzen Borstenhaar der dicke Kopf gleich einer Feuerkugel glühte.

Dann riß der Herr Etatsrath an seinem Halstuch, daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen und der theilnehmende Rothgießermeister erst wieder aufathmete, wenn endlich das Tuch mit zorniger Geberde fortgeschleudert wurde. Diesem folgte alsbald unter mühseliger und gefährvoller Häutung noch das eine oder andere Gewandstück, bis er zuletzt in greuelvoller Unbefleidung darsaß.

Aber nicht jedesmal gelang ihm dies in gleicher Weise; mitunter — und das war eben das Hauptstück für den vergnüglichen Zuschauer — erscholl um solche Zeit aus dem Saale ein dumpfer Fall, und abgerissene, elementare Laute, einem Windstoß in der Esse nicht unähnlich, drangen in die Nacht hinaus. Wenn dann nach einer Weile die Hausgenossenschaft zusammenstürzte, rannten die Mägde wohl mit Geschrei im selben Augenblicke wieder fort; denn auf dem Fußboden neben seinem Altar lag der Herr Etatsrath gleich einem ungeheuren Roßkäfer auf dem Rücken und ar-

beitete mit seinen kurzen Beinen ganz vergebens in der Luft umher, bis Herr Käfer, das allmählich immer unentbehrlicher gewordene Factotum, und der einzige Sohn des Hauses den Verunglückten mit geübter Kunst wieder aufgerichtet hatten und in seinem Cabinet zur Ruhe brachten.

Dieser Sohn war von guter und heiterer Gemüthsart und hatte vom Vater nichts als das ungewöhnlich große, bei ihm jedoch mit spärlichem erbsenblondem Haar bewachsene Haupt, welches er mit seinem Halstuch zwischen zwei spitzen Batermördern derart einzuschnüren pflegte, daß die runden Augen stets mit etwas gewaltsamer Freundlichkeit daraus hervorsahen; darunter aber saß ein ebenso zierliches als winziges Körperchen mit lächerlich kleinen Händen und Füßen, welche letzteren ihn übrigens befähigt hatten, sich zum geschickten und nicht unbeliebten Tänzer auszubilden.

Der Vater hatte ihn auf den Namen Archimedes taufen lassen, ohne jedoch später die Mittel zu gewähren, welche dem Sohn eine Nachfolge seines classischen Taufpathen hätten ermöglichen können. Zwar kümmerte er sich nicht darum, daß Archimedes auf der städtischen Gelehrtenschule, wo er in der That für die Mathematik eine glückliche Begabung zeigte, aus einer Classe in die andere rückte, und auch die stets erst nach mehrfachen Anmahnungen des Bedellen und unter allerlei Zornausbrüchen erfolgende Auskehrung des Quartalschulgeldes veranlaßte hierin keine Unterbrechung; statt aber dann den absolvirten Primaner auf die Universität zu schicken, gebrauchte ihn der Vater zu untergeordneten Arbeiten seines Amtes oder kümmerte sich auch gar nicht weiter um den Sohn.

Wenn der kleine Archimedes sich einmal zu der schüchternen Bitte aufschwang, ihn nun doch endlich zu der alma mater zu entlassen, dann blickte der Herr Etatsrath ihn nur eine Weile strafend mit seinen stieren Augen an und jagte leise, aber nachdrücklich: „Zeige einmal her, Archime-

des, wie steht es mit der Schleusenrechnung?“ oder: „Wie weit bist du denn eigentlich mit der Karte vom Westerkoog gediehen?“ Dann holte Archimedes voll stillen Zorns die halb oder ganz vollendete Arbeit, war aber zugleich für lange Zeit mit seinen Bitten aus dem Felde geschlagen.

So blieb er denn zurück, während seine Schulgenossen erst lustige Studenten wurden, dann einer nach dem andern sein Examen machte und auch wohl schon in die praktischen Geschäfte seines erwählten Berufes eintrat. Dabei machte es sich von selbst, daß Archimedes mit der Prima unserer Gelehrtenschule in einem gewissen Verkehr blieb, auch nachdem der Letzte fort war, der noch zugleich mit ihm unserem armen Collaborator das Leben sauer gemacht hatte. Dies geschah schon dadurch, daß er zur Aufbesserung seines spärlichen Taschengeldes, das ihm der Vater für seine Comptorarbeiten zufließen ließ, an faule oder schwach beanlagte Schüler einen nicht üblen Unterricht in der Mathematik ertheilte. Ich, der ich jene beiden Arten in mir vereinigte, genoß diesen schon als Secundaner, konnte jedoch hergebrachtermaßen seines freundschaftlichen Umganges erst als Primaner theilhaftig werden. Noch lebhaft entsinne ich mich, daß in meiner letzten Secundanerzeit mir die Aussicht auf dieses Aufrücken kein geringerer Ehrenpunkt war, als der Übergang in die höhere Classe selbst; denn Archimedes imponirte uns durch eine gewisse Fertigkeit seiner geselligen Manieren, wie er denn überhaupt, soweit es sich nicht um seinen Vater handelte, unbefangen genug in seinen zierlichen Stiefeln auftrat. Er hatte, vielleicht als Erbtheil aus seiner mütterlichen Familie, etwas von dem Wesen der Officiere aus meiner Knabenzeit, bei denen ich nie darüber ins Klare kam, ob die eigenthümlich stramme Haltung ihres Kopfes mehr eine Folge der steifen Halsbinden oder ihres ritterlichen Standesbewußtseins war.

„Trefflich, trefflich!“ pflegte Archimedes auszurufen,

wenn ich später, in meiner Primanerzeit, den Vorschlag zu einem ihm wohlgefälligen Unternehmen that, sei es zu einem Thé dansant oder zu einer Schlittenpartie, wo es galt, bei jungen und jüngsten Damen den Cavalier zu machen; „trefflich, trefflich, lieber Freund; wir werden das in Überlegung ziehen!“ Und während um seinen Mund das verbindlichste Lächeln spielte, sahen mich unter den kriegerisch aufgezogenen Brauen die richtigen Officiersaugen an, wie ich sie als Kind bei unserem Vetter Major bewundert hatte, wenn er in der rothen Gala-Uniform meiner Mutter seine Neujahrsvisite machte.

Indessen fanden dergleichen Vorschläge meist nur ihre Ausführung, wenn in den Ferien unsere Studenten wieder eingerückt waren, von denen übrigens die sportslustigen vor allen zu seinen Freunden zählten. Dann war seine Festzeit, in der er förmlich aufblühte; noch sehe ich ihn mit leuchtenden Augen zwischen ihnen sitzen, während sie prahlend ihre glücklichen Thorheiten vor ihm ausstramten. „Brillant — brillant!“ rief er, wenn die Geschichte ihren mit Spannung erwarteten Höhepunkt erstiegen hatte, streckte den eingeschnürten Kopf gegen den Erzähler und stemmte beide Hände an die Hüften. Was Wunder, daß die Anderen erzählten, so lange auch nur ein Tittelchen noch übrig war!

So kam es, daß er in der alten Universitätsstadt, welche er andauernd in der Phantasie bewohnte, allmählich besser Bescheid wußte als die, welche zwar in Wirklichkeit, aber nur vorübergehend dort zu Hause waren. Hatte er jedoch den Ankömmlingen ihre Studenten- und Professoren-geschichten glücklich abgewonnen, so ruhte er nicht, bis mit oder im Nothfall auch ohne Damenwelt die eine oder andere Lustbarkeit zu Stande kam. Da sein Stundengeld ihn niemals ohne eine kleine Cassé ließ, so wurde es bei solchem Anlaß fast zur Regel, daß Archimedes, nachdem die Anderen die Erschöpfung ihrer Cassé eingestanden hatten, seine wohl-

bekannte grünseidene Börse hervorzog und mit einem wahrhaft kindlichen Triumphe den für diese Festzeit gesparten Inhalt auf der Tischplatte tanzen ließ, dann aber bereitwillig auf den nächsten Wechsel seiner Freunde Vorschuß leistete.

Freilich zu dem stets ersehnten Besuche der Universität reichte diese bescheidene Cassé nicht; und der Tag, welcher am Ende der Ferien die Studenten unserer Vaterstadt wiederum entführte, war für Archimedes, was für den lustigen Katholiken der Aschermittwoch ist. Er pflegte ihn auch selber so zu nennen, und wenn ich am Nachmittag darauf sein Zimmer betrat, so traf ich ihn mit den Händen in der Tasche eifrig auf- und abgehend, als ob er einen Gesundheitsbrunnen abzuwandeln habe; erst nach einer Weile blieb er vor mir stehen und fuhr ohne weiteren Gruß mit der Hand über seine Stirn. „Asche, Asche, lieber Freund!“ sagte er dann seufzend, und sein Finger machte das Zeichen des Kreuzes.

Sprach ich hierauf: „Wollen wir nicht lieber unsere Mathematik vornehmen?“ so war er auch hierzu bereit, legte Buch und Tafel auf den Tisch, und wir nahmen unsere Stunde. War dieselbe in aller Pünktlichkeit gehalten worden, dann — es war sicher darauf zu rechnen — stellte Archimedes zwei kleine geschliffene Gläser auf den Tisch und füllte sie mit einem feinen Kopenhagener Rummel, den er sich, ich weiß nicht woher, mitunter zu verschaffen wußte. „Trink einmal,“ sagte er während des Einschenkens; „das vertreibt die Grillen!“ Und gleichzeitig leerte er auf einen Zug sein Glas.

„Ich habe keine Grillen, Archimedes,“ pflegte ich zu erwidern; „und wer kann so früh am Tag schon trinken!“

„Freilich, freilich!“ stieß er hervor; „aber“ — und er begann wieder mit den Händen in der Tasche auf- und abzuschreiten, wobei seine Augen wie ins Leere um sich blickten.

Eine Weile sah ich dem zu; dann hieß es: „Prosit,

Archimedes!“ und von seiner Seite wie im Echo: „Profit!“ und darauf, wie aus Träumen auffahrend, während ich zur Thür hinausging, noch einmal: „Profit, profit, lieber Freund!“

Diese Scene hat sich in fast wörtlicher Wiederholung mehr als einmal zwischen uns abgepielt.

* *

Ich hätte wohl schon erwähnen sollen, daß Archimedes eine Schwester hatte; sie war zugleich sein einziges Geschwister, jedoch um viele Jahre jünger als der Bruder. Gesehen hatte ich sie bis zu meiner Secundanerzeit nur im Vorübergehen, dagegen oftmals von ihr reden hören; denn sie war eines der Hauptcapitel einer unverheiratheten Hausfreundin, die wir, nicht etwa weil sie Alles konnte, aber weil sie Alles wußte, „Tante Allmacht“ nannten.

Daß die Mutter des Kindes bald nach dessen Geburt ihr freudloses Leben hingegeben hatte, war freilich bekannt genug; Tante Allmacht aber, deren Magd vordem in dem etatsrätthlichen Hause gedient hatte, wußte noch hinzuzufügen, daß ihr durch den unvermutheten Eintritt ihres Herrn Gemahls in die Wochenstube gleich jener Nachtwächterfrau ein Schrecken widerfahren sei, dem sie in ihrem Zustande und bei ihrer zarteren Organisation nothwendig habe erliegen müssen. Da kein weibliches Wesen wieder in das Haus kam, welches die Stelle der Mutter hätte vertreten können, so mußte, nachdem die unumgängliche Säugamme entlassen war, die kleine Waise zwischen Köchin und Hausmagd aufwachsen, „die, Gott tröst es,“ sagte Tante Allmacht, „dort alle Halbjahr neue Gesichter haben! — Meine Stine,“ setzte sie hinzu, „die gute Creatur, hat freilich ein rundes Jahr in dem unseligen Hause ausgehalten, bloß um des lieben Kindes willen, das sich sogar sein bißchen Mittag in der

Küche betteln mußte. Wenn's Abend wurde, dann hat es freilich wohl der gutmüthige junge Mensch, der Archimedes, mit auf seine Stube genommen; da saß es dann auf einem Schemelchen und verschmaußte sein Butterbrot, und Stine hatte ihm auch mitunter noch ein Ei dazu gekocht. Sie war nicht bang, meine Stine, vor diesem Herrn Etatsrath; sie hat ihn manches Mal vor seiner alten Harmonika wieder auf die Beine gestellt, als der Musche Käfer das noch lange nicht gewagt hat; und bei solchem Anlaß hat sie's denn auch einmal durchgesetzt, daß das arme Kind aus der Klipperschule zum mindesten in die ordentliche Mädchenschule gekommen ist; denn sie hat ihm keine Handreichung thun wollen, bevor der musikalische Oger ihr nicht solches mit theuren Eiden zugeschworen hatte. Wohin die kleine Phia, ob sie nach rechts oder links ihren Schulweg nahm, darum hat das Ungeheuer sich nicht gekümmert; nur wenn zu Ende des Quartals das jetzt um etwas höhere Schulgeld gezahlt werden mußte, hat es einen argen Sturm gesetzt; denn der Herr Etatsrath hat es der treuen Magd in ihrem Lohne kürzen wollen; aber — sie wußte ihn zu bestehen, und um sein Getobe, darum quälte sie sich so viel, als wenn der Wind um unsere Ecke weht.“

So hatte Tante Allmacht wieder einmal geredet, als ich Tags darauf meinen ersten Mathematikunterricht bei Archimedes hatte. Er war eben beschäftigt, mir die außerordentliche Einfachheit des pythagoräischen Lehrsatzes auseinanderzusetzen, als sich die Stubenthür öffnete und ich zugleich eine junge lebhafteste Stimme rufen hörte: „Archi, hilf mir, ich kann das dumme Exempel nicht ...“

Ein feingebautes, etwa zwölfjähriges Mädchen mit zwei langen schwarzen Haarzöpfen stand im Zimmer; sie war, da sie einen Fremden bei ihrem Bruder sah, plötzlich verstummt und hielt diesem nur mit einer halb bittenden, halb verschämten Geberde ihre große Rechentafel hin.

„Wollen Sie nicht erst Ihrer Schwester helfen?“ sagte ich zu Archimedes, von dem mir derzeit das vertrauliche „Du“ noch nicht zu Theil geworden war.

Er entschuldigte sich höflich, daß er seine Schwester von dieser neuen Stunde noch nicht in Kenntniß gesetzt habe; dann winkte er sie zu sich. „Nun aber rasch, mein lieber kleiner Dummbart!“ sagte er und legte den einen Arm um das jetzt an seiner Seite stehende Mädchen, während sie ihr schwarzhaariges Köpfchen an das seine lehnte, als habe sie nun ihren ganzen kleinen Nothstand auf den Bruder abgeladen.

Archimedes hatte ihre Tafel vor sich auf den Tisch gelegt. „Du mußt aber auch hübsch selbst mit zusehen, Phia!“ sagte er, indem er bereits den Griffel in Bewegung setzte.

„Ja, Archi!“ Und sie sah für ein Weilchen gehorsam auf ihre Rechnerei herab, in welcher der Bruder unter stummem Kopfschütteln und manchem nicht zu unterdrückenden „Außerordentlich!“ eine ziemliche Verwüstung anzurichten begann.

Ich hatte indessen Muße, mir diese in ihrem Äußeren so ungleichen Geschwister zu betrachten. Das Mädchen erinnerte in keinem Zuge weder an den Bruder noch an den Vater; ihr schmales Antlitz war blaß — auffallend blaß; dies trat noch mehr hervor, wenn sie, noch zärtlicher sich an ihren Bruder drängend, unter tiefem Athemholen ihre dunklen Augen von der Tafel aufschlug, bis eine neue leise gesprochene Ermahnung sie hastig wieder abwärts blicken ließ. — „Das Kind einer todten Mutter,“ so hatte ich von einer alten feinen Dame ihr Äußeres einmal bezeichnen hören; meine Phantasie ging jetzt noch weiter: ich hatte vor Kurzem in einem englischen Buche von den Willis gelesen, welche im Mondesdämmer über Gräbern schweben; seit dieser Stunde dachte ich mir jene jungfräulichen Geister nur unter der Gestalt der blassen Phia Sternow; aber auch

umgekehrt blieb an dem Mädchen selber etwas von jenem bleichen Märchenschimmer haften.

„Nein, kleine Phia,“ hörte ich jetzt Archimedes sagen, „du wirst dein Lebenlang kein Rechenmeister!“

Ich sah noch, wie sie fast heimlich die Arme um den Hals des Bruders schlang; dann war sie, ich weiß nicht wie, verschwunden, und Archimedes hatte seine Augen zärtlich auf die geschlossene Stubenthür gerichtet. „Sie kann nicht rechnen,“ sagte er. „Außerordentlich; aber sie kann gar nicht rechnen!“

* *

*

Eine Art phantastischen Mitleids mit diesem Kinde hatte sich meiner bemächtigt. Ich begann wieder, wenn ich dort vorbeiging, durch die Plankenritzen in den etatsrätlichen Garten hineinzuspähen, hinter welchem sich ein wenig benutzter Fußweg mit dem Kirchhofsweg kreuzte. Und oftmals nach der Nachmittagsschulzeit, wenn die Gartenruhe des Herrn Etatsraths längst vorüber war, habe ich sie dort beobachtet; meistens in dem vom Hause abgelegeneren Theile, wo die an der Planke hingereichten Linden und eine Menge alter Obstbäume die darunter liegenden Rasenpartieen fast ganz beschatteten. Hier sah ich sie, in der niedrigen Astgabel eines Baumes sitzend, an einem Kranz aus Immergrün und Primeln winden; ich sah sie dann, da ich nach längerer Zeit denselben Weg zurückkam, das dunkle Köpfchen mit dem fertigen Kranze geschmückt, auf den schon dämmerigen Gartensteigen hin und wieder wandeln, die Hände in einander gefaltet, wie in heimlicher Glückseligkeit. Als es Herbst geworden war, sammelte sie wohl auch einen Apfel aus dem tiefen Grase und biß frisch hinein mit ihren weißen Zähnen; aber immer sah ich sie allein; niemals war eine Gespielin bei ihr, welche mit ihr in die saftigen Äpfel hätte beißen oder sie in ihrem Primelkranz hätte bewundern kön-

nen. Den letzteren hatte ich einige Tage nach seiner Anfertigung auf einem vernachlässigten Grabe des nahen Kirchhofs liegen sehen; es mochte ihr leid geworden sein, sich so für sich allein damit zu schmücken.

Aber auch in der Schule schien die Tochter des Etatsraths keine Genossin zu haben, wenigstens hatte ich mehrfach beobachtet, wie sie auf dem Heimwege mit ihrer schweren Büchertasche allein hinter dem plaudernden Schwarm einherging, der Arm in Arm die ganze Straßenbreite einnahm.

„Warum,“ sagte ich zu meiner Schwester, „läßt ihr Sophie Sternow so allein gehen?“

Sie sah mich mit ihren lebhaften Augen an. „Bist du plötzlich Sophie Sternows Ritter geworden?“

Beschämt, meine zarten Empfindungen verrathen zu haben, erwiderte ich nachlässig: „Ich meinte nur, sie thut mir leid; ist sie denn nicht nett?“

„Nett? Ich weiß nicht; ich glaube wohl, daß sie ganz nett ist.“

„Du sagst das ja, als wenn du Almosen austheiltest!“

„Nein, nein; ich kann sie ganz gut leiden, aber sie will nur immer meine Freundin werden!“

„Und warum willst du das denn nicht?“

„Warum? Ich habe ja schon eine; man kann doch nicht zwei Freundinnen haben!“

„So könntest du sie doch einmal zu dir einladen,“ sagte ich nach einigem Bedenken.

„Die Blasse scheint dir ja sehr am Herzen zu liegen!“ erwiderte meine Schwester mit einem unausstehlichen Anstarren.

„Ach, Unsinn! Sie dauert mich; ihr Mädchen seid hartherzige Creaturen.“

Nach diesem geschwisterlichen Zwiegespräche kam Archimedes' Schwester einige Male in unser Haus. Mit Genugthuung beobachtete ich, wie meine Mutter das schwächliche Mädchen zärtlich zu sich heranzog; es war unverkennbar,

daß diese sich dann Gewalt anthat, um nicht die ungewohnte Liebkosung mit allem Ungestim der Jugend zu erwidern. Im Übrigen war sie schüchtern, besonders wenn sie die Hand zum Abschied reichte; es schien sie dann zu drücken, daß sie nicht auch ihrerseits meine Schwester zu sich einladen konnte. Aber eines Sonntagvormittags erschien sie strahlend mit vor Freude gerötheten Wangen. „Ich soll dich einladen,“ sagte sie zu meiner Schwester; „ich darf noch Viele einladen; mein Vater hat es mir erlaubt!“

Und wirklich, der Herr Etatsrath hatte es erlaubt. Er hatte kürzlich herausgefunden, daß er eine Tochter habe, welche Abends, wo die gerötheten Augen ihm nicht selten ihren Dienst versagten, zum Vorlesen von Zeitungen und auch wohl amtlicher Actenstücke trefflich zu gebrauchen sei; dann hatte er sich auch fernerer Vaterpflichten entsonnen und schließlich seine Tochter aufgefordert, „die kleinen Fräulein“, welche mit ihr in die Schule gingen, auf den Sonntag zu sich einzuladen.

Nach geheimem Zwiesprach zwischen unseren Eltern wurde, wohl nicht ganz unbedenklich, meiner Schwester die Zusage gestattet, und Phia Sternow ging mit leuchtenden Augen weiter, um auch ihre übrigen Gäste einzuladen.

* * *

Der Tag verging. Als wir Übrigen im elterlichen Hause bei unserer Abendmahlzeit saßen und eben hin und her erwogen wurde, ob ich oder unser Kutscher meine Schwester von der etatsrätlichen Gesellschaft heimgeleiten solle, ging draußen die Hausthür, und die Besprochene stand plötzlich vor uns, den Hut etwas verschoben auf dem Kopfe, ihren Umhang über dem Arm.

„Da bist du?“ rief meine Mutter. „Ist die Gesellschaft denn schon aus?“

„Nein, Mutter ... noch nicht; ich bin nur fortgelaufen.“

„Fortgelaufen? — War's denn nicht gut sein dort?“

„O, ... ja, zuerst! Phia war reizend! Wir waren Alle im Garten; die Anderen spielten Greif um die großen Rasen; Phia und ich aber saßen ganz allein mit einander auf dem Altan; wißt ihr, da in der Ecke, wo man nach dem Kirchhof hinübersieht. Sie kannte all die kleinen Kindergräber und erzählte so wunderbare Geschichten von den todten Kindern; man sah sie ordentlich mit ihren kleinen blassen Gesichtern zwischen den Kirchhofsbäumen laufen; ihr könnt es euch nicht denken, so reizend und so unbeschreiblich traurig! Ich sah sie an und frug, ob sie das Alles doch nicht nur geträumt habe; da fiel sie mir um den Hals und küßte mich.“

Meine Mutter hörte theilnehmend zu; mein Vater sagte: „Das ist recht schön, Margrethe; aber vor den todten Kindern bist du doch nicht fortgelaufen!?“

Meine Schwester nickte ein paar Mal kräftig. „Wart nur, Papa! — Um acht Uhr, nach dem Abendessen — es war übrigens sehr gut; zuletzt Chocladepudding mit Vanillecrème —, da kam der Herr Statsrath zu uns in den Gartensaal. Es ist ganz gewiß, er mußte sich an eine Stuhllehne halten, als er uns seinen Diener machte; er ist so wunderbarlich gewachsen! Dann setzte er sich vor seinen Altar und spielte auf seiner Glasharmonika, und wir sollten danach tanzen. ‚Verstehet ihr Menuett, kleine Fräulein? Trä-lä-lalä-lalä-lalä!‘ Er sang das mit einer ganz fürchterlichen Stimme und sagte, es sei aus dem Don Juan. Aber wir konnten kein Menuett. ‚Immer zu Diensten der Damen!‘ rief er, und dann spielte er einen Walzer, und danach tanzten wir mit einander.“

„Wo war denn der gute Archimedes?“ frug ich dazwischen. „An dem hättet ihr doch wenigstens einen Herrn gehabt.“

„Der gute Archimedes? Ja, der kam auch einmal

herein und wollte mit mir tanzen; aber der Herr Etatsrath sagte, unsere Eltern würden es als sehr unschicklich vermerken, wenn er gestatten wollte, daß eine so junge männliche Person allein zwischen all den kleinen Fräulein tanze. Und so mußte er wieder zum Saal hinaus. Aber paßt nur auf, das Schlimmste kommt nun noch!“

Mein Vater lächelte doch. „Was war denn das, Margrethe?“

„Ja, glaub nur, es war schlimm genug! So eine riesengroße silberne Bowle, ganz voll von Punsch, und so stark, ich glaube, ich wurde schon vom bloßen Riechen schwindlig! Und dabei sagte der schreckliche Mensch: ‚Das ist ein wenig Zuckerwasser für die Damen!‘ Eigentlich, weißt du, Papa, es schmeckte ganz gut; aber ich mußte doch greulich danach husten, als ich nur eben davon nippte. Der Herr Etatsrath aber trank gleich drei Gläser nach einander, und er goß sich noch jedesmal etwas dazu aus einer kleinen Flasche, die er neben seinem Altar stehen hatte. — Und dann mußten wir wieder tanzen, und dann trank er auf unsere Gesundheit: ‚Die Rosen im Lebensgarten, die Damen leben hoch!‘ Sehr schön, nicht wahr? Wir mußten Alle mit ihm anstoßen, und dann füllte er sein Glas wieder, bis er zuletzt einen Kopf hatte wie eine Feuerkugel, — ganz greulich sah er aus! ‚Tanzet, kleine Fräulein, tanzet!‘ rief er immer; aber er konnte gar nicht mehr Tact halten; ich glaube gewiß, Papa, er war betrunken!“

„Ich glaube auch, Margrethe.“

„Ja, und wir waren auch so bange; wir saßen Alle in der weitesten Ecke, ganz über einander wie die Fliegen. Mich dauerte nur Bha — Papa, wenn ich solche Angst vor dir haben müßte, schrecklich! — Wie ein kleiner Geist stand sie vor uns und flehte uns ordentlich an: ‚Wollt ihr nicht mehr tanzen? O, bitte, versucht es doch noch einmal!‘ Sie streckte ihre Arme aus, daß Eine von uns sie aufneh-

men möchte, denn sie tanzte immer nur als Dame; als wir uns aber nicht aus unserer Ecke wagten, ging sie von der Einen zu der Anderen und bat uns um Verzeihung, wir möchten doch nicht böse sein, daß sie uns zu sich eingeladen habe. Und da wollten wir auch wieder tanzen, aber als wir eben ein wenig im Gange waren, da fing der schreckliche Etatsrath auf einmal an zu singen: „Was kommt dort von der Höh, was kommt dort von der Ledernen Höh?“ — Kennt ihr es? Ein ganz scheußliches Studentenlied! — Und dabei wurde er so hitzig, daß er sich das Tuch vom Halse riß und es dicht vor meine Füße schleuderte!“

„Und dann, Margrethe?“ frug mein Vater, als sie hochaufathmend innhielt.

„Dann? Ja, glaubt nur, daß ich mich erschrocken hatte! Dann — bin ich fortgelaufen. Hu! ich mußte ganz dicht bei dem fürchterlichen Mann vorbei; ich weiß noch selbst nicht, wie ich aus dem Saal gekommen bin.“

„Arme Phia!“ dachte ich in demselben Augenblicke, als meine Mutter diese Worte aussprach.

Mein Vater wiegte leise seinen Kopf und sagte nachdenklich wie zu sich selber: „Es geht doch nicht; das darf nicht wieder kommen.“

Und es ging auch nicht. Für Phia Sternow blieb dieses Fest mit ihren Jugendgenossinnen das einzige ihres Lebens.

* * *

Als endlich bei Beginn eines Sommersemesters auch die Zeit meines Abganges zur Universität heranrückte, verfiel Archimedes in eine große Traurigkeit; die Scene mit den kleinen Gläsern, da es nachher nicht mehr möglich war, hatte sich schon jetzt in einigen Variationen abgespielt, und das Mitleid bedrängte mich derart, daß es sich nothwendig in irgend einer heldenhaften That entladen mußte.

Bei dem Abschiedsbesuche, den ich Archimedes auf seinem oben nach dem Garten hinaus liegenden Zimmer abstattete, bot sich hierzu die günstigste Gelegenheit; denn da ich, während mein armer Freund schweigend auf und ab wandelte, ebenso stumm und erregten Herzens aus dem Fenster blickte, gewahrte ich drunten den Herrn Etatsrath, der, in einer großen Zeitung lesend, in seinem Gartenstuhle saß. Mein Entschluß war sofort gefaßt; ich nahm kurzen Abschied, drängte den verbindlichen Archimedes zurück, als er mich die Treppe hinabbegleiten wollte, ging dann aber statt auf die Straße hinten nach dem Garten und stand gleich darauf dem Herrn Etatsrath gegenüber.

Er schien trotz meines Grußes meine Anwesenheit nicht zu bemerken, wenigstens las er ruhig weiter, während ich ebenso ruhig, aber keineswegs mit besonderer Behaglichkeit, vor ihm stehen blieb. Endlich ließ er den Arm mit dem Zeitungsblatte sinken. „Was wollen Sie, mein Freund?“ sagte er. „Nicht wahr, Sie sind der Sohn des Justizraths so und so?“

Diese Worte sind nicht etwa eine Abkürzung seiner Rede; er sprach das wirklich, obgleich er mit meinem Vater längst in mannigfacher, mitunter vielleicht ein wenig heikler Geschäftsverbindung stand.

Etwas betroffen suchte ich meine Gedanken möglichst rasch zu ordnen und plaidirte dann auch mit allen Gründen des Kopfes und des Herzens und, wie ich mehr und mehr zu empfinden meinte, in siegversprechendster Weise für den Lebenswunsch des armen Archimedes.

Der Herr Etatsrath hatte mich ausreden lassen, dann aber winkte er mich näher zu sich heran und legte, nachdem ich Folge geleistet hatte, seine Hand schwer auf meine Schulter. „Junger Mann,“ begann er mit immer gewaltigerem Brustton, „Sie haben sonder Zweifel davon reden hören: vor meiner Zeit war hier kein Deich, der Stand hielt;

Menschen und Vieh erlosen gleich wie zu Noäh Zeiten; hier war nichts als Pestilenz und gelbes Fieber! Erst von mir, von dem Sie einst erzählen mögen, daß Sie den Mann mit eigenen Augen noch gesehen haben, datirt die eigentliche Ara unseres Deichbauwesens! Holländische Staatsingenieure wurden hergesandt, um die Construction meiner Profile zu studiren; denn es ist mein Werk, daß diese ehrenreiche Stadt sammt Ihnen, junger Freund, und dem Justizrath, Ihrem Vater, nicht Anno fünfundzwanzig von der Fluth verschlungen worden, und daß hier, wo ich jetzt die Ehre Ihrer Unterhaltung genieße, nicht Hai und Rochen mit einander conversiren! Aber“ — und die vorquellenden Augen verbaten sich jeden Widerspruch — „nach mir ist mein Sohn Archimedes der erste Mathematikus des Landes!“

Er zog seine Hand zurück und machte gegen mich von seinem Sessel aus eine Art unbehülflichen Entlassungscompliments.

Unwillkürlich erwiderte ich dasselbe und ging dann recht beschämt davon, in der, wie ich noch jetzt meine, wohlbe gründeten Überzeugung, daß meine grüne Beredsamkeit gegen diese Art denn doch nicht aufzukommen vermöge.

So blieb denn Archimedes abermals zurück, während ich voll muthiger Erwartung in das neue Leben hinaussteuerte.

* * *

Ich habe hier nicht von mir und meinem Studentenleben zu reden, sonst müßte ich erzählen, wie diese Erwartungen nur zum kleinsten Theil erfüllt wurden; denn die Leute, mit denen ich zusammentraf, erschienen mir, sei es durch ihre Persönlichkeit oder nur durch ihr derzeitiges Thun und Treiben, um einige Stufen niedriger als die, welche ich zurückgelassen hatte. So kam es, daß ich manchen Brief in meine Heimath sandte und wiederum von dort

empfang; auch Archimedes schrieb mir einige Male; sein Übergewicht an Jahren, seine treuherzige Anhänglichkeit boten für das ihm etwa Fehlende genügenden Ersatz, und seine Briefe waren so ganz er selber, daß ich beim Lesen ihn lebhaftig vor mir sah, den kleinen guten Mann mit seinem erbsengelben Haarpull, seinem verbindlichen Lächeln bei dem kriegerischen Ausblick seiner runden Auglein. Das freilich war die Hauptsache; denn seine Mittheilungen beschränkten sich auf die einfachen Vorkommnisse seines Lebens. Einmal aber, im Hochsommer, war eine neue Art der Unterhaltung für ihn aufgetommen. Der Herr Etatsrath hatte gegen irgendwelchen Ungehorsam seines Leibes den Gebrauch des „Erdbades“, wie er diese selbst erfundene Cur nannte, für nothwendig befunden; ob von jener nur allzu gründlichen Heilkraft unserer guten Mutter Erde ausgehend, ob in anderer Anleitung, mochte er selbst am besten wissen. Um aber zugleich die Günst der Seeluft zu genießen, ließ er sich — und es geschah dies einen um den anderen Tag — eine Stunde weit an den Strand hinausfahren, und da er hierbei außer dem Kutscher noch einer weiteren Hülfe bedurfte, so mußte Archimedes stets bei diesem aufsitzen. Unweit eines dort belegenen Dorfkruges, an einer Stelle, wo neben zwei im Sande steckenden Spaten bereits ein entsprechend tiefes Loch gegraben war, wurde Halt gemacht und der Herr Etatsrath aus dem verdeckten Wagen unter das Angesicht des Himmels herausgeschafft. Glücklicher Weise aber verschwand er unter dem eifrigen Schaufeln des Kutschers und eines bereitstehenden Arbeiters gleich darauf wieder in den Schoß der Erde, so daß nach vollbrachter Arbeit nur noch der braunrothe Kopf über der weiten Strandfläche hervor sah.

Die Wellen rauschten, die Möven schrieken, der Herr Etatsrath badete.

Dann folgte der zweite Theil der Cur. Das mächtige

Haupt drehte sich mühsam nach der Gegend des Dorfringes: „Sohn Archimedes,“ rief es, „eile jezo, deinen Vater zu erquicken!“

Auf diese pathetisch vorgebrachten Worte schritt Archimedes nach dem Krüge, wo unter den Flaschen auf dem Schenkregal eine mit der Aufschrift „Pomeranzen“ prangte. Nachdem er, wie nicht unbillig, sich zuvörderst selbst erquickt hatte, kehrte er eilig mit mehreren Gläsern dieses Tranfes an den Strand zurück und credenzte sie dort in gewohnter Zierlichkeit dem über unfindliche Säumniß scheltenden Haupte seines Vaters.

Damit war das Bad beendet; nur daß sich Alle dann noch nach dem Wirthshause begaben, wo der Herr Etatsrath sich eine letzte Stärkung nicht entgehen ließ; für Archimedes war von seinem Vater als das ihm angemessenste Getränk ein für alle Mal ein Glas Bier bestellt, welches er denn auch mit vieljagendem Lächeln zu sich nahm. Bei einer der letzten Fahrten aber geschah etwas Unerwartetes. „Sohn Archimedes,“ begann der Herr Etatsrath feierlich, als er nach genossenem Erdbade pustend in dem Flickenspolsterstuhle des Wirthes ruhte, „heute, als an deinem sieben- undzwanzigsten Geburtstage, darfst auch du wohl einmal von diesem Tranke kosten, welcher den Jünglingen Verderben, den Männern aber Labjal ist!“

Herablassend winkte seine schwere Hand dem Wirth; dieser aber, während er den braunen Saft ins Glas goß, warf einen verständnißvollen Blick auf Herrn Archimedes, sodann auf eine hübsche Reihe von Kreidestrichen, welche an der Stubenthür verzeichnet standen.

Der Zusammenhang dieser Geberden wurde völlig klar, als später, nachdem die Beche des Etatsraths in hergebrachter Weise durch den Kutscher berichtigt worden, auch Archimedes seine damals gerade wohlgefüllte Börse zog und hierauf jene Striche sämmtlich von der Thür verschwanden.

Er hatte diese Vorgänge in jenem harmlos heiteren Ton erzählt, der im persönlichen Verkehr mich immer freundlich anzusprechen pflegte; gleichwohl entfinne ich mich, daß ich derzeit diesen Brief nicht ohne ein Gefühl von Unbehaglichkeit bei Seite legte. Vorübergehend kam mir auch wohl die Frage, weshalb denn der Herr Etatsrath nicht sein Factotum Käfer statt des ihm ferner stehenden Sohnes bei diesen Badefahrten mit sich führe; aber freilich, der Schlingel mochte es schon verstanden haben, sich von solchen Diensten frei zu machen.

* *

Ein Jahr war dahingegangen, die Ferienzeit war fast verstrichen, und die anderen Studenten waren längst schon heimgereist; durch mancherlei Umstände aber war es gekommen, daß ich nur die letzten Tage vor Beginn des neuen Sommersemesters im elterlichen Hause verleben konnte. Als ich eintraf, sah ich wohl, daß Archimedes schon unter dem grauen Gespinnst der Abschiedsstimmung einherwandelte. „Asche, Asche, lieber Freund!“ rief er sogleich nach der ersten Freude des Wiedersehens. „Um ein paar Tage seid ihr Alle wieder fort: und schau nur her!“ — er hob das spärliche Haar von seinen Schläfen — „da kommen schon die silbernen! Wenn ihr wiederkehrt, ihr werdet einen alten Mann dann finden!“

Und freilich, ein paar weiße Härchen zeigten sich, und der kurze Rest der Ferien ging rasch zu Ende. Es wurde indessen anders, als irgend Einer es erwarten konnte.

Ich weiß nicht sicher, ob Archimedes immer einen schwarzen Frack und einen glatt gebürsteten Cylinder trug; ich glaube es fast; unvergeßlich ist mir, wie ich ihn so am letzten Tage vor der Abreise zu mir in die Stube treten sah, während ich am Fußboden knieend meinen Koffer packte.

Archimedes sagte nichts, er ging nur, sein Stöckchen schwingend, mit sehr elastischen Schritten auf und ab; dann räusperte er sich ein paar Mal, machte seine exactesten Kopfbewegungen, aber sagte wieder nichts.

„Nun?“ rief ich.

„Nun?“ rief Archimedes.

Ich faßte ihn jetzt recht fest ins Auge; aber in meinem Leben habe ich nicht so die Freude auf einem Menschenantlig ausgeprägt gesehen.

„Archimedes,“ rief ich, „was ist geschehen?“

Er räusperte sich noch einmal; er schien zu geizen mit der gleichwohl stumm von seinen Lippen redenden Glücksbotschaft. „Lieber Freund,“ sagte er endlich mit erkünstelter Trockenheit und tickte mit seinem Stöckchen mich leise auf der Schulter; „ich möchte nur bescheiden bei dir anfragen, ob morgen noch ein Plätzchen auf deines Waters Wagen offen ist?“

Ich erhob mich von meinem Koffer und betrachtete meinen kleinen Freund, der mit seinem Stöckchen wippte, als ob er ein muthiges Pferd besteigen wolle.

„Wart nur,“ sagte ich, „wie viele sind wir denn? Peter Krümp, der Rankauer, Jochen Fürchterlich — — freilich, es ist just ein Platz noch offen! Willst du uns begleiten, oder ... am Ende gar? Hat der Alte herausgerückt?“

„Halt!“ rief Archimedes. „Bester Freund, du sollst noch Rathsherr werden!“ Und damit zog er seine bekannte grüne seidene Börse aus der Tasche, deren außerordentlicher Umfang mir heute zum ersten Male recht erkennbar wurde, und setzte daraus einen Stapel blanker Speciesthaler nach dem anderen auf den Tisch. „Schau her!“ rief er; „hier Collegien-gelder, für die du kein Verständniß hast; dann in schwindender Proportion, hier für eine Kneipe in der Wolfschlucht, hier für den etwas mageren Kosttisch, an dem die Theologen füttern!“ Er warf mit kurzem Lachen seinen

Kopf zurück und sah mich ganz verwegen an. „Ja, ja, Bester, ich fürchte mich nicht vor den zähen Pfannekuchen und werde sie keineswegs wie gewisse Leute so schnöde an die Stubenthüren nageln! Und somit, das erste Semester wäre in Sicherheit!“

Auf einmal begann er, sein Stöckchen schwingend, wieder auf und ab zu wandeln; sein Gesicht hatte einen ernsten, fast sorgenvollen Ausdruck angenommen.

„Woran denkst du, Archimedes?“ frug ich.

„Um, im Grunde nicht so außerordentlich!“ und er setzte noch immer seinen Spaziergang fort. „Meine arme kleine Schwester; sie hatte an mir doch einen Kameraden!“

Ich schwieg beklommen, denn auch mit meiner Schwester hatte der Verkehr ja aufgehört.

„Ich weiß wohl,“ fuhr er fort; „der Alte ist ja eigenthümlich; das ist kein Haus für junge Damen.“ Er schwieg plötzlich und schneuzte sich heftig mit seinem großen rothseidenen Taschentuche.

„Archimedes,“ sagte ich, „die Mädchen könnten ja doch hier zusammenkommen! Mutter und Schwester haben deine Phia beide gern.“ Ich sagte das aufs Gerathewohl; ich konnte nicht anders.

Er blieb stehen. „Ist das dein Ernst? Darf ich es ihr sagen?“ rief er lebhaft.

„Gewiß darfst du das.“

Seine Augen leuchteten ordentlich. „Trefflich! trefflich!“ rief er und drückte mir die Hand. „Freilich, wenn der Alte sie nur fahren läßt! Abends muß sie ihm vorlesen, bis ihr die Brust weh thut; sie ist nicht stark, die kleine Phia. Und Tages . . . nach ihrer Confirmation ist gleich die eine Dienstmagd abgeschafft; sie hat so viel zu thun, das arme Ding. Aber gewiß, ich werd's ihr sagen; nun wird die Reise viel fröhlicher von statten gehen!“

Aber Archimedes hatte noch ein Bedenken oder wenig-

stens noch einen Widerhaken im Gemütthe; und ich war nun einmal sein Vertrauter.

„Weißt du auch,“ begann er wieder, „wem ich diese außerordentliche, ja ganz unglaubliche Erfüllung meines Wunsches zu verdanken habe?“

„Ich denke, deinem Vater,“ erwiderte ich, „du sagtest es ja schon.“

Archimedes vollführte einen scharfen Hieb mit seinem Stöckchen durch die Luft. „Freilich, Bester; aber . . . der Günstling, der Haus- und Cassenverwalter Käfer hat es hinter meinem Rücken bei dem Alten durchgesetzt; die Sache ist ganz sicher, Phia hat es mich versichert; sie hält diesen Käfer für den besten aller Menschen! Siehst du, das wurmt mich; ich mag dieser Creatur nichts zu verdanken haben.“

„Nun,“ sagte ich — ich weiß nicht, wie es mir eben auf die Zunge kam — „vielleicht hast du ihm auch nichts zu danken; vielleicht mag's ihm selber daran liegen, dich aus dem Hause los zu werden.“

Archimedes starrte mich fast erschrocken an. „Du jagst es!“ rief er; „aber ich habe auch schon daran gedacht! Nur wüßte ich eigentlich nicht, warum; ich habe mich nie darum gekümmert, wie aus des Alten Schatulle das Silber in seine Tasche fließt; glaubt er indessen, durch meine Abwesenheit diesen Strom noch zu verstärken, basta! so möge er seinen Lohn dahin haben!“

Damit war unsere Unterhaltung zu Ende. „Auf morgen denn!“ rief Archimedes in seiner alten Fröhlichkeit; die Ausprägung jenes letzten Gedankens schien seine Bedenklichkeiten ganz verscheucht zu haben. Und auch mir schien damit Alles erklärt zu sein; denn Herr Käfer mußte augenscheinlich nicht wenig Geld verbrauchen. Er kleidete sich gut, man konnte sagen, mit Geschmack; er ließ sich auch sonst nichts abgehen. Trotz seines noch immer etwas weibischen Gesichtes machte

er keine üble Figur, so daß alte Damen ihn einen feinen jungen Menschen nannten; auch ich selber wäre vielleicht weniger dagegen gewesen, wenn ich ihn mir nicht zehn Jahre früher durch die Planke so genau betrachtet hätte. Er war unablässig bemüht, sich in die bessere Gesellschaft einzudrängen, und hatte es sogar fertig gebracht, mit einer Anzahl von drei weißen Kugeln von der Harmoniegesellschaft zurückgewiesen zu werden. Und somit machte auch ich mir keine weiteren Gedanken.

* * *

Am Tage darauf, am schönsten Junimorgen, fuhren wir Studenten ab. Archimedes war anfänglich etwas still. „Ein harter Abschied,“ flüsterte er mir zu und drückte krampfhaft meine Hand. Aber die Abschiedsstimmung hielt nicht Stand; am Waldesrande, etwa eine Meile hinter unserer Vaterstadt, sprangen wir Alle vom Wagen und schmückten Pferde und Geschirr mit frischem Buchengrün, uns selbst nicht zu vergessen. Der junge Kutscher meines Vaters, „Thoms Knappe“ von uns genannt, hatte die Fahrt schon mehrfach mitgemacht; er kannte alle unsere Lieder und sang mit seiner klingenden Tenorstimme frisch dazwischen, als es jetzt wieder in das freie Land hinausging. Ich entsinne mich kaum einer Reise, wo mir die Sonne so ins Herz gelacht hätte; es war aber auch nicht allein die Sonne: zur Seite des rollenden Wagens flogen die hellsten Genien des Lebens, Hoffnung und Jugend, mit ihrer weithin leuchtenden Aureole.

Auf der Hälfte des Weges, in dem großen baumreichen Dorfe, wo man im Vorüberfahren in des Hardevogts Garten den kleinen Springbrunnen mit der goldenen Kugel spielen sah, vor dem stattlichen Wirthshause, dem der mit dunklen Tannen bestandene Hügel gegenüberlag, wurden die dampfenden Pferde abgeschirrt und den Herren Studenten

das helle Staatszimmer zur Mittagstafel eingeräumt. Und bald auch saßen wir Alle, Thomas Knappe nicht ausgenommen, um den sauber gedeckten Tisch; glänzende Schinkenschnitte, Eier und Eierkuchen, und was sonst noch in den hochbeladenen Schüsseln aufgetragen wurde, verschwand mit unglaublicher Geschwindigkeit. Buttermilch wurde nicht getrunken, vielmehr kann nicht verschwiegen werden, daß neben jedem Teller ein tüchtiges Glas Grog seinen erquickenden Dampf versandte, während zur Tafelmusik Finken und Rothschwänze drüben aus den Tannen schlugen.

Mit einem unsäglich frohen Angesicht saß Archimedes neben mir; er schien Alles, was ihn daheim belastet hatte, hinter sich geworfen zu haben; so oft er mit vergnügtem Lächeln sein dampfendes Glas zum Munde führte, machte er seine kriegerischsten Augen, als wollte er sagen: „Leben, wo bist du? Komm heraus; wir wollen dich bestehen!“ Und „Profit! Profit, Archimedes!“ klang es von allen Seiten.

Einige Tage nach unserer Ankunft in der Stadt der alma mater, da ich auf meinem Zimmer mich eben mit dem räthselvollen Capitel der Correalobligationen plagte, stand Archimedes plötzlich vor mir; er nickte mir zu, hob sich auf den Fußspitzen und drückte den Kopf in den Nacken, als fordere er mich heraus, ihn zu betrachten.

„Alle Wetter, Archimedes!“ rief ich; „wo hast du dir dies strahlende Angesicht geholt?“

Er hob den Kopf noch höher aus den spitzen Watermördern. „Nur drei Häuser weit von hier, lieber Freund; von dem rectore magnifico! Ich bin Student, immatriculirt — data dextera — der alte Celeberrimus in Schlafrock und Pantoffeln! Wahrhaft rührend, ganz erhebend! Aber,“ fuhr er fort, indem er sich zum Fenster wandte, „dein Spiegel hängt auch ganz verteufelt hoch!“ Und damit nahm er mir mein dickes schweinsledernes corpus juris vor der Nase

fort und legte es als Schemel auf den Fußboden; nachdem er also seiner Kürze nachgeholfen, betrachtete er sich in der fleckigen Spiegelscheibe mit augenscheinlichem Behagen. „Student!“ sagte er noch einmal. „Meinst du nicht auch, der Schnurrbart ist in den kurzen acht Tagen doch schon hübsch gewachsen! Vivat der Alte! Weißt du, wir wollen heute Abend seine Gesundheit trinken; ich werde sehr guten Stoff besorgen. Nicht so, du willst doch? Der Alte hat es in der That verdient!“

„Freilich will ich,“ erwiderte ich; „sage nur auch die Anderen an, alles Übrige werde ich besorgen.“

„Trefflich, trefflich!“ rief Archimedes. „Aber hier hast du dein corpus juris wieder; ich muß zunächst nun meine mathematica belegen; denn, lieber Freund, es soll höllisch jetzt geochst werden!“

Wie tanzend schritt er nach der Thür, nachdem er mir ein paar Mal muthig zugewinkt hatte; plötzlich aber hielt er inne. „Weiß der Henker,“ sagte er; „ich muß immer wieder an diesen Schuft, den Käfer, denken! Er ist nicht mal ein ordentlicher Käfer, höchstens ein Insect der siebenten Ordnung, so eine Schnabelkerfe oder dergleichen etwas!“

Meine Gedanken waren schon wieder bei den Correalobligationen. „Was kümmert dich der Bursche,“ sagte ich obenhin; „der ist ja weit von hier!“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Archimedes, indem er aus der Thür ging; „wir wollen die Naturgeschichte ruhen lassen.“ — —

Die kleine Aneiperei ging dann auch am Abend zur Herzensberuhigung unseres Freundes in bester Heiterkeit von Statten; als wir aber feierlich die Gesundheit seines Alten tranken, flüsterte er mir ganz ergrimmt ins Ohr: „Und daß er bald der Schnabelkerfe einen Fußtritt gebe!“ dann stürzte er sein volles Glas herunter.

Es ist mir später klar geworden, daß in Betreff jenes

Menichen eine unbestimmte Furcht in seiner Seele lag, die er selber freilich nicht mehr bestätigt sehen sollte. Im weiteren Verlaufe des Semesters erwähnte er desselben nicht wieder; seine Arbeiten mochten diese Dinge bei ihm zurückgedrängt haben; denn seiner Ankündigung gemäß betrieb er diese vom Morgenroth bis in die Mitternacht hinein.

*
*
*

Bei Beginn der Herbstferien reiste Archimedes nach Hause, weil mit dem Semester auch seine dafür berechnete Cassie ihr Ende erreicht hatte; ich blieb noch, um unter Benützung der Universitätsbibliothek eine bestimmte Materie durchzuarbeiten. Erst kurz vor dem Wiederbeginn der Collegien folgte auch ich, um wenigstens ein paar Tage mit den Meinen zu verleben.

Archimedes fand ich besonders heiter und in großer Regsamkeit. „Du kommst verteuft spät, lieber Freund!“ rief er mir entgegen; „aber der Alte ist splendid gewesen, ich reise wieder mit euch! Übrigens ...“ Und nun erfuhr ich, daß am letzten Tage noch ein Ball stattfinden solle, den ich nicht versäumen dürfe; seine kleine Phia würde auch erscheinen.

Dann schwieg er eine Weile und sah mit seinem kindlichen Lächeln zu mir auf. „Weißt du, lieber Freund,“ begann er wieder, „ich habe dabei auf dich gerechnet! Sie hat noch keinen Ball besucht; sie hat daher nicht so ihre gewohnten Tänzer wie die Anderen; nicht wahr, du hilfst mir, sie gleich ein wenig mit hineinzubringen?“

Ich dachte plötzlich wieder an die Willis. „Deine Schwester muß ja bezaubernd tanzen,“ jagte ich. „Wie wär's mit Polonaise und Cotillon? Willst du meine Bitte überbringen?“

Archimedes drückte mir die Hand. „Trefflich, trefflich,

lieber Freund! Aber nun muß ich zum Schuster, ob meine neuen Lackirten doch auch fertig sind!“ — —

Am Morgen des Festabends waren wir Alle in Bewegung; die Einen, um Handschuhe oder seidene Strümpfe einzukaufen — denn Archimedes war der Einzige, der stets in Lackstiefeln tanzte — die Anderen, um bei dem Gärtner einen heimlichen Strauß für die Angebetete zu bestellen. Diese Letzteren belächelte Archimedes, indem er sanft den Kopf emporshob; er hatte niemals eine Herzdame, sondern nur eine allgemeine cavaliermäßige Verehrung für das ganze Geschlecht, worin er vor Allem seine Schwester einschloß. Ich entsinne mich fast keiner Schlittenpartie, wobei sie nicht die Dame des eigenen Bruders war; es schien bei solchem Anlaß, als möge er sie keinem Dritten anvertrauen; sorgsam vor der Abfahrt breitete er alle Hüllen um und über sie, während das blasse Gesichtchen ihn dankbar anlächelte; und ebenso sorgsam und ritterlich hob er bei Beendigung der Fahrt sie wieder aus dem Schlitten.

So war denn Archimedes zum Festordner wie geschaffen und auch diesmal dazu erwählt worden. Als ich, wie gewöhnlich sein Gehülfe bei solcher Gelegenheit, am Vormittag des Festes in den Ballsaal trat, wo noch Einiges mit dem Wirth zu ordnen war, fand ich ihn mit diesem bereits in lebhafter Unterhandlung. „Vorzüglich, ganz vorzüglich!“ hörte ich ihn eben sagen; „also noch ein Duzend Spiegellampetten an den Wänden, damit die Toiletten der Damen sich im gehörigen Lüstre präsentiren, und, Liebster, nicht zu vergessen die bewußten Draperien, um auch die Musikantenbühne in etwas zu verschönern!“

Während der Wirth sich entfernte, schritt Archimedes auf mich zu, der ich am anderen Ende des Saales die Tischchen mit den Cotillonraritäten revidirte; aber der Ausdruck seines guten Gesichts schien den heiteren Worten, die ich erst eben von ihm gehört hatte, wenig zu entsprechen.

„Was fehlt dir, Archimedes?“ frug ich. „Deine Schwester ist heute Abend doch nicht abgehalten?“

„Nein, nein!“ rief er. „Sie wird schon kommen, und wenn auch erst um zehn Uhr, nachdem der Alte zur Ruhe gegangen ist; aber ich denke sie noch früher loszuneseln!“

„Nun also, was ist es denn?“

„O, es ist eigentlich nichts, lieber Freund; aber dieser Käfer, der Herr Hausverwalter! Ich glaube, das arme Ding fürchtet sich ordentlich vor ihm. Stelle dir's vor, er unterstand sich heute, auf mein Zimmer zu kommen und uns Beiden zu erklären, der Herr Etatsrath werde das sehr übel vermerken, wenn das Fräulein auf den Ball ginge; und das Fräulein hing so verzagt an seinem unverschämten Munde; es fehlte nur noch, daß er ihr geradezu den Ball verboten hätte!“

Archimedes zuckte mit seinem Stöckchen ein paar Mal heftig durch die Luft. „Ich werde diesem Käfer noch die Flügeldecken ausreißen!“ sagte er und machte seine Officiersaugen. „Der Mensch unterstand sich sogar, mich bei meinem Vornamen anzureden; da habe ich ihm denn seinen Standpunkt klar gemacht und ihn hierauf sanft aus der Thür geschoben; siehst du“ — und er erhob den Arm — „mit dieser meiner eigenen Hand, die leider ohne Handschuh war!“ Er ging ein paar Mal auf und nieder. „Zu toll, zu toll!“ rief er. „Während meiner Philippika hatte das Kind mich fortwährend am Rock gezupft; nun der Burische fort war, bat sie mich unter Thränen, sie doch zu Haus zu lassen. Aber sie soll nicht; sie soll auch einmal wie Andere eine Freude haben; und sie hat mir's denn endlich auch versprochen.“

Archimedes steckte beide Hände in die Taschen und blickte eine Weile schweigend gegen die Saaldecke. „Das arme Ding,“ sagte er; „sie hatte so ein Paar große erschrockene Kinderaugen! Wenn der Halunke es sie später

nur nicht entgelten läßt! Nun am Ende, wir sind denn doch nicht aus der Welt!“

Und allmählich beruhigten sich seine Gesichtszüge, und sein gutes Lächeln trat wieder um seinen wohlgeformten Mund. „Aber noch Eines, lieber Freund,“ begann er aufs Neue; „ich weiß, du bist auch so etwas für die Blumensträuße, und du meinst es stets aufs trefflichste; aber — sende ihr keinen! Nicht um meiner Grille halber, es würde sie ja wohl erfreuen; es ist nur — in unserem Hause paßt das mit den Blumensträußen nicht. Aber komm und hilf mir; die kleine Phia soll denn doch nicht ohne Blumen auf den Ball!“

Und dann gingen wir mit einander fort und kauften die schönste dunkelrothe Rose für das schwarze Haar des blaffen Mädchens.

* * *

Meine Schwester war von einem leichten Unwohlsein befallen; so kam es, daß ich Abends allein und erst kurz vor Beginn des Tanzes in das Vorzimmer des Ballsaales trat.

Archimedes kam mir schon entgegen. „Ah!“ rief er, „vortrefflich, daß du da bist! Nun wollen wir auch sofort beginnen!“

Aber ich hielt ihn noch zurück. „Einen Augenblick!“ sagte ich; „ich muß mir erst die Handschuh knöpfen.“ In Wahrheit aber wollte ich ihn selber nur betrachten; dieser kunstvoll frisirte Haarpull, der kohlschwarz gewichste Schnurrbart, dazu das fröhliche und doch gemessene Werfen des Kopfes, das elegante Schwanken des kleinen Chapeau-claque — in Wahrheit, er imponirte mir noch immer.

„Deine Schwester ist doch drinnen?“ frug ich dann, nach der offenen Thür des Saales zeigend, indem ich mich zugleich für vollkommen tanzfähig erklärte.

Er drückte mir die Hand. „Alles in Ordnung, lieber Freund!“

Als dann gleich darauf die Musik einsetzte, schritt Archimedes erhobenen Hauptes in den Saal, und ich folgte ihm, um meiner Dame zur Polonaise die Hand zu reichen. Aber sie war nicht unter ihren Altersgenossinnen, die am anderen Ende des Saales sich wie zu einem Blumenbeet zusammengeschart hatten; ich fand sie gleich am Eingang bei einem mir unbekanntem, unschönen und plump gekleideten Mädchen sitzend. Sophie Sternow trug ein weißes Kleid mit silberblauem Gürtelbande; das glänzende, an den Schläfen schlicht herabgestrichene Haar war im Nacken zu einem schweren Knoten aufgeschürzt; aber weder die Rose, welche ihr Bruder unter meinem Beirath Vormittags für sie gekauft hatte, noch sonst ein Schmuck, wie ihn die Mädchen lieben, war daran zu sehen.

Ein leichtes Roth flog über ihr Antlitz, als ich auf sie zutrat. „Freund Archimedes,“ sagte ich, „wird mir hoffentlich den Tanz gesichert haben; ich möchte nicht zu spät gekommen sein.“

Ein flüchtiger Blick aus ihren dunklen Augen streifte mich. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie fast demüthig, indem sie, mich kaum berührend, ihre Hand auf den ihr dargelegten Arm legte, „aber auch ohnedies wären Sie nicht zu spät gekommen.“

Ich hatte sie lange nicht gesehen; aber Archimedes irrte, das waren keine Kinderaugen mehr.

Wir tanzten dann, und ich würde noch jetzt sagen, daß sie trefflich tanzte; nur empfand ich in ihren anmuthigen Bewegungen nichts von jener frohen Kraft der Jugend, die sonst in den Rhythmen des Tanzes so gern ihren Ausdruck findet. Dies und die etwas zu schmalen Schultern beeinträchtigten vielleicht in etwas die sonst so eigenthümlich schöne Mädchenerscheinung.

Nach beendigtem Tanze führte ich sie an ihren Platz zurück, und sie setzte sich wieder neben das häßliche Mädchen, welches von Niemandem aufgefordert war und jetzt froh schien, wenigstens für den Augenblick aus seiner Verlassenheit erlöst zu werden. Als ich in dem Gewirre der sich auflösenden Paare Archimedes zu Gesicht bekam, konnte ich die Frage nicht unterlassen, ob er denn die Rose von heute Morgen seiner Schwester nicht gegeben habe.

„Freilich, freilich!“ erwiderte er, indem er zugleich einen Inspectionsblick in dem Saal umherwarf; „aber die Kleine scheint auf einmal eigensinnig geworden; sie wollte keine Blumen tragen; sie konnte nicht einmal sagen, weshalb sie es nicht wollte; sie bat mich flehentlich um Verzeihung, daß sie es nicht könne; denn, in der That, ich wurde fast ein wenig zornig! — Nun, lieber Freund,“ setzte er in munterem Ton hinzu, „die Damen haben ihre Damen, und jetzt werde ich selber mit der kleinen Dame tanzen!“

Während er dann zunächst noch zu den Musikanten ging, blickte ich im Saal umher. Die blassere Phia Sternow war die Einzige, deren junges Haupt mit keiner Blume geschmückt war; in dem duffweißen Kleide mit dem Silbergürtel erschien sie fast nur wie ein Mondenschimmer neben ihrer plump geputzten Nachbarin. Und wieder mußte ich an die Willis denken, und jenes phantastische Mitgefühl, das ich als halber Knabe für sie empfunden hatte, überkam mich jetzt aufs Neue. Dies verleitete mich auch, als ich später mit der Busenfreundin meiner Schwester im Contretanze stand, diese etwas männliche Brünette mit ziemlich unbedachten Vorwürfen wegen einer solchen, wie ich mich ausdrückte, absichtlichen Trennung von der früheren Schulgenossin zu überhäufen. Hatte ich doch mit steigender Erregung wahrgenommen, daß keine der hiesigen jungen Damen sie begrüßte, wenn sie an ihrem Platz vorübergingen, ja daß eine derselben mit plötzlicher Bewegung den Kopf zur Seite

wandte, da sie unerwartet in der Tanzkette ihr die Fingerspitzen reichen mußte.

Schon während meiner Rede hatte ich bemerkt, daß meine Tänzerin eine kriegsbereite Haltung annahm. „Sprechen Sie nur weiter!“ sagte sie jetzt, als ich zu Ende war; „ich höre schon.“ Und dabei trat sie einen Schritt zurück, als wolle sie mich besser Aug in Auge fassen.

Als ich hierauf noch einmal betonte, was nach meiner Meinung in diesem Falle vorzubringen war, ließ die schöne Braune mich ruhig ausreden; dann sagte sie mit einer Gemessenheit, die seltsam zu dem jungen Munde stand: „Ich verstehe das Alles wohl; aber finden Sie nicht selbst, daß es Fräulein Sternow völlig frei steht, unsere Gesellschaft aufzusuchen, wenn sie anders meinen sollte, daß sie noch dahin gehöre?“

„Dahin gehöre?“ Ich wiederholte es fast erschrocken. „Sie wollen doch die Ärmste nicht für ihr väterliches Haus verantwortlich machen?“

Fräulein Juliane — so hieß die schöne Männin — zuckte nur die Achseln; gleich darauf mußten wir tanzen. Als wir wieder auf unserem Platz standen, gewahrte ich die Besprochene in der anderen Reihe neben uns, und so konnte das Gespräch nicht wieder aufgenommen werden. Zu meiner stillen Genugthuung bemerkte ich indessen, daß Phia Sternow von den Tänzern nicht vergessen wurde, wenn diese auch meist nur aus den Freunden ihres Bruders und diesem selbst bestanden. Sie erschien mir jetzt, da der Tanz ein leichtes Roth auf ihre Wangen gehaucht hatte, so über Alle schön, daß ich fast laut zu mir selber sagte: „Der Meid; es ist der Meid, der sie verfehmt.“

Die Hälfte des Abends war vorüber, der Cotillon, der Tanz, wo es gilt, die Pausen zu verplaudern, führte mich wieder mit ihr zusammen. Den vorhergehenden Walzer hatte ich in einem Anfälle von Barmherzigkeit mit ihrer

unschönen Nachbarin getanzt, und Sophie Sternow hatte mich, da ich sie von ihrer Seite holte, mit einem dankbaren Lächeln angeblickt, dem einzigen, das ich an diesem Abend auf ihrem jungen Antlitz sehen sollte. „Wer ist das Mädchen?“ frug ich jetzt. „Sie scheint eben keine beliebte Tänzerin.“

Phia blickte flüchtig zu mir auf. „Sie ist eine Fremde,“ sagte sie dann; „sie hat hier keine Freunde.“

Sie schwieg, und ich suchte nach einem anderen Unterhaltungsstoff. Was aber sollte ich reden, ohne bei der Armlosigkeit dieses Lebens anzustoßen! Da begann ich von ihrem Bruder, von seinem redlichen Fleiße, von unserem treuen Zusammenhalten. Nur aus den geöffneten Lippen und den regungslos auf mich gerichteten Augen erkannte ich, mit welcher Theilnahme sie meinen Worten folgte; aber auch jetzt brach kein Lächeln durch den leidenden Ernst dieser jungen Züge.

„Fräulein Sophie,“ sagte ich, „ich weiß es, Sie haben durch den Fortgang dieses Bruders viel verloren!“

Ein kaum hörbares „Ja“ war die Antwort. Als ich aber dann, des aufs Neue bevorstehenden Scheidens gedenkend, hinzufügte: „Diesmal werden Sie ihn schon nach ein paar Monden wiederhaben!“ da schloß sie die Augen, als wolle sie in keine Zukunft blicken, und hielt ihr Antlitz wie das einer schönen Todten mir entgegen.

„Fräulein Sophie!“ erinnerte ich leise, denn ich sollte meine Dame zu dem mit Blumensträußen gefüllten Körbchen führen.

Sie schlug langsam die Augen wieder auf, und wir tanzten diese und noch manche andere Tour; gesprochen aber haben wir nicht viel mehr mit einander.

Gern hätte ich noch vor der gemeinschaftlichen Abreise am anderen Morgen meine Schwester über die Vorgänge des verflossenen Abends ausgeforscht; aber der Wagen hielt

schon früh um fünf Uhr vor dem Hause, und ihres Unwohlseins halber durfte sie nicht wie sonst das letzte Viertelstündchen beim Morgenthee mit mir verplaudern.

* *

*

Es kann endlich nicht länger verschwiegen werden, daß Archimedes während der langen Wartezeit daheim auch bei anderen als den bisher erwähnten Anlässen mit jenen kleinen Gläsern in Berührung gekommen war. — Im Hinterstübchen eines Gasthofes, wo sonst nur die Leute aus der Marsch ihre Anfahrt hielten, pflegte sich ein paar Mal wöchentlich ein Kleeblatt älterer Männer zusammenzufinden, sämmtlich voll mannigfacher Welterfahrung und scharfer rückwärtsloser Beurtheilung aller übrigen Menschen. Bei einer Pfeife Petit-Canastens und einem Gläschen feinsten und nur in diesem Stübchen zum Ausschank kommenden Pomeranzens-Liquors, das ohne Bestellung vor Jedem hingestellt und ebenso erneuert wurde, verstanden sie es, die respectabelsten Häupter der Stadt in so einseitige Beleuchtung zu rücken, daß sie Jedem als die lustigsten Caricaturen erscheinen mußten. Diesen Leuten, welche in halbem Bruche mit der übrigen Gesellschaft sich selbst genug waren, hatte im letzten Winter Archimedes sich als Bierter angeschlossen, nachdem er eines Nachmittags mit dem Hauptwortführer, einem früheren Offizier, auf der Eisfläche des Mühlenteiches in allen Kunstformen des Schlittschuhlaufs gewetteifert hatte.

Zwar hatte er, als dann Abends im Hinterstübchen des Gasthofes die bestbelumdeten Honoratioren in so possenhafter Verwandlung vorgeführt wurden, anfänglich sein gutmüthiges Haupt geschüttelt; das Gläschen, welches auch ihm gesetzt und gefüllt wurde, war für ihn durchaus nothwendig, um nur die spaßhafte Seite dieses Puppenspiels zu sehen; aber freilich, das Mittel schlug auch an, und so kam es,

daß er an den betreffenden Abenden meist schon als der Erste des nunmehrigen Bierblattes vor seinem Gläschen saß, in ungeduldiger Erwartung, daß mit dem Erscheinen der drei anderen Gäste das Stück aufs Neue beginnen möge. Er bedurfte eben eines kräftigeren Anreizes, als der Verkehr mit den ihm immer grüner erscheinenden Gelehrtenschülern ihm zu bieten vermochte.

Daß eine eigentliche Neigung zum Trinken in Archimedes steckte, habe ich nie bemerkt; jedenfalls schien zu solchem Bedenken jeder Anlaß verschwunden, sobald er den Boden der Universität betreten hatte. Da tauchte, etwa einen Monat nach unserer letzten Rückkehr, unter einer Anzahl ihm bekannter Corpsstudenten eine Tollheit auf, welche vielleicht von einzelnen älteren Herren noch jetzt als ein Auswuchs ihres Jugendübermuths belächelt wird, welche aber für Andere der Anfang des Endes wurde. Ohne Ahnung jener späteren Ära des Absinthess, behaupteten sie, in dem „Pomeranzen-Bittern“ den eigentlichen Feind des Menschengeschlechts entdeckt zu haben, und erklärten es für eine der idealsten Lebensaufgaben, selbigen, wo er immer auch betroffen würde, mit Hintenansehung von Leben und Gesundheit zu vertilgen. Dieser Erkenntniß folgte rasch die That: eine „Bitternvertilgungscommission“ wurde gebildet, die an immer neu erforschten Lagerorten des Feindes ihre fliegenden Sitzungen hielt. Die Sache wurde bekannt und begann über die Studentenkreise hinaus Anstoß zu erregen; sogar ein Anschlag am schwarzen Brett erschien, welcher den Studenten unter Androhung der Relegation den Besuch einer Reihe näher bezeichneter Häuser unterjagte; natürlich nur ein Sporn zu noch heldenhafteren Thaten.

Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß auch Archimedes sich diesem Unwesen zugesellte. Hatte die Öde seines niedergehaltenen Lebens ihn zu jenem älteren Kleeblatt hingetrieben, so war es jetzt das in dieser Sache steckende Stückchen

Sport, das ihn heranzog; er kannte ja jenen Feind des menschlichen Geschlechts seit lange, er mußte mit dabei sein. Vergebens suchte ich ihn zurückzuhalten. „Liebster,“ sagte er, „laß mich auch einmal, wie du es nennst, ein wenig toll sein; ich versäume ja nichts damit! Und so beruhige dein treues Herz, auch wenn dir für unsere erhabene Sache das Verständniß fehlen sollte!“

Er machte seine kriegerischen Augen und sah mich dabei mit seinem besten Lächeln an; mir blieb zuletzt nichts übrig, als der Sache ihren Lauf zu lassen. Denn darin freilich unterschied er sich von den Genossen seiner Tollheit, außer seiner Gesundheit wurde nichts von ihm versäumt. Gewissenhaft, und wenn die Stunde noch so früh war, besuchte er seine Collegien, und war die eine Nacht durchrast, so wurde unfehlbar die darauf folgende hindurch gearbeitet. Auf seiner Spritmaschine, welche brennend neben ihm stand, filtrirte er sich den stärksten Kaffee, und vermochte auch der dem erschöpften Körper die Müdigkeit nicht fernzuhalten, so holte Archimedes, wenn alle anderen Bewohner des Hauses schliefen, sich aus der Bumpe auf dem Hofe einen Eimer eiskalten Wassers, um seine nackten Füße dahineinzustecken und dann frei von jedem verführerischen Schlafverlangen in seiner Arbeit fortzufahren.

Diese zweite, wenn auch achtungswerthe Tollheit hatte er vor mir wie vor allen Anderen verborgen gehalten; aber freilich, ihre Folgen konnten nicht verborgen bleiben. Wir waren diesmal beide in den Weihnachtsferien nicht nach Hause gewesen; es ging schon in den März, als ich eine auffallende Veränderung in dem Wesen meines Freundes wahrnahm: der sonst so ordnungsliebende Mann war verschwenderisch geworden; er machte wiederholt allerlei seltsame Ankäufe, die seine knappen Mittel bei Weitem überstiegen. Außer den theuersten Birkeln, welche ihm gleichwohl immer nicht genügten, war seine Erwerbslust auf ver-

schiedene Arten von Stoßrappieren gerichtet, eine Waffe, die auf unserer Universität nicht gebräuchlich war, aber freilich, seiner Person entsprechend, gern und mit Geschick von ihm gehandhabt wurde; endlich kamen sogar Lackstiefel mit immer dünneren und biegsameren Sohlen an die Reihe.

Als ich ihn über diese mir ganz unverständliche Verschwendung zur Rede stellte, glaubte ich etwas Unheimliches in seinen Augen aufleuchten zu sehen. „Geduld, Geduld!“ sagte er hastig. „Kein voreiliges Urtheil, Liebster! Ich habe jetzt endlich einen Schuster aufgefunden; ein excellenter Burische, ausnehmend excellent! Wenn sie fertig sind, werde ich in den durchaus vollkommenen Stiefeln zu dir kommen —“

„Aber Archimedes,“ unterbrach ich ihn, „was willst du damit und mit all deinen Zirkeln und Rappieren?“

Er sah mich mit weit aufgerissenen Augen an; der Erwerb jener letzteren Dinge war ihm offenbar entfallen, obgleich die Rappiere in seinem Zimmer eine halbe Wand bedeckten.

Plötzlich, einige Tage danach, in welchen ich ihn nicht gesehen hatte, hieß es, Archimedes liege am Nervenfieber, es stehe schlecht mit ihm. Eilig ging ich nach seiner Wohnung; aber ich erschrak, ich erkannte ihn fast nicht; in seinem Bette lag etwas wie ein kleiner abgezehrter Greis, und noch heute würde ich die Möglichkeit einer so raschen Wandlung beistreiten, wenn ich sie nicht mit offenen Augen erlebt hätte. — Ein uns beiden befreundeter junger Arzt von anerkannter Tüchtigkeit hatte ihn in seine Behandlung genommen; auch eine von diesem besorgte Wärterin war vorhanden.

Archimedes bewegte seinen Kopf, als ob er mir zunicken wolle. „Lieber Freund,“ flüsterte er, „ich fürchte, ich bin recht wunderlich gewesen die letzte Zeit; aber nun, es wird nun besser werden!“ Er versuchte zu lächeln, nachdem er langsam und faum verständlich dies gesprochen hatte; aber es gelang ihm ebenso wenig wie der Versuch, sich dann

auf seinen Kissen umzuwenden; die Wärterin stand auf, und wir beide hoben und legten ihn, bis er zufrieden war.

Bald darauf kam auch der Arzt. Als wir nach einiger Zeit zusammen das Haus verließen, wollte er keine bestimmte Hoffnung geben; als ein eigentliches Nervenfieber bezeichnete er die Krankheit nicht; der Grund derselben liege in den fortgesetzten Ausschreitungen nach zwei Seiten, welche dicjer an sich zarte Körper nicht habe ertragen können.

In meiner Wohnung angelangt, setzte ich mich sofort hin und gab dem Vater brieflich über diesen Stand der Dinge Auskunft; ich glaubte ihm anheimstellen zu müssen, ob er bei dem ungewissen Ausgang persönlich kommen oder aber der Schwester die Reise an das Krankenbett des Bruders gestatten wolle; zugleich bat ich, mit Rücksicht auf das zu Ende gehende Quartal, um Übersendung einer Geldsumme für diesen außerordentlichen Fall.

Mit umgehender Post erhielt ich auch ein eigenhändiges Schreiben des Herrn Etatsraths: sein herrlicher Archimedes solle erfahren, daß sein Vater sich der vollen Verantwortlichkeit bewußt sei, einen Jüngling wie ihn der Mit- und Nachwelt zu erhalten; durch den Herrn Kaiser würden instanter die ausreichendsten Mittel an mich, dem er sein vollstes Vertrauen entgegenbringe, eingehen; im Übrigen solle ich den Arzt zum Teufel jagen; die Sternows hätten allzeit eine Constitution gehabt, welche ohne diese Pfluscherkünste in das Geleise der Natur zurückzufinden wisse.

Damit schloß das Schreiben; von einem persönlichen Kommen, sei es des Schreibers selber oder seiner Tochter, war nichts erwähnt. Die Geldsendung indessen erfolgte wirklich; es war eine elende Summe, die kaum ausgereicht hätte, die Wärterin auf längere Zeit hin zu besolden. — Sie sollte freilich hiefür noch mehr als ausreichend gewesen sein. Acht Tage waren vergangen, Archimedes wurde immer schwächer.

Als ich dann eines Vormittags in sein Zimmer trat,

fand ich ihn schwer athmend, mit geschlossenen Augen; in seinem Antlitz schien aufs Neue eine Veränderung vorgegangen zu sein: ob zum Leben oder zum Tode, vermochte ich nicht zu erkennen; etwas wie eine ruhige Klarheit war in seinen Zügen, aber die Finger der Hand, welche auf der Decke lagen, zuckten unruhig durch einander. Ich stand schon lange vor ihm, ohne daß er meine Anwesenheit bemerkt hätte.

„Der Herr ist schwer krank!“ sagte die Wärterin, die vor einer Tasse Kaffee in dem alten Lehnstuhl saß. „Sehen Sie nur“ — und sie fuhr sich mit der Hand unter ihrer Mütze hin und her, als wolle sie andeuten, daß es auch unter der Hirnschale des Kranken nicht in Ordnung sei — „alle die lackirten Stiefelchen habe ich dem Bette gegenüber in eine Reihe stellen müssen, und es wollte immer doch nicht richtig werden, bis ich endlich dort das eine Pärchen oben an und dann noch wieder eine Hand breit vor den anderen hinausgerückt hatte. Du lieber Gott, so kleine Füßchen und so viel schöne Stiefelchen!“

Die Alte mochte dies etwas laut gesprochen haben; denn Archimedes fuhr mit beiden Händen an sein Gesicht und zupfte daneben in die Luft, als säße sein armer Kopf noch zwischen den steifen Vatermördern, die er in gewohnter Weise in die Richte ziehen müsse; dann schlug er die Augen auf und blickte um sich her. „Du?“ sagte er, und ein Anflug seines alten verbindlichen Lächelns flog um seinen Mund. „Trefflich, trefflich!“

Er hatte das kaum verständlich hingemurmelt; aber plötzlich richtete er sich auf, und mich wie mühsam mit den Augen fassend, sprach er vernehmlich: „Ich wollte dir doch etwas sagen! Weißt du denn nicht? Du mußt mir helfen; ich wollte dich ja deshalb holen lassen. — Ja so! Ich glaube“ — er stieß diese Worte sehr scharf hervor — „es hätte etwas aus mir werden können; nicht wahr, du bist doch auch der Meinung? Ich habe darüber nachgedacht.“

Er schwieg eine Weile; dann warf er heftig den Kopf auf seinem Kissen hin und her. „Pfui, pfui, man soll seine Eltern ehren; aber, weißt du . . . auf meines Vaters Gesundheit kann ich doch nicht wieder trinken; und darum . . .“ Seine Hände fuhren auf dem Deckbett hin und her. „Nein,“ hub er wieder an, „lieber Freund, das war es doch nicht, was ich dir sagen wollte; entschuldige mich, du mußt das wirklich entschuldigen!“

Bei den letzten Worten waren seine Augen im Zimmer umhergeirrt, und seine Blicke versingen sich an dem Stiefelpaar, womit er der Wärterin nach deren Erzählung so viel Mühe gemacht hatte; dem einzigen, welches Spuren des Gebrauches an sich trug.

Ein glückliches Lächeln ging über sein eingefallenes Antlitz. „Nun weiß ich es!“ sagte er leise, und mit seiner abgekehrten Hand ergriff er die meine; die andere hob sich zitternd und wies mit vorgestrecktem Zeigefinger nach den Stiefeln. „Das war unser letzter Ball, lieber Freund; du tanzt mit meiner Schwester, mit meiner kleinen Phia; aber sie war doch nicht vergnügt . . . sie ist noch so jung; aber sie konnte nicht vergnügt sein — ich habe immer daran denken müssen: so allein mit dem Alten und den Zeitungen und dem . . . verfluchten Käfer!“

Er hatte beide Arme aufgestemmt und sah mit wilden Blicken um sich. „Sie hat mir nicht geschrieben, gar nicht; auf alle meine Briefe nicht!“

Die Wärterin erhob warnend ihre Hand. „Der Herr spricht zu viel!“ Aber Archimedes warf ihr seine Cavaliersaugen zu; „dummes Weib!“ murmelte er; dann, wie von der letzten Anstrengung ermüdet, ließ er sich zurücksinken und schloß die Augen. Er athmete ruhig, und ich glaubte, er werde schlafen; aber noch einmal, ohne sich zu regen, flüsterte er mit unaussprechlicher Bärtlichkeit: „Wenn ich nur erst das Examen . . . Phia, meine liebe kleine Schwester!“

Dann schloß er wirklich; ich legte seine Hand, welche wieder die meine ergriffen hatte, auf das Deckbett und ging leise fort. — —

Als ich am andern Morgen wieder durch den unteren Flur des Hauses ging, schlurfte der Eigenthümer desselben, ein hagerer Knochendreher, auf seinen Pantoffeln hinter mir her und zog mich unter Höflichkeitsgeberden in eins der nächsten Zimmer, wo ich außerdem noch seine wohlgenährte Gattin, welche der eigentliche Mann des Hauses war, und eine ältliche Tochter antraf, die wie ein weiblicher Knochendreher ausjah. Alle umringten mich und redeten durch einander auf mich ein: sie hätten vor ein paar Jahren erst das theure Haus mit all den schönen Zimmern hier gekauft; das könne ich wohl denken, daß noch schwere Hypotheken darauf lasteten, und noch ständen jußt die besten Zimmer unvermietet, obschon die Herren es doch nirgend besser als bei ihnen haben könnten! — Ich wußte anfänglich nicht, wo alles dies hinaus sollte; dann aber kam's: sie fürchteten für ihren rückständigen Miethzins; ich sollte ihnen helfen — denn Archimedes war um Mitternacht verschieden.

Ich stieß diese Leute, die freilich nur ihr gutes Recht zu decken suchten, fast gewaltsam von mir und stieg langsam die Treppe nach dem Oberhaus hinauf. — „Also doch! Todt; Archimedes todt!“

Und da stand ich vor seinem schon erkalteten Leichnam; aber sein eingefallenes Todtenantlitz trug wieder den Ausdruck der Jugend, und mir war, als schwebte noch einmal sein gutes Lächeln um die erstarrten Lippen.

* *

*

Als ich in den Osterferien nach Hause kam, war mein erster Gang zu dem Herrn Etatsrath; nicht daß mein Herz mich zu dem Vater meines verstorbenen Freundes hinge-

trieben hätte, es waren vielmehr geschäftliche Dinge, und nicht der angenehmsten Art. Die Begräbniskosten und die Forderungen des Hauswirths waren durch Herrn Käfer in irgend einer Art geordnet; aber jene während der dem eigentlichen Krankenlager vorangegangenen Gemüthsstörung zusammengekauften Gegenstände waren zum größten Theile von dem Verstorbenen unbezahlt gelassen. Zwar hatten später die Verkäufer dem Herrn Etatsrath ihre Rechnungen eingekandt; aber es war darauf weder Geld noch Antwort erfolgt. Nun hatten sie dieselben noch einmal ausgestellt und mir, den sie als Freund und Landsmann ihres Schuldners kannten, mit der Bitte um Verwendung bei dem Vater übergeben.

Bei meinem Eintritt in den Hausflur sah ich eine weibliche Gestalt mit einer blauen Küchenschürze, als wolle sie nicht gesehen werden, durch eine Hinterthür verschwinden; ob es eine Magd, oder wer sie sonst war, vermochte ich so rasch nicht zu erkennen. Da ich indessen den braunrothen Kopf des Herrn Etatsrath von der Straße aus in einem der unteren Zimmer bemerkt hatte, so pochte ich, da sich sonst Niemand zeigte, ohne Weiteres an die betreffende Zimmerthür. Es erfolgte jetzt etwas wie das Brummen eines Bären aus einer dahinter liegenden Höhle; ich nahm es für ein menschliches „Herein“ und fand dann auch den Herrn Etatsrath im Lehnstuhl an seinem mit Papieren bedeckten Schreibtisch sitzen, wo ich ihn vorhin durchs Fenster erblickt hatte. Ihm zur Seite stand ein kleiner Tisch, darauf eine Krystallflasche mit Madeira und ein halbgeleertes Glas. Als ich näher trat, sah er mich eine Weile mit offenem Munde an; dann langte er hinter sich nach einem Schränkchen und brachte ein zweites Glas hervor, das er sofort füllte und nach der anderen Seite des Tisches schob.

„Sie sind der Sohn des Justizraths,“ begann er; „aber liegen Sie sich, junger Mann! Sie waren der Freund mei-

nes unvergeßlichen Archimedes; Sie werden das zu schätzen wissen!"

Ich gab dem meine Zustimmung und erzählte, den Tod und die vermuthliche Todesursache des Verstorbenen übergehend, von der Gewissenhaftigkeit, womit er unter allen Umständen und bis zuletzt seine Studien betrieben hatte, und von mancher freundlichen Äußerung seiner Fachprofessoren, welche nach seinem Tode mir zu Ohren gekommen war.

Der Herr Etatsrath hatte indessen sein Glas geleert und wiederum gefüllt. „Junger Mann,“ sagte er, „erheben wir den Pocal und trinken wir auf das Gedächtniß des ersten Mathematikus unseres Landes; denn das war mein Archimedes schon jetzt in seinen jungen Jahren! Ich, der ich denn doch ein ganz anderer Gewährsmann bin als jene soeben von Ihnen in Bezug genommenen Professoren, ich selber habe ihn geprüft, als der Selige zum letzten Male in diesem Hause weilte. Wenn ich sage: geprüft, so will das Wort sich eigentlich nicht schicken; denn mein Archimedes war der Größere von uns beiden!“ — Und seine Blicke legten sich wie drückende Bleifugeln auf die meinen, während er mit mir anstieß und dann in einem Zug sein Glas heruntergoß.

Damals fürchtete ich mich noch nicht vor einem tüchtigen Trunk. „In memoriam,“ sprach ich andächtig und folgte seinem Beispiel. Der Herr Etatsrath nickte und schenkte die Gläser wieder voll. „Sie haben,“ hub er aufs Neue an, „Ihren großen Commilitonen mit allen studentischen Ehren zu seiner letzten Ruhestatt begleitet; so verhielten wir es auch zu meiner Zeit; besonders bei unserem Consenior, den wir Mathematiker ‚Rhomboides‘ nannten! Er war ein Rheinländer, aber der Wein war bei ihm ein überwundener Standpunkt; er trank des Morgens Rum und des Abends wieder Rum; und so fiel er auch nicht, wie mein unsterb-

licher Archimedes, als ein Opfer der Wissenschaft, er war vielmehr dem Laster der Trunksucht ergeben und ging dadurch zu Grunde. Deß ohnerachtet bliesen wir ihn mit zwölf Bosaunen zu Grabe und tranken sodann im Rathskeller so tapfer auf seine fröhliche Urständ, daß bei Anbruch des Morgens nur noch Wenige von uns an das Tageslicht hinaufzugelangen vermochten. — Aber“ — sein Blick war auf mein unberührtes Glas gefallen — „Sie haben ja nicht getrunken! ‚Dulce merum‘, sagt Horatius; schenken Sie sich selber ein; es freut mich, einmal wieder mit einem flotten Studiosus den Pocal zu leeren!“

Aber die Gesellschaft des Herrn Etatsraths begann mir unheimlich zu werden; auch wollte ich endlich meine Rechnungen zur Sprache bringen und zog deshalb, indem ich zugleich seiner Aufforderung folgte, mein Bäckchen aus der Tasche und begann die Papiere vor ihm hinzubreiten.

Er würdigte dieselben keines Blickes; die Erläuterungen aber, welche ich hinzuzufügen für nöthig hielt, schien er aufmerksam anzuhören. „Gewiß, mein junger Freund,“ sagte er dann, als ich zu Ende war, „mein herrlicher Archimedes wäre ja kein Student gewesen, wenn er nicht mit Hinterlassung etwelcher Schulden in die Ewigkeit gegangen wäre! Geben Sie, junger Mann, die Rechnungen dieser Bötier an den Herrn Käser zur weiteren Hinterlegung, oder, was ich für das Schicklichste erachte, retradiren Sie selbige an ihre ehrenwerthen Autoren!“

Ich glaubte den Sinn dieser Worte nicht recht gefaßt zu haben. „Aber sie sollen doch bezahlt werden?“ wagte ich einzuwenden.

„Nein, mein junger Freund“ — und die stumpfen Augen sahen unter den schwarzen Borstenhaaren mich fast höhniisch an — „ich sehe dazu nicht die mindeste Veranlassung.“

Ich mag dem Herrn Etatsrath wohl ein recht verblüfftes Gesicht gemacht haben, als ich meine Rechnungen

zusammensammelte und wieder in die Tasche steckte; dann aber nahm ich meinen Abschied, so sehr er mich auch mit trunkener Höflichkeit zurückzuhalten suchte.

Als ich auf den Flur hinaustrat, vernahm ich dort ein halb unterdrücktes Weinen, und da ich den Kopf wandte, sah ich auf den Stufen einer Treppe, die hinter dem Zimmer des Etatsraths in das Oberhaus hinaufführte, eine weibliche Gestalt hingekauert; an der blauen Schürze, in die sie ihr Gesicht verhüllt hatte, glaubte ich sie für dieselbe zu erkennen, die sich vorhin so hastig meinem Blick entzogen hatte.

Als ich unwillkürlich näher trat, erhob sie den Kopf ein wenig, und zwei dunkle Augen blickten flüchtig zu mir auf.

„Fräulein Sophie!“ rief ich; denn ich hatte sie erkannt, obgleich ihr schönes Antlitz durch einen fremden scharfen Zug entstellt war. „Ja, weinen Sie nur; er hat Sie sehr geliebt! O, Fräulein Phia, wenn Sie nicht kommen konnten, weshalb schwiegen Sie auf alle seine Briefe?“ — Das einsame Sterbelager meines Freundes war vor mir aufgestiegen; ich hatte es nicht lassen können, diesen Vorwurf auszusprechen.

Sie antwortete mir nicht; sie wühlte das Haupt in ihren Schoß und streckte beide Arme händeringend vor sich hin; ein Schluchzen erschütterte den jungen Körper, als ob ein stumm getragenes ungeheures Leid zum Ausbruch drängte.

War das allein die Trauer um den Todten, was sich da vor meinen Augen offenbarte? — Unschlüssig stand ich vor ihr; dann begann ich zu berichten, was ich immerhin der Schwester des Verstorbenen schuldig zu sein meinte: von ihres Bruders letzten Tagen, von seiner Sehnsucht nach der fernen Schwester, und wie ihr Name von seinem sterbenden Munde auch für mich das Abschiedswort von ihm gewesen sei.

Ich schwieg einen Augenblick. Als ich noch einmal beginnen wollte, streckte sie abwehrend, in leidenschaftlicher Bewegung die Hände gegen mich. „Dank, Dank!“ rief sie mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde; „aber gehen Sie, aus Barmherzigkeit, gehen Sie jetzt!“ Und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie meine Hand ergriffen, und ein paar fieberheiße Lippen drückten sich darauf.

Beschämt und verwirrt, zögerte ich noch, ihr zu gehorchen; da wurde aus dem Zimmer nebenan ihr Name gerufen; die rauhe Stimme ihres Vaters war nicht zu verkennen.

Schweigend und wie todmüde erhob sie sich; aber ich hielt sie noch zurück und sprach die Hoffnung aus, sie bald in ruhigerer Stunde in meiner Eltern Haus zu sehen.

Sie blickte nicht zu mir hin und antwortete mir nicht, weder durch Worte noch Geberde; langsam schritt sie nach dem Zimmer ihres Vaters. Als ich die Hausthür geöffnet hatte, wandte ich den Kopf zurück: da stand sie noch, die Klinke in der Hand, die großen Augen weit dem Sonnenlicht geöffnet, das von draußen in den dunklen Hausflur strömte; mir aber war, da hinter mir die schwere Thür ins Schloß fiel, als hätte ich sie in einer Gruft zurückgelassen.

Wie betäubt kam ich nach Hause; es nahm mich fast Wunder, als ich hier Alles wie gewöhnlich fand: meine Schwester saß mit einer großen Weißzeugnäherei am Fenster, neben ihr im Sopha Tante Ummacht mit ihrer ewigen Tricotage.

Ich konnte nicht an mir halten, ich erzählte den Frauen Alles, was mir widerfahren war. „Was ist geschehen mit dem armen Kinde?“ rief ich; „das war nicht nur ein Leid, das war Verzweiflung, was ich da gesehen habe.“

Ich erhielt keine Antwort; Tante Ummacht schloß ihre Lippen fest zusammen, meine Schwester packte ihre Näherei

hinter sich auf den Stuhl und ging hinaus. Ich sah ihr erst erstaunt nach und machte dann Anstalt, sie zurückzurufen; aber Tante Allmacht faßte meine Hand: „Laß, laß, mein lieber Junge; das sind keine Dinge für die Ohren einer jungen Dame, wenn auch die ganze Stadt davon erfüllt ist!“

„Sprich nur, Tante,“ sagte ich traurig; „ich weiß schon, was nun folgen wird!“

„Ja, ja, mein Junge; der Musche Käfer — es ist gekommen, wie es nicht anders kommen konnte; und wenn nicht ein noch größerer Scandal geschehen soll, so wird der Herr Etatsrath zu einer sehr unschicklichen und recht betübten Heirath seinen Segen geben müssen. Im Übrigen ist natürlich dieser Rabenvater der Einzige, welcher von dem Stand der Dinge keine Ahnung hat.“

Tante Allmacht that ein paar Seufzer. „Die arme Phia!“ fügte sie dann mit seltener Milde bei; „ich habe fluge und gereifte Frauen an solch elenden Gefellen verderben sehen, warum denn nicht ein dummes unberathenes Kind!“

* * *

Zu der von Tante Allmacht vorhin bezeichneten Heirath kam es nicht. — Was nun noch folgte, habe ich nicht miterlebt; ich saß in unserer Universitätsstadt an meiner lateinischen Examenarbeit; aber mein Gewährsmann ist wiederum jener alte Handwerksmeister, der nächste Nachbar des Herrn Etatsraths.

Es war im Hochsommer desselben Jahres, in einer jener hellen Nächte, die auch schon unserer nördlicheren Heimath eigen sind, als er durch etwas wie aus der Nachbarschaft zu seinem Ohre Dringendes aus tiefem Schlaf emporgerissen wurde; ein Geräusch, ein ungewohnter Laut hatte die Stille der Nacht durchbrochen. Aufrecht in den Kissen sitzend,

unterschied er deutlich die Hausthürglocke des Herrn Etatsraths, im Hause selbst ein Treppenlaufen und Schlagen mit den Thüren; nach einer Weile eine junge Stimme; nein, einen Schrei, wie in höchster Noth aus armer hilfloser Menschenbrust hervorgestoßen!

Voll Entsetzen war der alte Mann von seinem Lager aufgesprungen, da hörte er draußen auf der Straße eilige Schritte näher kommen. Er stieß das Fenster auf und gewahrte eine alte Frau, die er in der Dämmerhelle zu erkennen glaubte. „Wieb! Wieb Peters,“ rief er, „ist Sie es? Was ist denn das für ein Schrecken in der Nacht?“

Die alte, sonst so schweigsame Frau war dicht zu ihm herangetreten. „Geh Er nur wieder schlafen, Meister,“ sagte sie und hielt dabei ihre großen unbeweglichen Augen auf ihn gerichtet; „was Er gehört hat, geht Ihn ganz und gar nichts an; oder wenn Er nicht schlafen kann, so helf Er den Herrn Etatsrath wecken, wenn Neu und Leid ihn noch nicht haben wecken können!“

Damit war sie fortgegangen; und gleich darauf hatte der Meister abermals die Thürglocke des Nachbarhauses läuten hören. — — Was in dieser Nacht geschehen war, blieb nicht lange verborgen; schon am anderen Morgen lief es durch die Stadt; in den Häusern flüsterete man es sich zu, auf den Gassen erzählte man es laut: unter dem Dache des Herrn Etatsrath lagen zwei Leichen; die Stadt hatte auf Wochen Stoff zur Unterhaltung.

Dann kam der Begräbnistag. Dem Sarge, in welchem ein neugeborenes Kind an seiner jungen Mutter Brust lag, folgten zwei Schreiber und die nächsten Nachbarn. Herr Käfer hatte am selben Morgen eine Reise angetreten; der Herr Etatsrath hatte aus unbekanntem Grunde sich zurückgehalten. Als aber in dem Todtengange der Leichenzug an der Gartenplanke entlang kam, sah man ihn auf dem Altane, der jetzt weit offenen Kirchhofspforte gegenüber, sitzen; er

rauchte aus seiner Meerschampfeife und stieß mächtige Dampfswolken vor sich hin, während auf den Schultern dürftig gekleideter Arbeitsleute die letzte Bettstatt seines Kindes näher schwankte.

Eine leuchtende Junifonne stand am Himmel und beschien den Sarg und den einzigen, aus Immergrün und Myrthen gewundenen Kranz, den Tante Allmachts Stina heimlich am Abend vorher darauf gelegt hatte. Als der Zug unterhalb des Altanes angelangt war, scheuchte der Herr Etatsrath den blauen Tabacksqualm zur Seite, indem er herablassend gegen das Gefolge grüßte. „Contra vim mortis, meine Freunde! Contra vim mortis!“ rief er und schüttelte mit condolirender Geberde seine runde Hand; „aber recht schönes Wetter hat sie sich noch zu ihrem letzten Gange ausgesucht!“

Der Zug hatte bei diesen Worten bereits die Kirchhofsschwelle überschritten, und bald waren die beiden armen Kinder in die für sie geöffnete Gruft hinabgesenkt.

— — Phia Sternow ruht neben ihrer fast in gleicher Jugend, aber ohne eine gleiche Kränkung der öffentlichen Meinung hingeshiedener Mutter; wie ich mich später überzeugte, unter jenem vernachlässigten Hügel, auf dem ich einstmalß ihren Primelkranz gefunden hatte. — Eine Willi ist sie nicht geworden, nur ein verdämmernder Schatten, der mit anderen einst Gewesener noch mitunter vor den Augen eines alten Mannes schwebt. — Arme Phia! Armer Archimedes!

* * *

Ich schwieg. Mein junger Freund, dem ich dies Alles auf eine hingeworfene Frage erzählt hatte, sah mich unbefriedigt an: „Und der Herr Etatsrath?“ frug er und langte aufs Neue in die Cigarrenkiste, die ich ihm mittlerweile zugehoben hatte, „was ist aus dem geworden?“

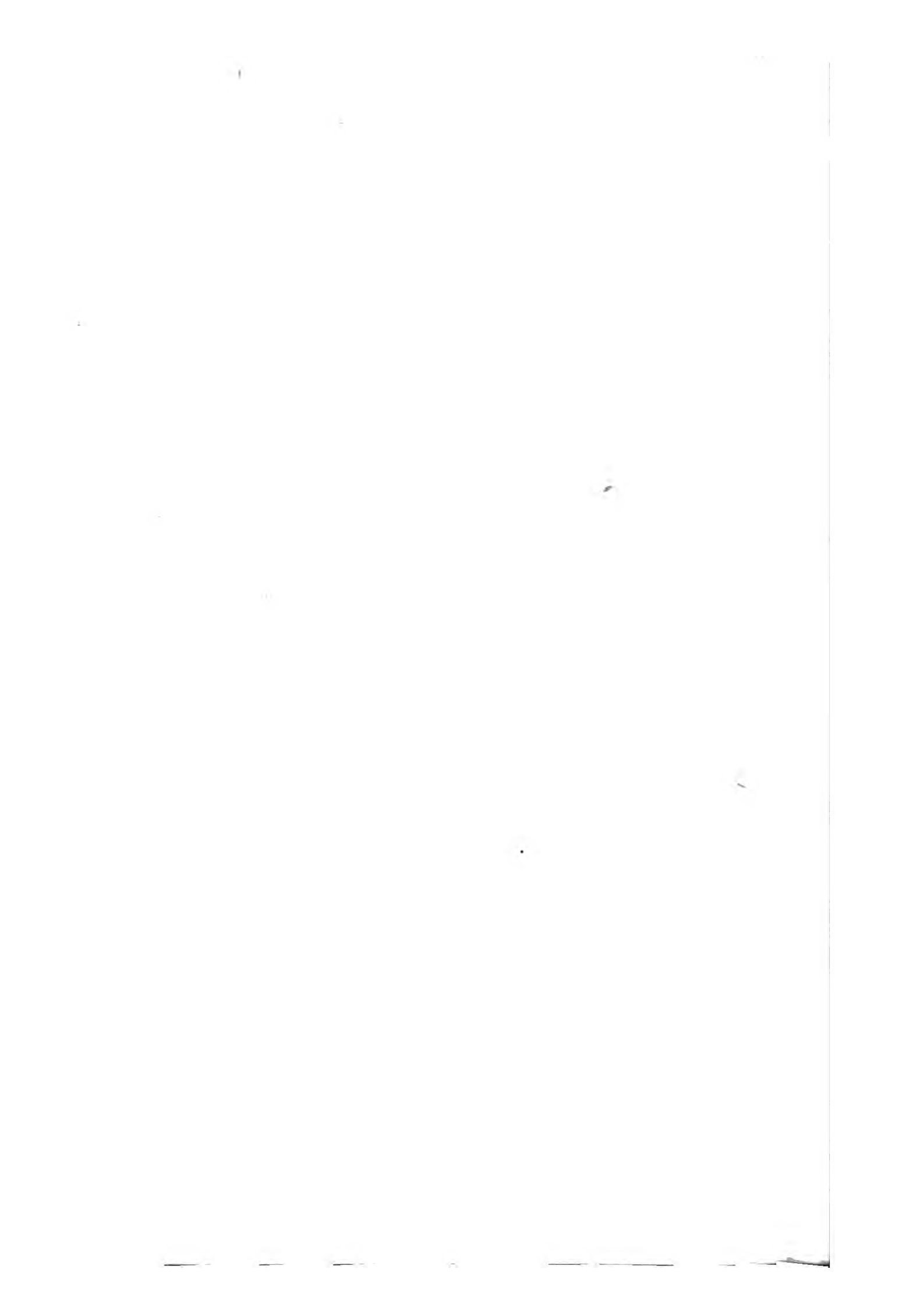
„Aus dem? Nun, was zuletzt aus Allen und aus Allem wird! Da ich einst nach elfjähriger Abwesenheit in unsere Vaterstadt zurückkehrte, war er nicht mehr vorhanden. Viele wußten gar nicht mehr von ihm; auch sein Amt existirte nicht mehr, und seine vielgerühmten Deichprofile sind durch andere ersetzt, die selbstverständlich nun die einzig richtigen sind; Sie aber sind der Erste, dem zu erzählen mir die Ehre wurde, daß ich den großen Mann mit eigenen Augen noch gesehen habe.“

„Hm; und Herr Käfer?“

„Ich bitte, fragen Sie mich nicht mehr! Wenn er noch lebt, so wird er jedenfalls sich wohl befinden; denn er verstand es, seine Person mit Anderen zu sparen.“

„Das hol der Teufel!“ sagte mein ungeduldiger junger Freund

Ein Fest auf Haderslevhuus.



Im vierzehnten Jahrhundert in Nordschleswig war es, als dort im tiefen Buchenwalde der Ritter Claus Lembeck auf seiner Höhenfeste Dorning saß. Sie war ihm nach dem Tode seines jütischen Weibes zugefallen; er hatte sein Wappen, einen Geierkopf auf rothem Felde, über die Einfahrt des Außenthores nageln lassen und zog Wall und Gräben doppelt stark um sich herum. Denn Waldemar Atterdag, der Dänenkönig, trug heimlichen Groll gegen den gewaltigen Mann, der einst aus seinem grimmigsten Feinde sein dienstbeflissener Kanzler geworden war, dann aber wiederum ihm abgesagt und sich zu den Grafen von Holstein, den Schauenburgern, und zum Herzog Waldemar von Schleswig gestellt hatte.

Es war damals gar wilde Zeit bei uns; der König be-
rannte, wiewohl vergebens, die Feste Dorning mit seinem
Kriegsgeschwader; dann schloß er Frieden und legte, mit
Untreue im Herzen, seine Hand in die des Ritters. Als
dieser aber bald danach der tödlichen Nachstellung des Atter-
dag nur kaum entronnen war, da zog er nach der Insel
Föhr, um dort sich eine Burg zu bauen, und ließ die Feste
Dorning seinem ältesten Sohne. Das aber war nicht, wie
ein Chronist dem anderen es nachgeschrieben hat, der Hen-
ncke Lembeck, welcher späterhin die Kieler in Noth brachte,

weil sie einigen seiner straßenräuberischen Burgleute den Kopf hatten vor die Füße legen lassen; es stand noch Einer zwischen ihnen, von dem jede Kunde fast verschollen scheint: der älteste Sohn des vielberufenen Ritters war Kolf Lembeck und saß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nur halb vom Eisenstoffe seines Geschlechtes, und lieber als im Harnisch ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerrissenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrnüß dieser finsternen Zeiten fällt; doch damit hatten die Chronisten nichts zu schaffen. Und ob schon sein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, so war er doch ein deutscher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebenslust.

Ich aber weiß von ihm; und was ich weiß, das drängt mich heut es zu erzählen.

* * *

Claus Lembeck wollte keinen Gelehrten aus seinem ältesten Sohne machen; aber gleich ihm, ja besser noch sollte er Kopf und Faust gebrauchen können, und dazu mußte beides gleich geübt werden. So hielt er ihm einen Klerikus, der den leichtlebigen Gesellen in den Wissenschaften des Quadriviums umherführte; so sandte er ihn danach — es war noch während der Pestzeit — auf die Universität Paris, und der Junker begann sogleich ein eifrig Studium: er lernte höfisch fechten, er lernte tanzen und die Laute spielen, auch klingende Schanzunen dazu flechten, und was der schönen Künste sonst noch waren; die schwereren ließ er den anderen. Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag, wo derzeit der deutsche König Karl seinen Hof hielt. Hier lernte er die großen

deutschen Dichter kennen, den Iwein und den Armen Heinrich Hartmanns von Aue, die Lieder des Österreichers von der Vogelweide, sogar ein Stück von Wolframs Parzival hatte er gelesen; was aber ganz sein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meisters Liebeslied von Tristan und Isolde.

Vor dem weit reichenden Namen seines Vaters that manch edles Thor, sogar das edelste sich auf. Bei einem großen Tanzfest im Stadtschin, das auch des Königs Gegenwart verherrlichte, war Rolf Lembeck der gewandtesten Tänzer einer und flog in den hohen kerzenhellen Sälen von einer Schönen zu der anderen. Der König stand an einem Fenster mit der jungen Gräfin von Jülich im Gespräch; die braunen Augen der Dame aber folgten einem Tanzpaar. „Ei, Majestät, so sehet doch den feinen Junker,“ rief sie, „der tanzet ja wie ein Franzos!“

Des Königs Augen waren den Tanzenden eine Weile gefolgt; dann hatte er genickt und einen Bagen abgesandt, den jungen Tänzer herzufordern.

Rolf Lembeck aber hatte bei seiner Partnerin um Urlaub gebeten und dann, sein blondes Haar zurückstreichend, mit höfischer Verneigung sich dem König vorgestellt. Der betrachtete ihn wohlgefällig; dann aber schüttelte er den Kopf, und sich zu der Gräfin wendend, sprach er: „Ihr irrt, schöne Frau! Von ferne möcht man's glauben; doch —, nicht so, Junker, Ihr seid mir nimmer ein Franzose?“

„Da Majestät mich solcher Frage würdigen,“ entgegnete Rolf Lembeck, „ich bin ein Holste, königlicher Herr; aber ich war zwei Jahre auf der Universität Paris.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Bonarum artium causa, der schönen Künste halber!“

„Und studiret,“ sprach der König, „die bonas artes jetzt in unserem Prag?“

Der Junker machte eine schweigende Verbeugung. Dann

durfte er erzählen, daß er Claus Lembeck's Sohn im fernen Schleswig sei, von dessen Händeln mit König Waldemar das Gerücht auch hieher an des Königs Hof gedrungen war.

„Ich dachte nicht,“ sprach dieser, „Ihr wäret auf so hartem Stamm gewachsen; doch“ — und er winkte huldvoll mit der Hand — „tanzt jetzt weiter und erfreuet unsere Schönen durch Eure bonas artes! Ihr sollet mir später noch von Paris erzählen!“

Und Rolf Lembeck flog wieder in den Tanz zurück; wie begehrend war sein rother Mund geöffnet, und seine Augen sprühten blaues Feuer, wie er nach der Schönsten im Saale ausschaute, und als er mit demüthigem Neigen vor die Erwählte hintrat, schoß ein helles Freudenroth durch ihre Wangen.

Der König, der einen Theil seiner Knabenjahre in Paris verbracht hatte, hörte an späteren Festen dann des Junkers heitere Geschichten, und als dieser das prächtige Prag verließ, nahm er den Ritter Schlag von des höchsten Herrn Hand als einen weiteren Schmuck mit auf die Heimreise. Der König aber, als später die alte Oberhofmeisterin ihn darum angegangen, warum er dem jungen Holsten solche Ehre angethan, hatte lächelnd ihr erwidert: „Bonarum artium causa, Gräfin; er hat sie trefflich ausstudirt.“

*

*

*

Rolf Lembeck war nicht aus eigenem Willen heimgegangen, sein Vater hatte ihn gerufen; er hatte um ein ehelich Gemahl für ihn geworben, „denn“ — so hatte er gesagt — „der Vogel muß eingefangen werden, die Flüchten wachsen ihm zu geile.“

Das Weib war die junge Wittib eines holsteinischen Ritters Hans Bogwisch, der in den Kämpfen der Schauenburger Grafen wider König Waldemar vom Pferd gehauen worden;

sie selbst aber war aus einem Nebenweige der regierenden Schauenburger und mit Land und Sand nicht übel angefessen. Ihr Sinn stand wohl darauf, ihr leeres Wittwenbett zu füllen; aber mit Augen sehen wollte sie zuvor den jugendlichen Ritter, nicht nochmals einen Ehgespons gleich dem Verstorbenen.

Sie hatte während des Krieges sich auf ihren holsteinschen Hof zurückgezogen, und als ihr Egeherr ihr dort sterbenswund ins Haus gebracht war, saß sie in Geduld an seinem Lager. Der Scharfrichter aus der nächsten Stadt war dagewesen, hatte verbunden und mit dem Apolloniuspflaster zusammengeklebt; aber er hatte dabei den Kopf geschüttelt. Frau Wulfhild legte immer wieder nasse Binden auf; sie that das wie ein anderes Geschäft, das sich von selbst verstand; die Ruhe auf ihrem schönen Antlitz aber war nicht die sichere Hoffnung auf Genesung des Verwundeten, denn es wurde heiterer, je bleicher Tag für Tag der Kranke wurde. Sie nickte und sprach unhörbar zu sich selber: „Geduld, noch eine kurze Weile!“ Denn der jetzt unmächtig vor ihr lag, er hatte in Trunk und Spiel und wüstem Lärm sein Leben hingebracht; um grobhaariger Dirnen willen hatte er offen sein schönes Weib verachtet.

Nur über einzelne Worte hatte er jetzt mitunter noch Gewalt; auch die, so hoffte sie, sollten bald verstummen. Harrend saß sie in dem dumpfen Krankenzimmer und hörte gleichgültig auf die Ratten, die in Scharen über ihnen auf dem Boden rannten. Aber der Sterbende wollte Ruhe haben: er griff jäh nach seines Weibes Hand und wies mit kaum erhobenem Finger nach der Zimmerdecke; das Wort vermochte er nicht zu finden. Sie sah ihn ruhig an: „Soll ich sie tödten?“ frug sie; und nach einer Weile brachte er es zusammen; sein Kopf versuchte ein stummes Nicken: „Die Ratten!“ stammelte er.

Und sie ließ Rattenkraut vom Schäfer holen, nahm ein

Theil davon und legte das übrige in ihre Truhe. Darauf wurde es still über dem Schlafgemach; die Ratten lagen im Todeskampfe zuckend in den Bodemwinkeln.

Aber der wunde Mann begann an einem Morgen schier verständlicher zu reden und seine Flüche wurden kräftiger; da erschrak sein Weib und fürchtete, das böse Leben mit dem Gefunden könne wohl aufs Neue beginnen. Darum ließ sie von dem Scharfrichter, dessen geheimes Wissen ihr solche Sorge machte, und statt seiner wurde ein Chirurgus beige-schafft, dessen Kunst noch keinem Wunden aufgeholfen hatte. Der brachte andere Pflaster und Heilmittel, und als er wieder auf seinen Klepper stieg, sprach er mit rückgewandtem Kopf: „Seid frohen Muthes, edle Frau! Euer Ehebett soll nicht verwaiset werden! Und morgen bin ich wieder da!“

Dann ritt er fort; das schöne Weib aber blieb am Thorpfosten stehen und sah noch lange ihn ins Land hinausreiten. Ihr blondes Goldhaar zog sie langsam durch die Finger, und ihre weißen Zähne zerbissen einen Strohhalm, den sie aufgegriffen hatte. „Die Ratten!“ brach es plötzlich von ihren Lippen, und sie fühlte, wie jählings ihr das Blut zum Hals hinauffstieg. Aber sie wurde es nicht los; es kam ihr immer wieder: „Die Ratten!“ Es verfolgte sie auf Trepp und Gängen, und in der Krankenkammer war es unverjagbar. Und als der Abend kam, da trieb es sie im Dunklen zu der Truhe, und ihre zitternde Hand tappte nach dem Rest des Pulvers. In dem Trunke, den Frau Wulfhild an diesem Abend ihrem Eheherrn gab, trank er den Tod hinunter.

Zwei Tage später war in dem düsteren Hausgang die Leiche ausgestellt; doch nur Frau Wulfhild stand hoch aufgerichtet mit untergeschlagenen Armen an der Todtenlade und sah mit immer größer werdenden Augen auf das harte Leichenantlig: „Leb wohl, Hans Bogwisch!“ sprach sie; „der

Kampf ist aus, auch zwischen uns! Ich hab deiner Hand mich schwer erwehrt! — Ein andermal ... doch, das kummert dich nicht mehr!"

Eine Dienerin war eingetreten mit den Trauergewändern auf den Armen; und schweigend wandte sich die Wittve von dem Todten und schritt mit ihr zur Kammer, wo noch das Ehebett für sie und den Gefallenen stand. Die Kammerfrau that ihr das lange, mit schwarzen Thränen bestickte Scapulier an und knüpfte die mönchsartige Hüftschnur um den geschmeidigen Leib; sie aber hatte dessen nicht weiter Acht. Erst als die Dienerin ihr zur Beschau den Metallspiegel vorhielt, fuhr sie wie aus Träumen auf: „Das sei Gott geklagt, der mich zur Wittve machte!“ rief sie. „Ich habe darum doch nicht den Tod gefreit!“ Dann, mit rascher Hand den Gürtel lösend, schleuderte sie ihn von sich und zerriß das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis fast zum unteren Saume: „Bring mir mein braunes Wollenkleid, das mag genügen!“ Und die erschrockene Dienerin schritt schweigend aus der Kammer, um den Befehl der strengen Herrin zu erfüllen.

Des Todten Sippe, da solches kund ward, sah die Wittib drob mit scheelen Augen an; Claus Lembeck aber hatte zu sich selber gesprochen: „Das ist das Weib für Rolf Lembeck; die wird den flüggen Vogel halten!“ Er sah wohl, daß erst jetzt die Lebensfülle dieses Weibes sich völlig auszuwachsen begann: die blauen Gluhaugen ließ sie froh umhersehweifen, und das wellige Goldhaar fiel ihr frei über den stolzen Nacken; doch so Viele ihrer auch beehrten, sie sah noch Keinen, dem sie sich jetzt ergeben mochte.

Da, an einem Frühlingsmorgen, trat Rolf Lembeck mit seinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher bestimmt, und lange, mit steigendem Herzschlag, war sie auf- und abgeschritten; doch als die jugendlichen Gestalten sich jetzt gegenübertraten, fehlte nach der feierlichen Verneigung

Beiden das Wort der Anrede; wie erschrocken über ihre Schönheit schauten sie sich an.

Claus Lembeck lächelte in seinen Bart: „Mein Sohn Rolf Lembeck, edle Fraue!“ sagte er, „dem, wie ich sehe, der Anblick Eurer Schöne schier den Mund verschlossen hat.“

Sie athmete tief auf: „Ihr scherzet, Herr Marschall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl schönere gesehen zu Paris und draußen in dem Reich!“

Aber Rolf Lembeck rief: „Verzeihet, viel schöne Frauen; doch keine Schauenburgerin!“ Und Beider Blicke sanken in einander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile schier vergessen dastand. Dann aber sprach er: „Ich seh schon Euren Willen; nur des Schreibers Kunstwerk ist noch vonnöthen!“

Frau Wulfhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tische stand.

„Was wollt Ihr, Fraue?“ frug der Ritter.

„Euch den Schreiber rufen,“ sprach sie lächelnd, „denn einen Vater möcht ich, wie Ihr seid, Ritter!“

„Dank, holde Fraue!“ rief der Alte. „Nun, Rolf, willst du dieses Weib aus deines Vaters Hand?“

Rolf hatte schon die schöne Frauenhand an seinen Mund gezogen und sein betheuernd „ja“ gesprochen, als Claus Lembeck ein beschriebenes Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber,“ sagte er, behaglich nickend; „ich gehe nicht ohne Rüstung auf so zweifelhaftes Feld! Was Euch an Gütern eigen ist, Frau Wulfhild, weiß ich; was ich dem Sohne gebe, mögt Ihr hieraus sehen! Nun leset, ob ich nach Eurem Sinn geschrieben habe!“

Sie rollte das Blatt auf und sah hinein; gelesen hat sie nichts davon; es war auch nicht vonnöthen, denn Claus Lembeck suchte in derlei Dingen Niemanden zu hintergehen. Sie tauchte eine Feder in ihr Tintenfaß und schrieb in gro-

ben Zügen unter das Schriftstück: „Wulfhild von Schauenburg, Hans Bogwisch' Wittib.“

Und als zu zweit auch Rolf mit flüchtiger Hand den Entwurf der Eheacte unterzeichnet hatte, da war der Verspruch gethan, und Claus Lembeck sagte wohlgefällig: „Mögen gräflicher Notarius und der Priester nun das Letzte thun!“

Frau Wulfhild stand mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Ritters; als aber igt die Männer sich verabschieden wollten, neigte sie sich zu dem jungen und sagte leise: „Den Kuß nun, den Verlobungsfuß, Rolf Lembeck!“ Als aber der Kuß gegeben und genommen war, ergriff sie heftig seine beiden Hände, und sich aufrichtend, fast mit ihm zu gleicher Höhe, sah sie mit ihren brennenden Augen in die seinen: „Ihr wart im Reich, Rolf Lembeck!“ rief sie, und wie aus heißer Leidenschaft klang es herauf: „Der Frauendienst soll dort noch umgehn; ich aber will den Gemahl allein! Verflucht die Lippen, die ein ander Weib berühren!“

Rolf Lembeck war schier erschrocken; doch als er sie in ihrer wilden Schöne vor sich sah, da riß er sie an sich und küßte sie inbrünstiglich und rief: „Das mag ums Leben gehen, Wulfhild!“

Der Alte aber sprach in sich selber: „Das Werk ist wohlgefeset.“

— — Die Männer hatten sich verabschiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; sie stand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag; dann konnte sie's nicht lassen, die Thür zu öffnen, als wolle sie die Spuren des ihr eigen gewordenen schönen Mannes noch auf den Dielen suchen. Als sie sich umblickte, sah sie auf einem Schemel, hart an der Thür, den Schreiber Gaspard sitzen; seine braune Gugelkappe, die hinten mit dem gleichfarbigen Rock zusammenhing, war ihm

von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, so daß sie mit Schwanz und Kugel ihm im Nacken hing; er saß mit gekreuzten Beinen und sah mit schief herabgesenktem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit seiner spitzen Schnabelnase aufspicken. Es war ein seltsamer Gefell mit einem scharfen ältlichen Gesicht; er mischte sich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lied- und Spruchweisheit; das Gefinde aber nannte ihn „Gaspard den Rabe“, und der Rabe galt viel bei seiner Herrschaft.

„Du bist es?“ sprach die schöne Frau. „Was hast du hier Geschäfte?“

„Keine, Herrin; ich dachte sie bei Euch zu finden,“ entgegnete er, ohne aufzusehen.

„Sie waren beschafft,“ sagte sie; „es gab nichts mehr für dich.“

„Ich weiß, ich weiß!“ Dann sang er mit seiner scharfen Stimme leise vor sich hin:

„Der gülden Hahn mit sieben
— Darum ist er der Hahn —
Er geht mit sieben Hühnern,
Mit Scharren und mit Dienern,
Das kann er gar nicht lan!“

„Laß nur den Narren, Gaspard!“ rief die Herrin. „Was treibst du hier?“

„Das Lauschen ist ein undankbar Geschäft!“ sagte er.

— „Und hast es doch getrieben?“

„Für Euch nur, edle Herrin!“

— „Warum siehst du vor dich auf die Dielen?“ frug sie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!“ sprach er. „Ich sah dort guten Rath; aber ich seh igt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzuheben.“

Sie lachte: „Hab Dank; ich habe ihn selber schon gejunden! Das aber ziemt dir nicht, daß du die Schauen-

burgerin den Hühnern beizählet; dank es meinem Glück, daß ich dir die Strafe schenke!"

Gaspard zog Nase und Mund herunter, als müsse er eine neue Weisheit niederschlucken; dann sprang er mit rascher Bewegung in die Höhe, um seiner Herrin das Gewand zu küssen.

* * *

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Claus Lembeck nach der Insel zu seinem Burgbau; der Baumeister hatte ihn gerufen, denn zwischen den Werkleuten, da die dortigen Männer meist auf Seefahrt waren, befand sich viel fremdes und wüthes Volk, so daß des mächtigen Bauherrn eigene Person vonnöthen war; auch stand das Werk so weit gediehen, als dieser den Plan genehmigt hatte. Die jungen Ehepsonen aber zogen in der Frühe eines heiteren Aprilmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Rosse nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schlosse Dorning. Sie saßen nicht in weichen Kissen: neben einander, aber jeder auf eigenem Rosse — Frau Wulfhild auf ihrem lichten Schimmel, auf seinem schwarzen Hengste Rolf — waren sie an der Spitze des Zuges geritten; doch oftmals drängten die Thiere sich zusammen; dann warf das Weib sich mit der Brust zu ihm hinüber, daß Rolf nur kaum den Hengst bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war schon Nachmittag, als sie den Weg zur Burg hinaufzogen. Als sie oben durch den ersten Mauerring geritten waren und die Hufe ihrer Pferde auf die Zugbrücke schlugen, die über den tiefen Zwinger herabgelassen worden, sah Frau Wulfhild unter sich hinab auf das Meer von spitzen Pfählen, womit der Graben angefüllt war: im selben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Geschul herauf. „Was ist das?“ frug sie den jungen Ehegemahl.

„Da drunten, Wulfhild? Das sind meines Vaters liebste Hunde; er läßt sie Nachts im Graben laufen, sobald die Brücke aufgezo-gen ist. Wir wollen sie tödten lassen; denn es sind grimme Wölfe, und statt der Spizpfähle ein Würzgärtlein mit Blumen pflanzen!“

„So?“ sprach sie sinnend. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weisen Vater, Rolf!“

„Nach Eurem Willen, hohe Herrin!“ rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenthurm blies izt der Wächter immer mächtiger, und drunten aus der weit offenen Thorfahrt drang Getöse und Waffenschall; da spornten sie ihre Rosse und sprengten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die schon grünende gewaltige Linde, standen Burgleute und Gefinde und begrüßten sie mit lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembeck, unserem Herrn! Heil seiner schönen Frau, Heil!“ Sie zügelten ihre Rosse, und Wulfhilds Auge flog wie herrschend über die dichte Schar; als aber die Leute jetzt zurücktraten, wurde ein Brunnen bloß, in dessen steinernem Überbau der Eimer hing. „Ha, Wasser!“ rief sie. „Wer reicht mir zum Willkomm einen Trunk dort aus der Tiefe?“

Da stürzten Männer und Weiber an den Brunnen, und sie hätten den Eimer abgerissen; aber er hing zum Glück in Ketten und fuhr rasselnd in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glas-pocale aus dem Schloßthor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenstrahlen hindurchblitzten; dann trank sie und rief: „Das Wasser ist gut hier auf der Burghöh; aber, ihr Leute, Frau Wulfhild wird auch sorgen, daß es an Meth und Fleisch nicht fehle!“

Da erhob sich neuer Zuruf, und dazwischen scholl von draußen das dumpfe Geseul der Wölfe. Rolf Lembeck aber

flüsterte zu seinem Weibe: „Du wirst gefährlich, Wulshild: du willst Alles, mich und meine Leute!“

Sie lächelte nur; doch als sie drinnen im Gemach den schönen Mann allein hatte, umschlang sie ihn mit ihren festen Armen: „Dich will ich, dich, Kolf! Was kümmert mich das Andere!“

Der junge Eheherr sah ihr in die zärtlichen Augen, als ob er Räthsel lösen solle.

Im Hofe draußen war es allmählich leer geworden; nur Gaspard der Rabe, den die Herrin nicht zurückgelassen hatte, saß noch unter der Linde auf der Steinbank, die um ihren Stamm herum lief. Sinnend saß er; er kannte seine Herrin: es war vom Blut des großen Gerhard in ihr; die Kunkel war ihr nicht genug. Mitunter fuhr ein dünnes Lachen durch seine schmalen Lippen; dann, wie mißbilligend, schüttelte er den Kopf: „Hüt dich, Frau Wulshild!“ — leis, doch in scharfen Accenten rief er es gegen das Burghor hin — „der Vogel ist noch nicht dein Eigen!“

* *

Der Rabe hatte gekrächt; ein Hauch des noch verborgenen Wetters mochte ihn gestreift haben; woher es kommen sollte, wußte er nicht. Ich aber will es jetzt erzählen.

Eine Meile von Dorning gegen Osten, hinter dem Dorfe Hammelef, lag das später im sechzehnten Jahrhundert abgebrochene Schloß Haderslevhuus; man nannte es auch eine Bergfeste, denn wie jenes lag es in diesem höhenarmen Lande auf einem Hügel von wenig über achtzig Schuh. Alter Buchenwald bedeckte diesen und begrub fast das Schloß in seinen Wipfeln; aber auch nach Osten breitete er sich aus, doch so, daß dort ein schmaler Sandweg dicht an der jäh abfallenden Hügelwand vorüberführte und den Hinaufblickenden den oberen Theil des stumpfen Schloßthurms

gehen ließ. Wer etwas weiter ging, gelangte an eine von den ältesten Bäumen überwölbte Auffahrt, die in Windungen zum Schloß emporführte; wer nicht dahin gehörte oder dort nichts zu schaffen hatte, den brachte der Weg, um tausend Schritte weiter, in die Stadt hinab. — Vor Beginn jenes Sandweges aber führte ein anderer, breiterer Weg zu Westen in weitem Bogen um den Schloßhügel und durch die freie Landschaft nach demselben Ziele. Dies war der gewöhnliche Stadtweg; denn in dem anderen war vor Jahren ein Bauerbusch vom Wolf zerrissen worden, und die Leute gingen dort nicht gern.

Die feste Burg, von deren Ursprung schon derzeit keine Kunde gewesen zu sein scheint, war mit den Wäldern und sonstigem Landbezirk seit Jahren im Pfandbesitz des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, wiewohl sie zu dem Leibeigending der Wittve des Herzogs Erich gehörte. Ein schleswigscher Ritter, Hans Ravenstrupp, saß als Schloßhauptmann des Königs dort, ein Mann von gewaltigem Körperbau. Halbwüchsig war er einst ein wilder Gesell gewesen und von rascher Faust; er hatte den eigenen Bruder einmal fast im jähen Zorn erschlagen. Doch je mehr seine mächtige Gestalt sich auswuchs, je mehr er gefürchtet, ja als überlegener Streitentscheider aufgerufen wurde, um so milder wurden seine Sitten; dazu half ihm auch sein froh und gut Gemüth, das ihm der Herr mit auf die Welt gegeben hatte. So war er ein glücklicher und fester Mann geworden. In einigen Händeln seines Königs hatte er grimmig und mit Glück gefochten; kam er dann heim mit seinen Burgleuten, so standen vor der offenen Thorfahrt sein zartes, dunkles Eheweib, drei Söhne und zwei Töchter, alle voll Kraft und Wohlgestalt, und schwenkten grüne Buchenzweige in den Händen; dann sprang er von seinem Streithengst, und sie gingen über den Hof in das große Thor der unteren Halle, das erst vor wenigen Jahrzehnten von

der Herzogin hier gebrochen war; und Glück und Friede gingen mit. Zogen an Sommerabenden dann Wanderer oder Reiter jenseits durch den Sandweg, so hörten sie manches Mal ein Lachen oder Rufen von frohen Kinderstimmen über sich; dazu wohl eine tiefe Männerstimme, die beruhigend dazwischen sprach. Die gehörte dem Ritter Hans Ravensstrupp, der hier seine Abendmuße mit Frau und Kindern theilte; denn der Burggarten, den ausnahmsweise dieser fürstliche Bau besaß, lag dort hinter starken Mauerzinnen. Die Hügelwand freilich fiel hier steil und fahl hinab; aber hart daran war eine italiische Pappel, derzeit eine Seltenheit hier zu Lande, so hoch hinaufgewachsen, daß sie die Mauer wohl um zwanzig Schuh noch überragte. An einem ihrer oberen Zweiglein flatterte jetzt an leichtem Faden ein Kunstschmetterling aus bunten Hahnenfedern, den die ältere Schwester Heilwig angefertigt und den der Vater dort befestigt hatte. Der älteste Knabe stand hinter den Würzebeeten an dem Tagrusbusche, seine gespannte Armbrust in der Lage; die Jüngste, die kleine süße Dagmar, hatte die Mutter auf den Arm genommen, damit sie Alles sehen könne. Nun kam auß Neu ein Lusthauch, der den Sommervogel flattern machte. „Schieß!“ rief der Vater, und der Bolzen flog von des Knaben Armbrust; eine Feder stob aus dem Schmetterling und wurde von dem Winde hoch in die Luft getragen. Da klatschten Alle in die Hände, der Vater und die Mutter auch, und die süße Dagmar schlug ihr Kinderlachen auf und ließ nicht ab, sich ihre Händchen roth zu patzchen.

* * *

— Es wurde Alles anders. — Einige Jahre später, es war an einem Nachmittage des Septembers 1349, da der Ritter mit seinem Schreiber an der Arbeit saß, kamen die damals elfjährige Dagmar und der um ein Jahr ältere

Bruder Axel mit erschreckten Gesichtern zu ihm hineingestürzt. Etwas unwillig blickte er auf: „Was ist? Was habt ihr, Kinder?“

Sie waren fast außer Athem; aber Dagmar, das schwächliche Ding, war, wie um Furchtbares zu erzählen, mit erhobenen Armen vor ihn hingetreten.

„Nacht!“ rief sie. „Es wird Nacht, Vater!“ und aus dem schmalen Gesichtlein sahen die schwarzen Augen zu ihm auf.

Der Ritter blickte um sich: sie hatte recht, die Sonne war erloschen; die Wände des Gemaches standen öd und lichtlos.

„Ja, Herr,“ sagte der Schreiber; „es fällt wie Asche auf die Schrift.“

„Nein, Ringang, nicht wie Asche!“ rief der Knabe; „ich sah es: im Norden, weit hinaus, stieg schwarzer Nebel aus der Erde und schwimmt wie eine Wolke auf uns zu; seht nur, es wird ganz finster hier! Kommt, kommt mit hinaus!“

Die Kinder faßten beide die Hand des Vaters; und er ließ sich von ihnen aus dem Gemach und nach dem stumpfen Thurm hinaufziehen; auch die Mutter mit der älteren Tochter und die beiden älteren Söhne stießen auf dem Wege aus Hallen und Gemächern zu ihnen. Als sie die Platte des Thurms erstiegen hatten, stand schon ein Theil des Gefindes dort und wich ehrerbietig an die Seite; Alle schwiegen, nur die alte Schaffnerin flüsterte mit ihrer heiseren Stimme zu dem Einen oder Anderen: „Die Zeichen des Herrn erfüllen sich! Wißt Ihr noch, da um das Sulfest dreizehn Røbe jählings wild geworden! Und da wir nach dem Backen das erste Gerstenbrot anschnitten, schnitten wir nicht in schwarzes Blut? Des Herrn Gericht! O alle Heiligen, seid unsere Helfer!“ — Aber Niemand antwortete ihr.

Die Schloßfrau hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, und bald lagen alle Kinderhände in der seinen; denn schon

hatte das schwarze, von Norden kommende Dunstgespenst sich über sie gebreitet und sank in furchtbarem Schweigen auf die Erde.

„Kommt!“ sprach der Ritter leise, indem er mit den Seinen zuerst die Treppenstufen hinabstieg. Und Alle folgten ihm nach unten zu der kleinen Burgcapelle, deren Thorflinke nur noch mit tappender Hand zu finden war. Drinnen aber zogen schwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des Crucifixus über dem Hauptaltar; und von dem Bilde der Mutter Gottes scholl die zerrissene Stimme der alten Schaffnerin: „O heilige Jungfrau, deine Augen! Wo sind deine Augen?“ Alle lagen auf ihren Knien in den Stühlen und beteten stumm und schrienen mit gerungenen Händen zu Gott und allen seinen Helfern.

Sie hätten es sich sparen können; denn der schwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß und gegen den nichts half als sterben.

In selbiger Nacht noch blies er den jüngsten Knaben an, und sein Eingeweide brannte, seine Rippen wurden wie Ruß, und am dritten Tage war statt des schönen Knaben ein schreckhafter blau-schwarzer Leichnam auf dem in Todesqual zermühlten Bette; dann griff er nach der schönen ältesten Tochter; dann nach den beiden anderen Söhnen; und sie starben Alle, Alle. Hallen und Gemächer dufteten Tag für Tag nach frischem Gras und Thymian, das gegen die böse Pestluft überall gestreut wurde; aber die Mutter Erde und ihre Kräuter hatten keine Heilkraft mehr; es war, als ob selbst Gott der Herr die Macht verloren habe auf seiner Erde.

Ein paar Monde schien dann das Sterben im Schlosse aufzuhalten; da eines Tages trat die Schloßfrau zu ihrem Eheherrn in sein Gemach, gekrümmten Leibes, mit entstelltem Antlitz. „Benedikte!“ schrie er.

— „Ja, Hans, ich muß nun auch von dir!“

„Du nicht! Du nicht, Benedikte!“ und er streckte seine Arme nach ihr aus. „Herr Gott, wo bist du? Herr, schütze deine Menschen!“

Aber bevor er sie berührte, war sie mit ihrer letzten Kraft entflohen. „Ade, du mein Herzenstrauer! O süße Dagmar!“ So rief sie noch zurück.

Er hatte ihr folgen wollen, aber ein bewußtloser Schrecken hatte ihn festgehalten; dann ging er taumelnd nach ihrem Ehegemach; aber es war leer, und seiner Sinne unmächtig, sank er auf das große Bett.

Die Schaffnerin, die noch lebte, fand ihn am anderen Tage; aber sie erkannte, daß das große Sterben ihn nicht ergriffen habe.

Während sie ihn pflegte, war sein Weib verschwunden, und Dagmar, um die sich Niemand kümmerte, das blau-schwarze Haar wirr um ihr blaß Gesichtchen, lief, nach der Mutter weinend, durch Hall und Gänge. Da wollte eine der Dirnen ein Gewandstück aus einer entlegenen Kammer holen; aber schreiend stürzte sie zurück, denn auf einem alten dort stehenden Bette lag ein schwarzer Leichnam, dem die Abendsonne das Gesicht beschien. Da die anderen Dirnen hinzukamen, sahen sie, es sei die Schloßfrau, die einsam hier gestorben war.

Als der Ritter aus seinem Wirrsal aufwachte, war sein Weib nicht mehr im Hause. Die Kinder lagen drunten auf dem nahen Kirchhof; der aber hatte lang schon keine Erde mehr für neue Todte; seitwärts vom Walde war eine Niederung, dort hatte man mit Pfählen ein Viereck ausgeschlagen, wohin nun Alle gebracht wurden, die der Tod erschlug. Draußen auf dem „Bestacker“ war auch des Ritters Weib vergraben worden; so erzählte man ihm jetzt.

Er erwiderte kein Wort auf diese Kunde; aber er erhob sich bald von seiner Bettstatt. Den Gürtel lose um den grauen Leibrock geschlungen, die Otterkappe in die Augen

gedrückt, schritt er langsam durch alle Hallen und sich kreuzenden Gänge des ganzen Baues, treppauf und ab; mitunter riß er eine Thür in ihren schweren Angeln auf, er stand wie hinter sinnig auf der Schwelle und blickte in das düstere Gemach; aber die Zellen waren alle leer und todtenstill; wo die Älteste geschlafen hatte, lag in der Fensterbrüstung noch das verhungerte Rothkehlchen, das der kleine Arel ihr einst gefangen und jubelnd heimgebracht hatte; Niemand hatte die Zellen öffnen dürfen, seitdem die jugendlichen Gestalten als furchtbare Leichen dort herausgehoben waren.

Das Leben und die Arbeit lag danieder, alle Ordnung und Geschäft war aufgelöst; aber jeden Tag, Morgens und wenn die Sonne niedersank, machte der Ritter seine düsteren Gänge durch die Burg; er rechnete nicht mit sich, weshalb; es war auch Sonstiges nicht für ihn zu thun. Ein paar Mal war Dagmar ihm leise nachgeschritten, aber er sah nicht rückwärts; auch als sie in Angst und Sehnsucht stärker auftrat, schlossen nur seine Hände auf dem Rücken sich fester in einander, und ohne sonstige Bewegung schritt er weiter. Da blieb sie stehen, legte die Finger auf ihre zitternden Lippen und verschluckte ein paar Thränen, die ihr aus den Augen fielen; dann kehrte sie um und suchte bei der alten Schaffnerin ihren stillen Unterschlupf.

Nur einmal, da bei seinem Vorübergehen das blasse Gesichtlein ihn so stumm und flehend angesehen hatte, ging er auf seinem Todtengang nicht weiter. Er gedachte plötzlich einer Base seines todten Weibes, die einst in ihrer Jugend am Thüringer Hofe auf kurze Zeit zu den gelehrten Frauen gezählt worden sei; denn sie verstand zu lesen und zu schreiben, hatte sogar den Virgilium studirt; auch Paramentenstickerei und derlei Künste hatte sie verstanden. Sie war nun alt und lebte in einer kleinen Stadt von einem Rentlein, welches ihr die Sippe gab.

Der Ritter ging in sein Gemach; er setzte sich an seinen Schreibtisch und lud die Base ein, zu Zucht und Lehre Dagmars in sein Haus zu kommen. Und nicht lange, so war sie mit ihrem kleinen Hausrath eingerückt; darunter fanden sich ein Päckchen Pergamentrollen und beschriebener Blätter, eine sauber geschnitzte Mutter Gottes und eine Anzahl von Glasscheiben, für welche man auf ihr Verlangen das sonst nur mit dünnen Därmen bespannte Fenster ihrer Kammer zurichtete.

Seitdem lebte und schlief Dagmar mit der Base. „Wir wollen es gut mitjammen haben, Kind!“ sagte die Alte, da sie zum ersten Male sich neben dem Mädchen in ihren breiten Sessel setzte.

Und Dagmar ergriff ihre beiden alten Hände.

— „Aber, du zitterst, Kind!“ rief die Base.

„Ja, Bas', ich war hier so allein!“

Und die alten guten Augen sahen zärtlich auf das blasse Ding; aber Dagmar zitterte noch immer, sie war der Liebeskoscungen zu lang nicht mehr gewohnt. Allmählich, erst nach Monden, brach wieder ein zartes Roth durch ihre Wangen, und der süße Augenschein war wiederum darüber; und wenn noch so alt, sie hatte ikt doch Eine, zu der sie gehörte, die keine Andere in ihren Arm nahm als nur sie.

Der Ritter aber war am Ende ein finsterer Mann geworden; die Lust und Güte seines Herzens war bei den Todten; gegen die Lebenden war seine Hand von Eisen.

So ging die Zeit um ein paar Jahre weiter. Der König hatte harte Abgaben aufserlegt, die härteste war der Viehzehente, und für falsche Angabe des Viehbestandes waren schwere Bußen ausgeschrieben. Der Schloßhauptmann saß den Bögten auf dem Nacken, daß Alles pünktlich eingetrieben werde: „der König will es,“ war seine einzige Antwort, wenn sie dagegen über des Volkes Unmacht flagten. Warfen dann die Armen sich ihm selber in den Weg, so wandte er schwei-

gend ihnen den Rücken und schritt davon, bis der Schrei des Elends hinter ihm verhallt war.

Da eines Herbsttages, als schon der Duft des gefallenen Laubes durch das offene Thor der unteren großen Halle wehte, war ein Weib hier eingedrungen, als eben der Ritter in das Freie treten wollte. Sie war eine Wittwe, tief verschuldet, und um Verschweigung zweier Kinder schwer gebüßt worden. Da sie unversehens ihm in den Weg trat, herrschte er sie an: „Was willst du? Geh mir aus dem Wege!“

Das Weib erschrak; sie vermochte nicht zu antworten, aber ihre Augenlider öffneten sich weit, als gebe sie dem zornigen Blick des Mannes ihre Seele preis. „Erbarmen!“ lispelte sie kaum hörbar und warf sich auf die Fliesen nieder.

Der Ritter wollte an ihr vorüberschreiten, aber der Aufschrei einer Kinderstimme machte ihn stille stehen. Als er sich umblickte, sah er sein Kind; sie stand mit einem Fuß noch auf der letzten Stufe der aus dem Treppenthurm herabführenden Stiege; die schmalen Händchen, die unter dem schwarzen Ärmelsaum des weißen Kleides hervorsahen, hingen schlaff herab; ihre dunklen Augen blickten erschreckt zu ihm hinüber.

„Du bist es, Dagmar?“ sprach er; er hatte vielleicht in Jahresfrist kein Wort an sie verloren. Sie aber, da sie seine Stimme hörte, war an seinen Hals geflogen und drückte weinend den Kopf an seine Brust.

Der starke Mann bebte und frug mild: „Was willst du denn, mein Kind?“

Da sprach auch sie, doch ohne aufzusehen: „Erbarmen, Vater!“

Er aber hob die Faust gen Himmel und rief: „Fand ich Erbarmen? — Die Hände hab ich im Gebet zerrungen! Gott schwieg, und so thu ich's auch.“

Da hob das kleine dunkle Haupt sich zu ihm auf, und aus den Kinderaugen drang so gramvoll süße Bitte, daß er

verſtumulte und den zarten Leib, als müſſe er ihn zermalmen, mit beiden Armen an ſich preßte: „Mein Kind! ... Du lebſt! ... Du lebſt!“ und ſeine Augen tranken den Jugendglanz der ihren. „O, doch ein Glück auf Erden — Gott ſei mir gnädig!“

Daß arme Weib lag noch auf ihren Knien und hatte wortlos dieſem Vorgang zugesehen; jetzt ſtreckte eine Hand ſich gegen ſie: „Biſt du noch hier, Weib?“

„Ja, Herr!“ und ihre Stimme bebte in Erwartung.

„So gehe heim! Die Buße, ich zahle ſie für dich!“ — Und noch einmal, da ſie ſchon hinausgeſchritten war, rief er ſie an: „Was iſt dein Name, Weib?“ und als ſie es ihm geſagt hatte, ſprach er: „So gehe heim, Trin Haders, und herze deine Kinder! Du ſahest, unſer Gott hat auch mit ſeinem armen Knechte wiederum Erbarmen.“

Dann hob er ſein Töchterchen auf ſeine Arme und trug ſie in ſein Gemach. „Dagmar, mein Kind,“ ſprach er, indem er ſie ſanft zu Boden ließ, „es iſt ſo hell hier heute, und ſcheint doch keine Sonne von dem grauen Himmel!“

— — So war nun Dagmar zwiſchen dem ſchweigſamen Vater und ihrer faſt ſiebzigjährigen Baſe und ſah nimmer ihreſgleichen. Ihre Welt war die düſtere Burg und, wenn Frühling und Sommer kamen, der Garten, der dahinter lag, wo außer ihr dann nichts war als das Summen der Bienen und Hummeln und drüben jenseit des tiefen Sandweges das Rufen der Droſſeln aus dem Walde. Der Ritter hatte ſeit ſeines Weibes Tod ihn nimmer wieder betreten; denn ſeitwärts, vorbei an den Wipfeln des Waldes, ſchimmerte der graue Fleck des Beſtackers. Dagmars Augen aber ſahen gern dort hinüber, oder ſie ſaß auf einer Bank, neben der die hohe Pappel ragte, und unter dem Summen und dem Geſang der Vögel ſah ſie wie einſt den Bruder nach dem Sommervogel ſchießen.

Meiſt ſaß ſie freilich droben bei der Baſe in dem Ge-

machte mit den Buchenscheiben; sie nähte und sticte; auch lernte sie lateinische Vocabeln oder schrieb mit der Feder nach, was ihr die Base vorgeschrieben hatte. Dazwischen kam wohl einmal der Vater, strich sanft über ihr dunkles Haar und ging dann schweigend wieder fort. Als er ihr dabei eines Tages einen Silberreif ums Haupt gelegt hatte, trug sie ihn ferner an jedem Tag.

Später holte die alte Dame auch ihre Schriftrollen aus der Truhe; und eines Abends, eigener Jugendstunden denkend, griff sie nach Hartmanns von Aue „Armen Heinrich“ und begann zu lesen, indessen Dagmar mit offenem Munde ihr zu Füßen saß. Wie krystallene Tröpflein fielen die lichten Worte zu ihr nieder: Der junge unheilbar sieche Burgherr im Schwabenland hatte auf seinem Vorwerk bei dem Meier sich verborgen; die Menschen sollten nicht sein Elend schauen, aber mit seinen noch immer schönen Augen streifte er einmal traurig seines Wirthes junge Tochter. Da ließ das Herzeleid um ihren Herrn sie nimmer schlafen; und als an einem Tage ein weiser Meister zu dem Herrn sprach: „Ich will Euch heilen; aber schaffet eine Jungfrau, die um Euch den Tod erkieset und aus der Brust sich das lebendige Herz will schneiden lassen!“ da, während der Herr und ihre Eltern sich entsetzten, rief das Kind: „Die Jungfrau bin ich! Nehmt nur das Messer, daß mein Herr genehe!“

Ein schwerer Seufzer rang sich aus Dagmars Brust; sie griff nach ihrer Base Hand, als müsse sie den Strom der Dichtung hemmen. Dann aber brach ein so erhabenes Leuchten aus des Kindes Augen, daß die Base die Schriftrolle hinwarf und sie mit Hast in ihre Arme zog: „Kind, Kind! Ich glaub fürwahr, du wärst zu solchem auch im Stande!“

— „Ja, Bas! — War das die Minne?“

„O Kind, Gott behüt dich vor der Minne!“ Und die Base packte erschreckt das Schriftwerk an die Seite.

— So war Dagmar fast sechzehn Jahr geworden, und noch immer war sie zarteren Leibes, als sonst die Menschen sind. Da sie eines Tages eine Hand voll weißer Anemonen dem Vater in einen Krug ordnete, sah er ihr zu wie einem Wunder: „Du bist wie deine Mutter,“ sprach er dann; „mein Vater, als ich zuerst die Braut ihm zuführte, weigerte mir lächelnd seinen Segen; die sei der Elbinnen eine und würd nicht bei mir bleiben!“ Und als er das gesagt hatte, riß er heftig das Kind an seine Brust.

Einer, der sie noch selber sah, soll einst geäußert haben, ihr Körper sei gewesen, als habe ihre anima candida ihn selber sich geschaffen.

* * *

Flitterwochen, in denen die Jungfrau sanft zum Weibe reift, hatte es auf Dornung nicht gegeben; die gehörten dem Todten, der mit zerhauem Schädel in der Grube lag. Statt dessen war die Leidenschaft des Weibes; doch nur in den Stunden der Minne war Frau Wulshild ihrem Manne unterthan; zu anderer Zeit war ihr eigener Wille schwer zu beugen. Wie kampferüstet ging sie schon in der ersten Woche zwischen Gewappneten über alle Theile der Feste; dann schritt sie zu ihrem Eheherrn: „Traust du dem Utterdag? Ich nicht!“ und verlangte hier ein Thor oder Fallgitter, dort einen weiteren Graben.

In Manchem that er ihr den Willen, in Anderem blieb er hart und sprach dagegen: „Meinem Vater ist's so recht gewesen! Nimm deine Kunkel und sorg für Kinderhemden!“ Dann ward sie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen sprühte, dann konnte sie sich jäh in seine Arme werfen: „Halt, Rolf! Du bist zu schön! Da hast du mich; ich will nichts mehr!“

Dann ward wohl Friede; aber dem Ritter wurde nicht

warm in seiner Ehe; es schien, als sei die Freude ihm verloren gegangen.

— — Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war lieblich; stundenlang waren Frau Wulshild und ihr Ehegemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre raschen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen: wo Wald war, wollte sie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürre schien, da wollte sie Kiefern- oder Tannenwälder. „Wir müssen Schatten säen!“ rief sie, da sie eben in einen Waldbezirk hineinritten; „fühl nur, wie wohl das thut!“ Der Pfad war so schmal, daß die Pferde nur einzeln schreiten konnten; sie ritt voran, der Schreiber Gaspard, den sie als Berather mitgenommen hatten, war der Letzte. Das Klopfen der Spechte oder unsichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels war außer dem Tritt der eigenen Kofse Alles, was sie hörten; und über Mann und Weib kamen die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zusammen.

Der Wald hörte auf, und sie ritten aus dem beklommenen Bodendunst wieder in das Freie. Am Westhimmel war schon ein sanftes Roth erglommen; das Geißblatt, das voll Blüthen an den Wällen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß sie wie in ein wollüstig Meer von Duft hinein-zogen. Rolf blickte nach seinem Weibe, das jetzt ein Stück zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und sah ins Abendroth; da sprengte sie plötzlich an seine Seite und drängte ihren Schimmel hart an seinen Hengst; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an seiner Brust fühlte, fuhr ein Sporenstich dem Hengste in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite sprang. „Verzeih, Wulshild!“ rief der junge Reiter, indem er das Thier zusammendrückte, „der Hengst ist Menschenminne nicht gewohnt!“ Das Weib ritt wieder zu ihm und saßte mit ihrem kräftigen

Arm um seine Hüfte, mit ihren funkelnden Augen nach den seinen suchend; vor ihm aber stieg die zierliche Gestalt eines böhmischen Schächens auf, deren Lippen er einst gestreift und das er kaum vergessen hatte, und grollend sprach er zu sich selber: „Die du freitest, ist kein Weib zum Minnen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?“

Hinter ihnen ritt schweigend Gaspard der Rabe; er sah mit seiner Schnabelnase schief zur Erden und spielte mit der Kugel seiner Mütze, als ob er an einer Schellenkappe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur von seinen Schatten; die Dämmerung war stark herabgesunken, und im Osten begann der Mond den letzten Tagchein zu besiegen. Da fuhr es vor ihnen von einer schwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Lembeck sich jäh aus seinen Träumen aufhob. „Halloh! Was war das, Gaspard?“ rief er und riß seine zierliche Armbrust von dem Rücken.

— „Eine Wildkatz, Herr! Seht nur, am Stamme sitzt sie noch, der Breitschwanz, und faucht Euch mit ihren spitzen Zähnen an!“

„Ein edel und ein übel Wild!“ sprach der Ritter leis und sprang von seinem Hengste. „Nimm ihn am Zügel, Gaspard!“

Frau Wulfhild griff nach seiner Hand: „Laß doch die Katze! Daheim ist besserer Zeitvertreib!“

Es trieb ihn dennoch fort: „Reitet nur heim!“ rief er; „ich komme früh genug!“ Damit entriß er seine Hand der ihren.

Als aber die Dame, roth vor Zorn, den Weg nach Dorning eingeschlagen hatte, sprengte Gaspard mit den beiden Rossen ihr zur Seite: „Greifert Euch nicht, edle Herrin! Die Wildkatz ist nächstens nicht zu jagen; lasset den Ritter daheim ein edler Wild im Lager finden!“

— — Sie ritten fort. Rolf Lembeck aber drang in den dunklen Wald, aus den Tannen kam er in den Buchenforst; er stand an jedem starken Baum und lugte nach allen Ästen, ob nicht die Lichter des Raubthieres irgendwo herunterfunkelten, aber über ihm war so schwere Waldnacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hier und da hindurchfiel; zu hören war nichts als nur das Knicken des Unterholzes, das er durchschritt, auch wohl das Zirpen einer Eulenbrut. Er blieb stehen und warf die Armbrust wieder auf den Rücken: „Du warst ein Narr; hier ist kein Jagen in der Finsterniß!“ Seine Gedanken flogen heim zu seinem Weibe; doch er schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfhild“ — er sprach es laut in die einsame Nacht hinaus — „eine Schlachtjungfrau wärst du wohl eher; und hat auch schon ein wundgehauener todter Mann an deinem Leib gehangen!“

Fast erschrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchbrachen; aber er kehrte nicht um, er schritt weiter auf seinem nächtlichen Irregang. Da, von unweit vor ihm, drang es an sein Ohr, so süß, als wollt es alle Sehnsucht wecken, die in ihm schlief. „O Nachtigall, selige SINGERIN!“ rief er, seine Arme in das Dunkel streckend.

„Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht, was minnewerth!
Willst du sie finden,
Soll ich sie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?“

Bald stand er, bald ging er vorsichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hätt ich bessere Führerin!“ sprach er zu sich selber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stämme sah er auf einen Sandweg, auf den der Mond seinen Schein herabwarf. Jenseit, in gleicher Helle, stieg eine jähe Hügelwand

empor, und eine Zinnenmauer streckte sich auf ihr entlang. Rolf Lembeck betrachtete das genau; als aber seine Augen hinter Baumwipfeln den Obertheil eines runden Thurmes gewahrten, da wußte er, das sei die Gartenseite von Haderslevhuus, auf dem der Schloßhauptmann des Königs sitze.

Der Ritter schaute starr hinauf, als müsse er ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthauch rührte dann und wann das Laub der Bäume, und in kurzen Pausen schlug am Waldesrand die Nachtigall. Doch wie ein jäher Schreck durchfuhr es ihn: dort oben zwischen den Zinnen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib; ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit einem weißen Mäntelchen verhüllt, neigte sie sich tief hinab; denn der Kehle der Nachtbelegerin entquollen jetzt jene langgehaltenen Töne: sehnlich, nicht enden wollend, wie ein heißer Liebeskuß.

Rolf Lembeck stand unten im Waldesschatten, unbeweglich, mit verhaltenem Athem. „O Stunde, bist du da!“ Seine Lippen flüsterten es nur; das sanfte Rauschen weiblicher Gewänder berührte von oben her sein Ohr; ein Athmen, mehr ein Seufzen kam herab; und nun hob sich ein Antlitz, schmal und blaß, und legte sich auf das gestützte Händchen; das Mondlicht schimmerte auf einem Silberreife, der das dunkle Haar umfing.

Da befiel den Mann am Waldesrand die sehrende Schwere, die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle, und die Arme ihr entgegenstreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott woll ein süßes Leben so süßem Geschöpfe geben!“

Sie erschrak und bog sich von der Mauer weg; doch dann besann sie sich: die Worte waren ja aus Meister Gottfrieds Tristan, nur daß sie in Frankreichs Zunge dort geschrieben waren! Sie hatte sie eines Tags gelesen; aber die Base hatte ihr voll Angst das Buch entrisen; so etwas

sei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was sie wisse: „Das ist kein Landfahrer, der ist nicht zu fürchten!“ sprach es in ihrem Inneren; und als sie wieder sich erhob, erblickte sie drunten den schönen Jungherrn in blickendem Gewande und sah das Mondlicht auf seinem goldenen Blondhaar spielen; denn er hatte sein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reiherfeder in einer seiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenstreckte. Da faßte sie Muth und rief ihm aus demselben Buche ihre Antwort: „Dé te bénie! Gott segne dich! Et merci, gentil Sir!“ Aber ihre Stimme zitterte und wehte nur wie ein Hauch hernieder.

Gleichwohl, da er seine Kappe wie zum Gegendanke schwenkte, fügte sie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein Sänger, Herr?“

„Ein wenig, selig Fräulein!“ rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es sich und hob sich auf; vergebens mühte sie sich, den Kopf der ungestümen Dogge niederzuhalten, die schlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte Dagmar sich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Thieres: „Still, Heudan, still! Darfst auch zur Nacht vor meiner Kammerthür schlafen!“ Es wollte nicht verschlagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort, dann sprang sie mit den Bordertaken auf die Mauer, und ein hallendes Gebell scholl in den Weg hinunter.

Als der Hund sich wieder knurrend zu ihren Füßen gestreckt hatte, wagte auch Dagmar hinabzuschauen; aber es war nichts da, als nur der lautlose Mondschein und in Pausen noch der Schlag der Nachtigall. — Trunken, als habe ein Zauber ihn berührt, schritt Nolf Lembeck indeß am Waldestrande seinem Hause zu.

*

*

*

Es war auf Dornig schon nach Mitternacht. In der hochgelegenen, aber geräumigen Kemenate lagen die Seidendecken von Arras noch unaufgeschlagen auf dem Ehebetto; unweit desselben aber auf einem Tischchen war ein lecker Mahl gerichtet; vor zwei Plätzen — nicht sich gegenüber, sondern Seit an Seite — stand je ein silberner Pocal; ein Kränzlein früher Rosen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die Speisen waren kalt und unberührt, der eine der schmalen Sessel leer; auf dem anderen saß Frau Wulshild wie ein steinern Bild, den Kopf auf ihren vollen Arm gestützt. Sie wußte nicht, wie lange sie so gefessen hatte; so ruhig der Leib schien, die Ungeduld des Wartens zehrte in ihrem Inneren, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie sonder Gedanken hob sie eine Silberkanne und schenkte rothen Wein in die Pocale, und mit der anderen Hand sich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm sie den ihren und rührte klirrend an den Rand des anderen. „Komm! Komm, Kolf! Verschmäh nicht deine Rosen!“ rief sie leise.

Sie war emporgesprungen, sie stieß ein Fenster auf und bog sich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Wipfel der absteigenden Wälder schauend; aber kein Menschentritt, kein Wächterruf erscholl; nur der Nachthauch wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffenklirren, ein Stampfen wie mit vollen Krügen, dazwischen heisere Männerstimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein sechzehnjähriger Junker, Gehrt Boohwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiserlichen Ritter „Reiterei und Gottesfurcht“ zu lernen; der Lärm kam unten aus der Gefindestube. Frau Wulshild lauschte: „Die Knechte bringen ihm den Willkommen!“ sprach sie, und das blonde Antlitz des Knaben, der nun ihr Diener war, zog an ihr vorüber. Es schien wüst herzugehen drunten, und eine Stimme klang ihr gleich der

des ersten Ehgemahles, wenn er unter Zechbrüdern in seiner Freude saß; sie schauderte, und das Knabenbild erlosch.

Allmählich ging der Tumult zu Ende; es wurde todtenstill, ein Krauz nur schrie von einem Thurm herunter. Plötzlich warf sie jäh das Fenster zu und sah sich wild im Zimmer um: das Haupt des Todten, dem sie hatte sterben helfen, hatte aus der Nacht sie angestarrt. Doch es war nicht hereingekommen; die Kerzen brannten hell und ruhig.

Und wieder saß sie unbeweglich, und die Qual vergebener Harrens war nicht mehr zu tragen. Da gedachte sie eines Wundergürtels, den eine uralte Ruhme ihr zum ersten Ehefeste mitgegeben hatte. „Es ist derselbe,“ hatte sie gesagt, „den einst der Ritter an Ginevra gab; so du ihn umlegst, kommt dir nimmer ein Leid!“ Aber die stolze Braut hatte derzeit Zaubermittel nicht vonnöthen und warf den Gürtel achtlos von sich. Doch nun war andere Stunde; sie kniete bald vor dieser, bald vor jener Truhe und warf um des verschmähten Kleinods willen ihre Kostbarkeiten durch einander; da endlich hielt sie den goldgewebten Gürtel in der Hand, und dort saß der Rubin, vor dessen Schein alles Ungemach verschwinden sollte. Sie legte ihn über ihr weißes Nachtgewand, und er schmiegte sich leicht um ihre Hüften; aber vergebens sah sie auf den milden Glanz des Steines: der mußte gegen andere Schmerzen sein.

Noch eine Weile trug sie es; dann, wie in Scham ob ihrer Schwäche, riß sie das Zauberstück vom Leibe und warf es von sich, daß der Stein heraussprang. Bornig zog sie das Gewand von ihrem schönen Leibe und bestieg das Ehebett, aber auch die Seidendecke wollte ihr keine Ruhe bringen. „Komm nun! Du sollst! Du sollst!“ rief sie, als könne sie durch ihren Willen den Ehgemahl in ihre Arme zwingen. Aber er kam nicht; und das Bild des schönen Mannes, der doch ihr eigen war, peinigte sie wie ein Ge-

ipenst; und die Kerzen, die noch auf der Tafel brannten, wurden ihr unheimlich, als sei es zum Begräbniß.

Zitternd stieg sie von ihrem Lager und löschte alle bis auf eine; dann nahm sie ein Stundenglas vom Kamin-gefimse und stellte es in den fargen Schein. „Nichts ande- res will ich sehen!“ sprach sie zu sich selber; „nur wie das Leben rinnt!“ Und so lag sie gestützten Armes auf ihrem Kissen und blickte unablässig auf den rieselnden Sand; und war das letzte Korn hindurchgefallen, so stand sie langsam auf, das Glas zu wenden. Erst als im Dämmerdichne draußen der Wald erwachte und unter ihrem Fenster der Trupp der Arbeiter auf das Feld hinausging, war der schöne Leib in Schlaf versunken.

— Der Mann, um den sie solches litt, war längst auf einem Schleichweg in die Burg gekommen; keine Brücke hatte sich um ihn gehoben, kein Thor geöffnet; aber zu seinem Weibe zu gehen hatte er nicht vermocht. Im äußer- sten Winkel des einen Flügels war eine fast leere Kammer, die er als Haussohn einstmals inne hatte; dort auf einem harten Faulbett lag er unausgekleidet, den blonden Kopf auf beiden Händen; das Baumrauschen vor seinem Fenster hatte ihn selig eingewiegt.

*

*

*

Die Zeit war fast um eine Tagfrist weiter gerückt; es war wieder Abend. Frau Wulshild saß in ihrem Wohn- gemache, wo dunkelgemusterte Teppiche an den Wänden hingen; auch hier waren kleine Glasscheiben in den beiden Fenstern, und das Mondlicht, das hindurchfiel, mischte sich mit dem Schein der Kerze, die auf dem Tische stand. Das schöne Weib saß unbeweglich mit gestütztem Haupte. Da öffnete sich die Thür, und Gaspard der Kabe trat herein. „So kommst du endlich?“ sprach sie und warf ihre müden Augen auf ihn.

„Wohl, Herrin.“

„Dein Kopf hat sich verrechnet,“ sprach sie wieder. „Dein Herr schlief unter einem Dache mit mir; doch fern, in einer Bodenkammer; er hat das Edelmild verschmäht, das seiner wartete.“

„Ich weiß das, Herrin,“ antwortete der Schreiber; „er hat das Raubthier nicht erjagen können; es wird ihm nur die Wildkatze vor seinen Augen noch gesprungen sein.“

„Laß deine Narreteidung!“ sprach Frau Wulfhild finster. „Ich sagte dir einstmal, ich sei keine Henne; nun willst du mich gar reuen lassen, daß ich keine Wildkatze sei! — Ich fürchte wohl, hier ist ein ander Thier im Spiel!“

„Was sagt Ihr, Herrin?“ und Gaspard richtete seine spitzen Ohren auf.

„Sieh meine Hand, Gaspard; — und fühl sie auch!“ rief Frau Wulfhild und legte ihre weiße Hand an seine gelbe Wange. — „Nun, schauerst du noch nicht?“

— „Nein, Fraue; laßet sie nur immer liegen!“

Aber sie nahm sie fort. „Dann,“ sprach sie, „stößt nicht meine Hand ihn fort; dann ist es eine Andere, die ihn zu sich zieht!“

„Sprecht weiter, Herrin! Mein Wiß ist nicht so fein wie Frauensinn.“

„Du sahst doch,“ sprach sie, „wie er gestern auf dem Weg mir seine Hand entriß! Es that nicht sanft; aber vorhin in der Dämmerung, er wollte fort, der Wildkatze wegen; als ich nach seiner Hand griff —“

Sie war aufgestanden und ging mit starken Schritten durch das Zimmer. „Sieh her!“ rief sie und streckte ihm ihre linke Hand entgegen: „der Blutriß ist von meinem Ehering! Ich hatte, mein ich, genug der Wunden aus meinem ersten Ehebund!“ Sie warf den Kopf zurück und begann mit geschlossenen Fäusten wieder auf und ab zu schreiten.

Gaspard sah dem eine Weile zu; dann sprach er: „Und, Herrin, wie dien ich Euch?“

Da stand sie still und sah auf ihn herab; sie mußte erst der Frage nachsinnen. „Er wird auch heut nicht zu mir kommen,“ sprach sie heimlich, doch ihre Stimme bebte vor Zorn; „er wird auf seine Bodenkammer schleichen und im Traum mit seinem Luftbild buhlen; aber du weißt es, Gaspard, der Mann, so stolz und wild er ist — er ist ein Kind; nimm ihm sein Spielzeug, und er vergißt es! Und du — sollst mir die Puppe suchen helfen!“

Gaspard blickte schief zu Boden und zog mit einem leisen Pfiff den Athem durch die Zähne. Dann hob er langsam seine Schnabelnase und sprach mit scharfem Lächeln: „Kopf und Hände sind nur meiner Herrin!“

* *

*

An demselben Abend, nur etwas früher, saß zu Haderslevhuus die alte Base in ihrem stillen Gemache; an einer Wand stand das schmale Bettchen Dagmars, an einer anderen das der alten Dame mit dem großen Himmeldach; daneben hing ein Gefäß mit Weihwasser, darüber die geschnitzte Mutter Gottes; in einer Wandnische lagen handschriftliche Dichterwerke, an denen sie sich einstmals in der Jugend die Wangen heiß gelesen hatte. Sie selber saß an einem Tischchen vor dem Fenster mit den Buzenscheiben, durch das der Abendschein hereinfiel; ihr gegenüber Dagmar, und Beide mit einer heiligen Arbeit in den Händen: denn bei der letzten Firmelung hatte der Bischof dem Reliquienschrank der Kirche zu Haderslev eine Anzahl Schädelknochen der zehntausend Jungfrauen zum Geschenk gemacht, und die Alte wie die Junge waren jetzt damit beschäftigt, sie mit rothem und weißem Sammet und mit Goldstickereien zu überziehen.

Es war ganz still im Gemach; nur das Stichekn der Nadeln wurde hörbar und das eintönige Geräusch eines Dompfaffen, der in seinem Bauer innerhalb des Fensters unaufhaltsam auf- und niederhüpfte. Das junge Kind führte heute ihre Nadel nicht mit gewohnter Sicherheit, und die Blättchen hingen oft nicht richtig an den goldenen Ranken; sie schaute nach jedem zehnten Stiche hastig durch das Fenster, das nach Osten lag, aber der Mond war noch nicht da. Ihr Athem wurde kürzer; in ihrem Inneren war heute eine fremde Kraft, die ihr die Nadel aus der Richte stieß.

Endlich legte die Alte ihr besticktes Schädelstücklein auf den Tisch. „Fertig!“ sagte sie. „Guck her, Dagmar! Ob wohl dieser Kopf im Leben solchen Schmuck getragen hat?“

Das Kind hatte nicht gehört: der Mond war eben über den Bäumen aufgegangen.

„Dagmar!“ rief die Base. „Was ist dir? Du glühest ja wie Purpur!“

Mit verschleierten Augen sah das Mädchen auf die Alte.

„Du hast wohl in deinen Truhen gekramt, Bas“,“ erwiderte sie; „es ist so schwüler Duff hier; es hemmet mir die Luft!“

Aber die Alte hatte ihr die Stickerei aus der Hand genommen und wiegte jetzt den Kopf, indem sie sorglich darauf hinsah. „Ei ja, Dagmarlein.“ sagte sie, „du hast noch eine Kinderhand; aber doch nicht allemal so sehr! Ich sagt's dir schon: was wollten deine Finger bei dem Todtenbein! Schelle nach der Grete, daß sie die Kerze bringt; der Tag ist aus, und der da draußen“ — sie zeigte mit ihrem mageren Finger nach dem Mond — „der leuchtet nur Verliebten, aber nicht Kindern und alten Frauen!“

Ein heißes Roth schoß über das junge Antlitz; aber die Alte gewahrte es nicht. „So schelle doch, Kind!“ wiederholte sie; „du kannst dann deinen Silbergürtel weiter sticken! Ist der erst fertig zu dem weißen Seidenkleide, da wirft du

aussehen wie die heidnische Diana; es fehlt nur noch der Silbermond an deiner Stirn!"

Sie bog sich über den Tisch und streichelte die zarten Mädchenwangen. „Wart nur ein Jährlein, Dagmar! Da nimmt dein Vater dich mit hinaus, nach Wordingborg, nach Kopenhagen! Da kommen die jungen Erdenjöhne und werden um einen Blick der keuschen Göttin werben; auch einer, wohl so schön als wie der junge Ritter Lembeck, der lezthün auf Dorning eingezogen ist?"

„Auf Dorning?" frug Dagmar achtlos. „Der Ritter Claus ist ja schon alt!"

— „Ei, Kind! Sein Sohn, sein ältester! Und mit einem schönen, stolzen Weibe; gar einer Schauenburgerin!"

„So? Einer Schauenburgerin?"

— „Ei freilich: aber doch nur einer Wittib — ein Pfirsich, drau schon ein Anderer seine Lippen lezte!"

„Pfui, Bas! Aber ich kenne sie ja gar nicht; was kümmern mich die fremden Menschen!"

Dagmar war schon mit der Schelle an die Thür gegangen, kehrte aber zurück, ohne sie geöffnet zu haben. „Nein, Bas'," jagte sie mühsam; „mir ist das Herz bedrückt; ich muß hinaus, in die Luft!"

— „Ei, Kind, es wird ja Nacht, und du weißt, der alte Joseph sagt, die Unholden schauen dann aus dem Boden!"

„Nur in den Garten, Base; da giebt es keine!"

Die Alte wurde unruhig; sie rückte an dem Kinn Tuch, das sie über ihr schwarzes Käppchen gebunden hatte. „Du weißt, sieh mich nur an!" sagte sie; „das dumme Kopf-reißen; ich darf nicht in die Abendluft. Wenn dich was ankäme! Dein Vater ist in Wordingborg!"

„O Bas', ich nehme Heudan, die Dogge, mit!" rief Dagmar beklommen; „sie war auch gestern Abend bei mir!"

Die Alte nickte: „Ja, ja, Dagmar, die Dogge; ja, das geht! Du zogst ihr neulich auch den Dorn aus ihrer

„Tage, wie Androklus dem Löwen! Du kennst doch die Geschichte?“

Sie sah sich um; aber da war Dagmar schon hinausgeschlüpft, und die Glocke stand wieder auf dem Tische. „Ei ja,“ sagte die Alte seufzend, „da läuft sie mit dem Hunde in die Nacht hinaus, und ich kann hier im Mondschein meine lieben Schatten zu mir laden; wir brauchen keine Lichter!“

Der Nachtschein fiel durch die kleinen Scheiben; und mitten im Gemache saß die alte Dame und sah mit geisterhaften Augen in die Dämmerung: nur mitunter eine leise Handbewegung, als sei es ein Willkommen.

— — Dagmar aber war hoch aufathmend die Treppen hinabgeflogen; unten in dem großen Flur erhob sich die Dogge und sprang freudig ihr entgegen. „Heudan, mein Hund, komm, komm mit mir!“ rief sie ängstlich, und das Thier drängte sich an die schwächliche Gestalt, daß sie dem Ungestim kaum wehren konnte.

Sie schritten aus einem hinteren Thore durch einen weiten Hof, an dessen Ende ein Geläß zur Absonderung bissiger oder neuer Hunde war; und Heudan sah verwundert zu dem Mädchen auf, als sie dort eingetreten waren. Dagmar aber schlug das Herz bis in den Hals hinauf, da sie eine der ledig hängenden Ketten faßte und das Halsband des Thieres daran befestigte. Es war nur Liebes von der jungen Hand gewohnt und leckte mit der rothen Zunge nach ihr hin; da schlug sie die Arme um seinen rauhen Nacken: „O Heudan, ich bin treulos, aber — du, du bellst auch gar zu schreckbar!“ Und eilig lief sie hinaus und schob den Kiegel vor; dann ging sie durch eine Pforte in den Garten, durch Lindengänge und zwischen düsteren Taxusbüschen; da kam vom Hof ein Winseln, und einen Augenblick stand ihr der Athem still; aber sie drückte beide Hände vor die Ohren, und als sie auf den Platz hinaus trat, wo die Würzebeete waren und wo das volle Mondlicht ihr entgegenquoll, da

hörte sie nur noch die Nachtigall, die drüben am Waldesrande schlug. Der Athem ging heftig durch ihre offenen Lippen; sie setzte sich auf die Bank und blickte vor sich auf den Wipfel der hohen Pappel, deren Blätter im Nachthauch sich bewegten. Doch aus den beklommenen Athemzügen wurden Worte: „Was wolltest du hier, Dagmar?“ sprach sie leise. „Die Nachtigall?“ — Sie horchte eine Weile, und der Vogel sang, als müsse er einen Preis ersingen — aber Dagmar schüttelte das Köpfchen, und ihre Lippen flüsterten, indem sie die Hände vor die Augen schlug: „O heilige Jungfrau, wenn du mir hold sein wolltest!“

Da rauschten neben ihr die dichten Pappelzweige; und ehe sie es fassen konnte, schwang ein Mann sich auf die Mauer und hinab dann in den Garten. Ein Schrei rang sich aus ihrem Munde, aber sie erstickte ihn; denn schon lag er ihr zu Füßen, jung und schön, und sah mit flehenden Augen zu ihr auf: „Seid milde, Fräulein! O, wie hold seid Ihr! Ich sah noch nimmer Euresgleichen!“

Sie sagte nichts; mit kindisch weit geöffneten Augen blickte sie ihn an, erschreckt und doch entzückt, als wollte sie die Worte ihm von den Lippen lesen. Doch das Winseln der Dogge scholl vom Hof herüber durch die Büsche, und des Ritters Hand fuhr jäh nach einem Jagdstahl, der an seinem Gürtel hing.

Aber sie schüttelte nur leise mit dem Köpfchen, da ließ er die halb gezogene Waffe wieder fallen. „Wer seid Ihr?“ frug er. „Wollet Ihr mir's sagen?“

Und sie antwortete: „Ich bin Dagmar, des Hauses Tochter; und wer seid Ihr?“

Er erschrak und wollte schon eine Mär erzählen, wie er zu anderen Zeiten wohl gethan, doch da er in dieses Kinderantlitz blickte, so konnte er es nicht; er sagte nur: „Ich, süße Fraue, bin ein selig unseliger Mann, seitdem ich Euch gesehen habe!“

— „Aber, Herr, das ist nicht rechte Antwort!“

Da hob er die Hände bittend zu ihr auf: „Verlanget nicht Weiteres; es wär auf Nimmerwiederkehr!“

„So redet nicht!“ rief sie hastig; aber ein Zug der Angst flog dennoch über das zarte Antlitz, und sie setzte bei: „Nur, um der Gottesmutter Leiden, schweigt nicht zu lang; es thäte mir weh!“ Und wie durch körperlichen Schmerz getrieben, drückte sie die Hand auf ihre linke Brust. Da er sorgvoll mit den Augen folgte, sprach sie: „Ihr wisset, das große Sterben, als das ins Land kam ... aber“ — unterbrach sie sich — „wo waret Ihr denn damals?“

„In Paris,“ sagte er leise, als wolle er den Laut ihrer Stimme nicht verlieren; „in Prag dann später; auch dort am Königshof.“

Sie sah ihm in sein schönes Antlitz, auf den gestickten Sammetrock und wie die goldenen Knöpfe im Mondlicht blitzten. „So wisset Ihr nichts von uns — o herzliche Mutter! Süße Schwester Heilwig!“ rief sie; „o meine Brüder — Alle sind sie gestorben!“ Plötzlich ergriff sie seine Hand: „Kommt!“ rief sie und zog ihn mit sich auf eine kleine Höhe, von wo man seitwärts bei dem Walde in das flache Land hinaussehen konnte. Er glaubte eine Niederung zu gewahren und einzelne Pfähle, durch dunstigen Nebel schimmernd, der dort umzog. „Dort!“ sprach sie kaum hörbar und zeigte mit ausgestreckter Hand dahin.

Er schwieg: er wußte, das sei der Bestacker, wohin sie gewiesen hatte. — Ein Nachthauch kam und hob ihr dunkles Haar ein wenig von dem schmalen Antlitz und wehte das Gewand um ihren zarten Körper; ihm war auf einmal, als sei auch sie unhaltbar auf der Erde. „Wenn dort Eures Blutes Einer ruht, so gönnet ihm die Ruhe!“ sprach er zitternd.

Doch sie streckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!“

„Das klang hart von Euren jungen Lippen!“ sprach der Mann.

Da wandte sie ihr Haupt und sah den Schmerz in seinen Augen. „Ich wollte Euch nicht Leid thun!“ sprach sie bittend; „nur sagen: von all dem Sterben habe auch ich mein Theil behalten!“ — und sie faßte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der spanische Jude, ich hörte ihn einst zur Base sagen, es sei zu groß, ich könnte einmal so hingehen; starkes Leid und Freude könnte ich nicht ertragen. Und die gute Bas', will sie mir lieb thun, so sagt sie, ich hätte weiße Rosen auf den Wangen!“

Sie schwieg, und er antwortete ihr nicht; aber sie sahen sich in die Augen, und drunten aus der Tiefe schlug die Nachtigall. „Frühling!“ sprach er leise und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag sie an seiner Brust, die Augen geschlossen, die Hände um seinen Hals gestriekt; und für die Worte, welche ihnen fehlten, sang die Nachtigall, als müsse ihr die Brust zerspringen — und nun ein Ton, lang ausathmend, ohne Ende. „Sie stirbt!“ rief Dagmar, warf das Haupt zurück und schaute in des Mannes Augen. „O, kann man auch vor Liebe sterben?“ — Er aber, in dem Thörichtthun der Minne, hob ihre leichte Last gegen den Silberchein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O meine weißen Rosen! O heilige Jungfrau, beschütze mir mein ganz unfäßlich Glück!“

Da scholl vom Schlosse her das Klirren einer Pforte, und sie wand sich jäh aus seinen Armen. „Scheiden!“ rief sie schmerzlich; dann nahm sie seine Hand, doch nur für eines Athemzuges Dauer. „Nein, fort! — fort!“ rief sie in Schrecken. „O, vergiß nicht mein; ich müßte sterben!“

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrem Mund; dann rauschte es in den Pappelzweigen, und sie war allein. Sie stand, als wäre sie nicht lebend; ihre Wangen waren blaß, von ihren Lippen aber schimmerte es roth: das war die

Minne, die dort des anderen Paares harrte. „O Herzliebe, o sehrende Noth!“ seufzte das Kind und sank auf ihren Sitz. „Und wie heißet er denn nun? — Er? Er —?“ und lächelnd antwortete sie sich: „Das weiß ich nicht . . . o heilige Jungfrau!“

Da kamen Schritte näher, und aus den Büschen sprach ein altes Stimmchen: „Nein, nicht dorthin; hier, Grete; hier bei dem Tagus! O heilige Mutter Gottes!“ Und die Base in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch vermummt, trat mit der alten Grete in den Mondschein hinaus. „Kind, Kind, wo bleibst du!“ rief sie. „Muß deine alte Base dich suchen gehen!“

— „O Bas', es ist so schön hier!“

„Und“ — die Alte sah sich um — „du bist ja ganz allein; wo ist der Hund, der Heudan?“

„Der Hund?“ sprach Dagmar hastig. „Ist der nicht hier?“

— „Ei, Kind, das mußt du ja doch selber wissen!“

„O Bas', du hättest die Nachtigall nur hören sollen!“ Und wie gerufen drang der Bogelschall von Neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülsen und den Nadeln des Tagus; von Düften schwamm es in der Luft. Einen Augenblick stand die Alte, das Ohr geneigt: „Ja, ja; du heil'ger Gott, das wäre ein Plätzchen für die Minne hier!“ sprach sie murmelnd vor sich hin. „Vor Zeiten; ach, vor langen Zeiten!“ Dann aber trieb sie zu rascher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob sich und rauschte durch die Wipfel der Bäume.

Dagmar ging mit unhörbaren Schritten, da sie dem Gelaß vorbeikamen, worin sie Heudan, die Dogge, eingesperrt hatte. „Morgen, mein Hund,“ sprach sie leise gegen die verriegelte Thür; „ich hol dich früh!“ Aber der Hund schien zu schlafen; es blieb Alles still.

Und bald lag sie in dem schmalen Bettchen in der Re-

menate der Base: aus dem großen Himmelbette scholl bald das gleichmäßige Athmen einer ruhig Schlafenden; von dem jungfräulichen Lager hob sich in dem zweifelhaften Mondlicht noch ein blaßes Köpfchen, das schwarze Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O Mutter der Gnaden,“ flüsterte das Kind, „ich habe sie beide belogen, Heudan erst, den Hund, und dann die gute Base! Ach, Heilige, aber wenn man erst so alt ist! Sie verstanden das doch beide nicht!“ Dann legte sie die Hände über die junge Brust, und sanft wie eine Wolke kam der Schlaf.

— Rolf Lembeck wanderte indessen mit langsamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Dornung erwartete ihn auch sein schönes Weib, und sie war sein mit allen ihren Wonnen; aber ihn überfiel es, als fürchte er die starken Weiberarme, und ging den Weg hinab wie in ein Thal des Todes.

* * *

Durch alle Gefahren aber fand die Minne ihren Weg. Rolf, der Leichtlebende, wie das schuld- und truglose Kind, sie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Listen; denn Minne schärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumerische Vorsicht. Und Alles fügte sich, als ob es helfen sollte: die Base hatte bei dem Nachtgang ihren Fluß im Kopf verschlimmert; den Schloßhauptmann hielt der König noch in Wordingborg. Rolf Lembeck zwar erkaufte sich bei seinem Weibe nur durch erzwungene Zärtlichkeit die flüchtigen Stunden seines echten Minneglückes; und mitunter, wenn er sie umfassen wollte, legte sie ihre schöne Faust gegen seine Brust und sah ihm prüfend in die Augen, ob seine Seele auch dabei sei; und so geschah es unterweilen, daß sie plötzlich seine Arme von sich warf und schweigend aus der Thür schritt. — Und als zu Haderslevhuus der Schloßhauptmann aus Wordingborg

heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein schweres Herz entgegen, und als er ihr die Wangen strich und frug: „Was ist mit meiner Dagmar?“ da schüttelte sie nur den Kopf und sah zu Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefurchte Antlitz über ihr; und zu sich selber sprach sie: „O brennend Leid! Wem soll ich reden, wem soll ich schweigen?“ Doch es ward nicht laut; sie schwieg nur für den fremden Mann, und ein Weh durchflog sie wie einstmal in der Pestzeit, als sei sie nicht mehr ihres Vaters Kind; doch war es heute nicht ihres Vaters Schuld.

So schien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandkorns Umfang konnte sie verrathen. Schon mehrmals hatte Frau Wulfsbild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaspard, wo bleibt die Puppe?“ und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenvünsche sind schneller noch als Mannesarbeit!“ Gleichwohl trug er schon etwas in seinen Sinnen; nur wollte er es unreif nicht herausgeben. Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schloßhauptmanns Tochter über die Gartenmauer lehnen sehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Bordertagen zwischen den Zinnen stand, das gewaltige Gebell hinabgesandt. „Hm, ein Kind noch!“ hatte er bei sich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hunde! Und doch — auch bald nicht mehr; wer weiß?“

Und eines Morgens sprach er zu dem Ritter: „Wißet, Herr, drunten in Haderslev hat ein junger Schmied, der eben aus dem Reich gekommen ist, ein neues Schießwerk heimgebracht: es ist ein eisern Rohr und wird mit einem Pulver draus geschossen! So's Euch gefällt, wir könnten einmal hinüberreiten!“

„Heiliger Hubertus!“ rief Herr Rolf; „kümmert Gaspard der Kabe sich auch um Schießzeug?“

Der Schreiber warf von unten seine scharfen Blicke auf den Frager: „Wenn ich nur treffen könnte!“ sagte er.

Da lachte Kolf Lembeck: „So komm! Ich kenne die Feuerröhre schon von Prag; wer weiß, ob nicht dein Treffer drin sitzt!“

„Vielleicht,“ erwiderte Gaspard, und da der Andere nach dem Reitstall schritt, sah er ihm nach, als sähe er auf seine Beute.

In Kurzem ritten sie auf Haderslev. Es war zu Ende Juni; Kolf hatte sein Mäntelchen schon auf des Klappens Hals gelegt, denn die Sonne brannte; Gaspard warf die Gugelkappe in den Nacken. So ritten sie in dem goldenen Staub der Heerstraße durch das Kirchdorf Hammelef; die Bauernkinder lagen im Sande vor den Hütten und wiesen mit den Fingern auf den schmucken Reiter. Von da führte der Weg durch den Wald, und die Rosse traten vorsichtig zwischen die Eichen- und Buchenwurzeln. Der Ritter blies den Athem von sich: „Ah, Gaspard, das ging schier ums Gefottenwerden!“

Der Schreiber nickte nur; er hatte Gedankenarbeit. Der Wald hörte auf, und wieder kam der Sonnenbrand; nach einer Weile ein Hügel mit hohen Bäumen, an dem zur Linken sich eine andere Hölzung hinzog; oben aus den Wipfeln sah die Krönung eines stumpfen Thurmes. Wie eine Gabel theilte sich der Weg nach rechts und links; und Gaspard, als ob es sich von selbst verstehe, spornte seinen Fuchs zur Linken in den Waldweg; er wollte an der Gartenwand vorüber, um dort des Ritters Mienen und Gebahren zu erforschen; doch da er umblickte, sah er sich allein; der Ritter war schon nach Osten auf dem Wege durch die freie Landschaft.

Gaspard wandte sein Pferd und ritt bald wieder neben ihm. „Ei, Herr,“ sprach er, „was meidet Ihr den Schatten und reitet den weiteren Weg hier in der Sonnengluth?“

Der Ritter sah lachend von seinem Hengst auf ihn herab: „Ich wußt nicht, Gaspard, daß du die Sonne fürchtest!“

„Ich bin kein Ritter, Herr,“ sprach Gaspard und zog sich seine Gugelkappe in die Stirn. „Ist in dem Schlosse droben etwas, das Euer Auge haßt?“

„Meinst du,“ erwiderte Nolf Lembeck fröhlich, „daß man nur meidet, was man haßt?“ Doch, als befänne er sich plötzlich, fügte er hinzu: „Wohl seh ich lieber das freie Land hier, als auf des Dänenkönigs Burgen; mir ist, er spinne wieder Unheil!“ Der Zusatz kam zu spät, denn als er auf den Schreiber blickte, sah er dessen Kopf sich seitwärts drehen und mit der Nase nach der Erde fahren, daß ihm der Kappenzipfel um die Schulter schwenkte. „Hollah, Kabe!“ rief er. „Wonach trachtest du?“

„Ihr wiisset, Herr,“ entgegnete der Braune, „ich sehe bisweilen Dinge, die nicht da sind.“

„Und was Beute sahst du denn dorten auf dem Sande?“

„So Ihr es wissen wollet — nur eines Fädleins Ende! Ich dachte thöricht, es sei schier mitzunehmen; doch — Ihr habt Recht, warum sollen wir die Königsburg betrachten!“

„Ei, Gaspard!“ rief der Ritter, „wozu der Faden! Hier ist kein griechisch Labyrinth!“ Doch plötzlich überkam es ihn, als stehe er mit Dagmar vor aller Welt auf offenem Markt, und aus dem Haufen glühten seines Weibes Augen auf das arme Kind.

Gaspard blinzte mit verkniffenem Lachen auf den jungen Herrn und ließ dann seinen Fuchs nach hinten gehen. So ritten sie, Jeder in eigenen Gedanken, in die Stadt.

— — Was mit dem Feuerrohr geworden, vermag ich nicht zu sagen; aber ein Anderes. In Holstein, in einer engen Gruft, mußten die Würmer sich durch einen Sarg gefressen und von dem gemunkelt haben, was sie in dem todten Mann gefunden hatten, der, als er oben ging, Hans Bogwisch hieß.

Am Nachmittage, da Nolf Lembeck mit dem Schreiber das Haus des Schmieds verlassen hatte, saß in der Gast-

stube des „Schwarzen Stiers“ zu Haderslev ein wüster Holstenkerl; er wollte zum König Waldemar, der wieder einmal Kriegslute sammelte; ein paar Gesellen, die ihm nicht ungleich sahen, hielten ihn trunckfrei, denn er war ebenso maulfertig im Trinken, wie im Reden. „Ihr habt das Weibstück nun nahebei!“ rief er; „die macht nicht viel Federlesens, und schmuck ist sie, daß sie den Teufel verführen könnte!“ Er stützte den schweren Kopf in seine Hand und streckte die andere breithin auf den Tisch: „Die Königlichen hatten ihr den Mann, der seinem Weib die ganze Ehefröhlichkeit verdorben hatte, zu ihrer Freude so verhauen, daß schon der Gottseibeius am Bettende saß, um mit der Seele abzufahren. Aber — das wissen wir selber! Unkraut und Disteln vergehen nicht so leicht; und eines Tages wurde seine Nase wieder roth und kreuzfidel!“

Der Kerl lachte und nahm sein Glas: „Ein Satansweib! Möge der Teufel ihr weiter helfen!“ Und die Gläser der drei Hallunken klirrten an einander.

In einem anderen Tische saß ein Herr, jung und im goldgestickten Rock; er war schon aufgesprungen und hatte die Hand am Schwertgriff, um die Kerle abzufuchteln; denn er wußte, es war sein Weib, das ihre schmutzigen Mäuler schändeten. Aber er setzte sich schweigend wieder: er mußte hören; das war besserer Gewinn.

Und mit heimlicherer Stimme begann auch schon wieder der Bettelgast am anderen Tische; aber er hatte sich zuvor noch erst sein Stück gelacht: „Der wunde Ritter, ich sag't euch schon, hub an, seine Fäuste wiederum zu fühlen; da“ — und der Kerl stieß mit seinem Becher auf den Tisch — „da hatte sie auf einmal Matten zu vergiften! — Ich glaub, es ist auch wohl eine Matte mit crepirt; aber es glückte wunderbar: am anderen Morgen war sie eine frohe Wittve!“

„Mordbrand!“ rief einer von den Anderen; „gar eine Rittersfrau und hier? Wie heißt sie denn?“

Aber der Kerl wischte sich den Mund und hob mit trunfener Feierlichkeit die flache Hand: „Das bleibt bei mir! Ich bin von ihrem Hof; ein Hundsfott, der seinen Herrn verräth! Möchte nur der Folgmann des armen Borwirths nicht geworden sein!“

Er leerte sein neu gefülltes Glas und stand taumelnd auf; als er an Kolf Lembeck vorüberkam, sah er ihn mit verglasten Augen an und strebte taumelnd nach der Thür.

Gleichzeitig war Gaspard in das Gemach getreten, der auf Einkauf für seine Herrin in der Stadt gewesen war, und Kolf drängte zur Heimfahrt. Auf dem Rückweg ließ er den Schreiber vor sich reiten: er wollte weder seine noch eines anderen Menschen Rede hören; ihm war's, als wenn das Hirn ihm friere und gössen Eisstrahlen sich hinab durch seinen Rücken! Nicht seines Weibes dachte er zunächst; nein, Dagmars; und daß zu ihr ein furchtbarer Rettungsweg sich aufgethan.

Als er zu Dorning ins Gemach trat, kam Frau Wulfschild mit ausgestreckten Armen ihm entgegen; aber er griff sie an beiden Handgelenken und hielt sie von sich; mit entsetzten Augen sah er auf ihr Antlitz.

Sie erschrak. „Was ist dir?“ rief sie auffahrend; „bist du auch toll geworden?“

Da ließ er schweigend ihre Hände fahren und schritt in den Hof hinab. Das Weib aber stand plötzlich ohne Regung: „Was war das?“ stammelte sie kaum hörbar.

* * *

Nach einigen Tagen stand der Schreiber in Frau Wulfschilds Kemenate.

„Hast du die Puppe?“ frug sie hastig.

Er wiegte seinen kleinen Kopf: „Ich habe sie und habe sie auch nicht.“

— „Das heißt?“

„Ich wette, es ist das Fräulein von des Königs Burg.“

— „Des Schloßhauptmanns Tochter? — Ein Kind!“

Er spreizte seine Finger: „Erlaubt, das pflegt sich beim ersten Fuß zu wandeln; und überdies — das Neue ist ein Dämon!“

Sie war vom Sessel aufgesprungen und schritt mit funkelnden Augen auf und ab; ihre Finger griffen in ihr Sack-
tuch, als sei's ein lebend Wesen, das sie würgen müsse.

„Das Spielzeug könnt Ihr nicht nehmen,“ jagte Gaspard wieder; „doch wenn das Spielzeug nicht vom Kinde kann, so muß das Kind vom Spielzeug!“

— „Was heißt das? Rede deutlich!“

„Sind hier die Wände sicher?“

„Das weißt du selber,“ erwiderte Frau Wulfschild und warf sich in den Sessel. „Nun rede!“

Und Gaspard setzte sich zu ihren Füßen auf den Schemel, den sie ihm gewiesen hatte. „Ihr habet, edle Herrin,“ begann er leise, mit Fingerspiel sein Wort begleitend, „meine Maulwurfsarbeit nicht gesehen, aber ich habe sie gethan. So leih mir nun ein hörend Ohr! — Die unruhigen Herren in Holstein spinnen einmal wieder etwas gegen den König Atterdag“ — er sah sich um; dann fuhr er fort: „Sie hatten Euren Schwäher auch zum Rath berufen; Ihr wisset, der gewaltige Herr hat etwas von der Fledermaus: beim Wolfe heut und morgen bei den Falken; und so wollten sie seiner diesmal sicher werden. Aber er bauet die Burg dort auf der Insel und kann nicht fort von dem wilden Bauvolk.“ Gaspard senkte seine Nase: „Wollet nicht fragen, wie ich das erfahren habe; aber ich suchte einen klugen Boten und schrieb an Herrn Claus Lembeck, daß bei Euch ein treuer Mann entbehrlich sei, wenn anders Treue im nächsten Blute liege; ich schrieb auch, es komme Eurem Wunsch entgegen, des Ehegemahls auf eine Weile zu entrathen.“

„Mich will bedünken,“ rief das Weib, „du bist noch eigenwilliger als klug! Und Claus Lembeck“ — setzte sie hinzu — „wie lautet seine Antwort?“

Der Schreiber nestelte an seinem Rock und reichte ihr zwei Papiere. „Solange,“ sprach er, „der alte Ritter nicht des Königs ist, sind die Wünsche der Schauenburgerin ihm Befehl! Hier ist ein Brief für Euch, und nebenbei, wenn Ihr sie wollet, die Berufung für Herrn Rolf Lembeck!“

Die Frau griff nach den Briefen und las sie. „Du nimmst mir den Gemahl und solltest ihn mir doch wahren!“ sprach sie seufzend.

— „So lasset mich schreiben, daß Ihr ihn nicht missen könnt!“

Da war sie aufgestanden; den Kopf emporgeworfen, die eine Hand an ihren Lippen, stand sie da, wie in die Weite schauend; dann reichte sie dem Schreiber ihre andere Hand: „Mein weiser Rabe! Ich bin zufrieden, schick mir deinen Boten; ich werde an Claus Lembeck schreiben, Rolf wird diesem Vater nicht zuwiderhandeln.“

„Ich wußt es, Herrin; Ihr seid nicht wie die Anderen.“ Er küßte ihr Gewand; dann wurde er entlassen.

— — Am Abend dieses Tages schritt Rolf Lembeck nach der Gartenmauer zu Haderslevhuus, und Gaspard der Rabe schlich unmerklich hinterdrein; er wollte nähere Bestätigung für einen neuen Anschlag, den er im Kopfe trug.

Spärlicher Nachtschein zitterte durch die Buchenkronen; nur wenn der Ritter durch eine Lichtung ging, huschten wie blaue Funken die Johanneskäfer um ihn her, und die Nacht war lau und still. Sein Weib hatte nicht versucht ihn zu halten; dennoch ging er langsam und in schwerem Sinnen, und er hörte nicht auf den Schritt, der in den seinen trat. Nicht nur was er im „Schwarzen Stier“ erfahren hatte, ein Anderes noch war ihm gekommen! Ein Wort, das er als Knabe von seinem Vater vernommen hatte. Ein Graf

von Orlamünde hatte derzeit von seinem Weibe wollen, um eine Schöneren zu freien; aber kein Laie hatte zwischen den beiden Eheleuten den gemeinsamen Blutstropfen finden können, der fähig war, den Bund zu lösen. Da machte der Graf ein gut Theil seiner Habe zu Gold und zog nach Rom; und bald auch kam er mit heiterem Antlitz heim: zwar ohne Gold, aber mit dem Pergament des heiligen Vaters in der Tasche, das wegen zu nahen Blutes die Ehe aufhob. „Beim heiligen Bart,“ hatte Claus Lembeck da gerufen, „der Teufel konnt es nicht; der Papst hat es herausgefunden!“

Der Knabe Rolf hatte das Wort gehört und nicht geachtet; jetzt kam es aus der Tiefe, wo das Gedächtniß die Schätze für die Zukunft hütet. „Und wenn dem Orlamünder, warum nicht mir?“ rief es in ihm. „War meiner Großmuhme Gemahl doch ein Better von den Schauenburgern!“ Dann dachte er des Anderen: „Wenn ich es brauchen müßte, das bricht die Kette!“ rief er laut, und mit kräftigeren Schritten ging er weiter.

Der Rabe Gaspard war auf seinen Fersen; und als nach einer Weile der Ritter sich droben aus den dichten Zweigen in die zarten Arme schwang, da war der Laurer an dem Waldrand und sah, was keines Menschen Auge hätte sehen sollen. Denn in dem Ritter war alle ungestüme Liebesnoth und Hoffnung aufgesprüht; „Rolf, Rolf! Du tödtest mich!“ rief Dagmar, als er sie in seine Arme preßte.

Da ließ er sie plötzlich und starrte über die Mauer in den Grund hinab. „Hörtest du es, Dagmar? Da drunten lachte was!“

Sie aber wandte das süße Antlitz zu ihm: „Fürchtest du dich, Rolf?“

„Ja, — Dagmar; wer dich im Arm hält, muß sich fürchten!“

„Doch nicht vor Ringeltauben! Ich hörte es auch, es kam dort aus der Buche.“

Er warf noch einen Blick hinab, dann zog er sie auf die Bank, wo vom Weg herauf kein Auge sie erreichen konnte. Die Nachtigall hatte ausgefungen; fast keines Athemzuges Regung war in der Nacht; wie müde legte Dagmar den feinen Nacken auf seinen Arm, und ihre dunklen Augen wollten nichts als ihn. Dämmerung war es, denn der Mond war rund und wieder schmal geworden und stand mit seiner Sichel über den Bäumen in Südost. Rolf Lembeck sah grübelnd in die Nacht hinaus.

„Nimm! So nimm doch, liebster Mann!“ hauchte das Kind und bot ihm ihre rothen Lippen.

Aber er drückte wie in Angst ihren Kopf an seine Brust: „Nicht mehr, o Süße, Selige!“

Da lachte sie und riß das dunkle Köpfchen wieder gegen ihn auf: „Um was? So nimm doch, was dein ist!“

Aber der Mann stöhnte, in Wonne halb und halb in Schmerz: „O Dagmar, ein Feuer ist die Minne; es soll dich nicht verbrennen!“

Sie verstand ihn nicht; sie frug auch nicht, nur als seine Lippen jetzt flüchtig ihre Stirn berührten, klagte sie: „Das ist ja nicht der Weg zum Herzen! Zürnst du? Was hab ich dir gethan?“

„Du, Dagmar!“ rief er und seine Augen leuchteten wie blaue Sterne, „du fülltest mir das Herz mit Wonne; soll ich Todesnoth in deines bringen? Hör mich, du Schöne, Unirdische! Mir ist es oft ein Wunder, daß meine Hände dich berühren können; mir ist, als sieiest du mein holder Schattengeist, von dem die alten Mären sagen, zwischen Lilien aus dem Mondscheinsee zu mir emporgestiegen; mir träumt zu Nacht, daß Flügel an deinen zarten Schultern sprießen, daß du mich fortträgst, weit aus dem Wirrsal meines jungen Lebens!“

— „O nein, nicht so, nicht so!“ Flehend bat sie ihn, und ihre Hände legten sich auf seinen Mund; „du täuschest dich; ich bin nur ein Erdenkind, o Rolf, die sterben vom Hauch der Luft; ich weiß es!“

Unbetend sah der Mann sie an.

Da glitt sie ihm zu Füßen, ein gespenstischer Glanz brach aus ihren Augen: „O Liebster, kein Leben, kein Sterben ohne dich!“

Er zog sie sanft zu sich herauf: „Erst leben, Dagmar! Wir zusammen — möchtest du das nicht?“

Sie nickte nur; aber der Athem stand ihr still, als ob sie Wunder hören sollte.

— „So muß ich dich um Urlaub bitten!“

„Urlaub?“ rief sie erschreckt. „Du willst fort? — Ganz fort?“

— „Nur auf zehn Tage, Dagmar! Am Abend nach Mariä Heimsuchung bin ich wieder bei dir!“

„Zehn Tage! — O, das ist lange!“

Er strich ihr lieblosend das lose Haar unter ihren Silberreif: „Ja, Dagmar, lange! Aber ich muß zu meinem Vater!“

Sie blickte ihn plötzlich wie verwundert an: „Hast du auch einen Vater?“ frug sie zaghaft.

— „Hast du doch einen, Liebste!“ sprach er. „Und meiner soll uns helfen, daß ich mit ihm durchs Schloßthor zu dem deinen trete und dich zum Ehegemahl begehre!“

Ein selig Lächeln überslog das Angesicht des Kindes: „O Rolf, welch ein Glück!“

Es fiel ein Regentropfen, ein langer Donner rollte über ihnen. „Gott hat's gehört!“ sprach er.

— „Sag noch einmal,“ bat sie, „wann kommst du wieder?“

Er neigte sich und flüsterte es noch einmal in ihr Ohr.

— „Gewiß?“

„Glaubst du, ich könnte den Weg vergessen?“

„Nein, nein!“ — Sie waren aufgestanden, Dagmar hing an seinem Halse; aber die Donner rollten stärker und die Blitze flammten, vom Thurme herab scholl das Wächterhorn. Noch einen Kuß, noch einmal, als wie auf ewig, Brust an Brust; dann war nichts als Nacht und Wetterchein auf diesem Platze.

— — Bevor Rolf Lembeck sein Haus erreichte, war Gaspard heimgekommen, und Bericht und Anschlag waren zwischen der Herrin und ihrem Diener schon zu Ende; als der Ritter in das eheliche Gemach trat, lag Frau Wulfhild wie schlummernd auf ihrem Lager. Doch obschon sie in voller Weibeschöne dalag, ihres Mannes Augen sahen an ihr vorüber, und seine Hand griff nur nach einem Schreiben, das auf einem Tischchen lag, auf dem er seines Vaters Hand erkannt hatte. Als er es hastig aufgerissen, flog es wie Schrecken halb und halb wie Staunen über des Weibes Antlitz, und ihre Augensterne blinzten heimlich durch die Lider, denn Rolf Lembeck hatte zufrieden vor sich hingeneigt. Dann streckte er sich ruhig auf sein Lager.

* *

Einige Tage, nachdem der junge Ritter seine Fahrt nach Burgsom auf der Insel angetreten hatte, saß Frau Wulfhild in ihrem Gemache. Allerlei Schriften lagen vor ihr auf dem Tische, aber ihre Gedanken schienen nicht bei solcher Arbeit; ihr seiden Blondhaar hatte sie rückwärts über die Schulter geworfen, und es glänzte wie Gold gegen das dunkle Muster der Teppiche, die an den Wänden hingen. Inmitten der schönen Stirn des Weibes war eine Falte, die immer tiefer zu werden schien; sie drängte die Augen an einander, als könne sie sicherer so das eine Ziel verfolgen, das vor ihren Sinnen stand.

Da wurde die schwere Thür aufgestoßen. Sie fuhr empor: „Wer ist da?“

„Der Herr Schloßhauptmann von Haderslevhuus!“ erwiderte der junge Bookwald, der hereingetreten war. „Ihr, Herrin, hättet seinen Besuch erbeten.“

„Er ist willkommen! — Doch warte noch, Gehrt! Rück erst den Sessel hier zum Tische!“ Sie hatte sich in ihrer ganzen stattlichen Gestalt erhoben und begann im Gemache auf und ab zu schreiten, während der Knabe das Aufgetragene besorgte und sich dann entfernte.

Nach einigen Augenblicken war ein grauhaariger Mann in dunkler Tracht und von gewaltigem Körperbau hereingetreten. „Euer Gemahl, edle Frau,“ sprach er, nachdem die Grüße gewechselt waren, „scheint nicht daheim zu sein; Ihr selbst wünschtet mich!“

„Mein Gemahl, Herr Schloßhauptmann,“ erwiderte Frau Wulfhild, „würde zu Euch gekommen sein; Ihr müßt diesmal Euch an mir genügen lassen!“

„Wollet mich nicht beschämen, edle Frau! Ich kam, um Euch zu hören!“

Sie setzte sich und lud ihn mit der Hand zum Niedersitzen; eine kurze Weile lagen ihre Augen auf seinem Antlitze, das er geduldig ihr entgegenhielt. „Mit Claus Lembeck,“ hub sie an, „saß hier ein dänisch Weib; ich bin aus dem Geschlecht der Schauenburger; wir beide sind Landsleute —“

Er unterbrach sie: „Ein Schleswiger bin ich und jetzt des Königs Mann!“

— „Ich weiß es, Ritter; ihr waret auf Fünen in der Schar, von der mein seliger Gemahl von seinem Hengst gehauen wurde!“

„Er war mein Feind derzeit; ich aber habe ihn nicht gefällt,“ erwiderte er ruhig.

Sie schwieg einen Augenblick. „Mag sein! Ich habe

den Schaden ausgeheilet und bin igt Herrin hier auf Dornung; wir sind Nachbarn, Ritter, und also ...“

„Wollet Ihr mir etwa Nachbarrath ertheilen?“

— „Ei nun, wie Ihr es nehmen wollt!“ und da er nickte: „Ihr wisset, hinter Eurem Garten, dort wo es so jäh hinab zu Boden schießt, steht hart daran eine italische Pappel und streckt ihre Zweige an die Mauerzinnen, so dort den Garten abschließen. Man sagt, es soll dort fast achtzig Fuß in die Tiefe gehen! Was ich Euch sagen wollte ... den Baum, Ihr müßt ihn fällen lassen!“

„Die Pappel?“ rief der Schloßhauptmann. „Was wirret Euch, edle Frau! Die ist des Königs Liebling; sein Ahn Christoffer hat sie gepflanzt, da er Südjütland gegen Abels Söhne in Besitz genommen hatte!“

„So habet Ihr wohl keine Tauben oder sonstig edles Geflügel in der Feste,“ fuhr sie achtlos fort, „und ist Euch desgleichen nicht zerrissen worden? Denn aus dem Wald gegenüber laufen Iltis oder Edelmarder an den Baum hinauf und springen aus dessen Zweigen in den Garten!“

„Was wollet Ihr, edle Fraue,“ sprach der Ritter; „ich verstehe Eure Rede nicht; ich hatte niemals kostbares Geflügel, und wäre solches mir zerrissen worden, ich würde darum doch nicht des Königs Baum verfehren!“

Sie sah ihn an; aber da er ruhig mit der Hand auf seinem Schwerte darsaß, hob sie eine Glocke vom Tisch und schellte, und da der Knabe eintrat, bedeutete sie ihn: „Gaspard soll kommen!“ Dann sah sie wieder auf ihren Gast und frug, als sei's nur, um die Minuten hinzubringen: „Ihr habt wohl schöne Frauen in der Feste?“

— „Wie meint Ihr, edle Frau?“

„Nun, ich hörte auch nur so.“

Der Mund des ernstesten Mannes lächelte fast: „Wer hat Euch so berichtet? Die Dienerinnen gehen alle an ein halb Jahrhundert, und unsere Base ist noch weit darüber. Ich

hab gelitten, Fraue; das Lachen der Jugend thut meinen Ohren weh!"

Die kräftigen Lippen des Weibes zuckten, als wisse sie doch besseren Bescheid in seinem Hause als er selber. Dann öffnete sich die Thür, und der braune Mann mit der Gugelkappe war leisen, aber sicheren Schrittes eingetreten und blieb nun an der Schwelle stehen.

„Wer ist der Mann?“ frug der Ritter.

„Es ist mein Schreiber,“ sprach sie; „er mag Euch selbst berichten, was er Nachts gesehen hat, da ihn der Weg an Eurem Schloß vorbeiführte.“

Der Schloßhauptmann wandte sich in seinem Sessel und blickte auf den Schreiber. „So sprich denn, Mann,“ sagte er, „was du mir zu sagen hast!“

Gaspard der Rabe hatte von unten einen vorsichtigen Blick auf den finsternen Herrn geworfen. „Ich weiß nicht eben,“ begann er, „ob es Euch gefallen mag! Wenn man die Füße seiner Worte nicht mehr hört — wer weiß, ob sie Dank oder Undank holen!“

Auf des Gastes Stirne furchten sich die Zeichen der Ungeduld: „Lasset Euren Mann seine Rede thun, edle Frau, um die Ihr mich geladen habt; mir ist nicht Zeit für andere Weisheit!“

„Sprich ohne Umschweif, Gaspard!“ rief Frau Wulfhild.

„Ja, Herr,“ hub dieser an, „es war eine helle Nacht, vor kaum acht Tagen, da ich von Haderslev den Weg zwischen Eurem Garten und dem Buchenwald herunterkam; da stob aus dem Baumschatten ein Gewild — es mochte ein Marder oder Iltis sein — mir vor den Füßen quer über den Weg der großen Pappel zu, und ich hörte, wie es zwischen den Zweigen in den Baum hinaufklomm. Ich stand — ich sah hinauf und dachte: Szt wird's bald oben sein und auf den Mauerzinnen tanzen!“

— „Nun — und?“

„Ja, Herr, es kam weder ein Marder noch ein Iltis!“

Der Schloßhauptmann fuhr auf: „So sitzt es wohl noch heute in dem Baum!“

„Das wäre möglich,“ sagte Gaspard; „auch möglich, daß ein Zauberspiel dabei gewesen ist. Ihr hörtet wohl schon sagen: es springt ein Wolf, auch eine rothe Maus uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort, so hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in seiner Hand!“

Der Ritter warf einen forschenden Blick auf den Sprecher: „Was soll das hier? Deine Nas' und Augen sind mir zu scharf für solche Kunkelweisheit!“

Aber in Gasparde's Augen, die ihm begegneten, war kein Arg zu lesen. „Herr,“ sagte er, „der Eine spricht's, der Andere widerpricht's; doch so viel haben meine Augen selbst gesehen: ein Marder war unten in den Baum gesprungen, und oben schwang sich ein junger Fant aus seinen Zweigen auf die Mauerzinnen; ich sah die goldenen Knöpfe an seinem Leibrock funkeln, und der Nachtschein des Mondes leuchtete auf ein goldblond Haar.“

Der Schloßhauptmann hatte sich vorgebeugt: „Und dann?“

„Dann sprang er in den Garten.“

In der Brust des alten Ritters erhob sich eine Stimme, die sprach: „Einer der Diener war es, der sich beim lustigen Trunk verspätet hatte; du mußt dein Hausrecht brauchen, und es soll nicht mehr geschehen!“

Er sprach das dann auch laut; doch Gaspard erwiderte: „Ich weiß nicht, Herr, ob Ihr so fein Gesinde haltet; auch schien der Fant seine Lust noch vor sich zu haben, und seine Glieder waren sicherer, als ich nach dem Trunk es sonst gesehen habe. Vor allem: hinter der Mauer war ein Weib; noch kaum ein Weib! Ein schwächlig unschuldig Ding; denn ihr Gewand war weiß, gar ungeschickt zu geheimen

Minnetreiben; der Mond blitzte auf einem Silberreif, der ihr dunkel Haar zusammenhielt!"

„Und weiter? — Was sahst du weiter?“ stieß der Ritter wie in Angst hervor.

— „Ich sah nichts weiter, Herr.“

Das Weib hielt den schönen Kopf in ihre Hand gestützt und sah des Ritters Antlitz sich unter seinem grauen Bart mit Todesfarbe decken. Da winkte sie dem Schreiber, und er verließ das Zimmer. „Nun, Herr Schloßhauptmann,“ sprach sie leise; „werdet Ihr den Baum des Königs fällen lassen?“

Er wandte den Kopf, aber aus seinen Augen waren die Gedanken nach anderswo entflohen; er frug: „Was spracht Ihr, edle Frau?“

Und als sie ihre Worte noch einmal gesprochen hatte, frug er weiter: „Wißt Ihr von diesem Abenteuer mehr zu melden, als ich eben hörte?“

Doch sie erwiderte: „Nein, Herr; Ihr müßet nun so zufrieden sein!“

Er warf seine düsteren Augen auf sie und sprach zu sich selber: „Was will das Weib? Denn nicht deinetwegen hat sie dich geladen; sie weiß, um wen die Bappel fallen soll!“ Laut aber sprach er und richtete in seiner mächtigen Gestalt sich auf: „Ihr drücktet ein Beil in meine Hand! Gott mög mir rathen; und mög er auch bei Euch sein, edle Frau!“

Er hatte sich gewandt und war aus dem Gemach geschritten. Unten im Hofe führte ein Knecht sein Roß umher; er rief ihn und schwang sich in den Sattel; dann suchte das Thier durch Wald und Felder sich selber seinen Weg. Ob hoch am Himmel die Lerchen sangen, ob Falken und Elstern um ihn schrieten, er hörte es nicht: gleich einem gebrochenen Manne hing er im Sattel; vor seinen Augen war immer nur sein schwächtiges Kind in eines Fremden Armen, dessen Antlitz er nicht erkennen konnte.

Erst als das Roß unter den Bäumen des Schloßberges hinantrabte, fuhr er empor und zog den Zügel an. Aber er wandte sein Thier und ritt zurück, er wußte selber nicht wohin; in seinem Kopfe war zu schmerzlich Wirrsal, das er weder schlichten noch zur Ruhe bringen konnte. Es dunkelte schon, da er zum zweiten Male heimkam und jetzt langsam in den Schloßhof einritt. — Nachts von seinem Bette, wo er mit gestütztem Kopfe lag, trieb es ihn wieder auf: er fand sich plötzlich die Thurmterrasse hinabsteigend; dann stand er hinten in dem Garten, den er seit Jahren nicht betreten hatte, und sah bald auf den Gipfel der großen Pappel, bald hinunter in die Tiefe. Ja, ja; sie drängte ihr mächtiges Gezweig hart an die Bergwand und oben an die Binsen, er hatte sie lang darauf nicht angesehen; auch der König konnte dort den Baum nicht dulden!

Dann stieg er zurück in seine Kemenate und warf sich wieder auf sein Lager; als aber im Zwielflicht der Ton des Wächterhorns an sein Ohr drang, sprang er auf und holte drunten selbst ein Duzend Knechte aus den Betten. Und da die Sonne aufgegangen war, hallten donnernde Schläge durch die Burg und rissen Alle aus den Betten, die noch in Morgenträumen lagen. „Bas! Bas! der Feind kommt!“ rief Dagmar, jäh vom Kissen fahrend; und die alte Dame lallte, noch halb vom Schlaf befangen: „Bete, Kind! Bete! Wir sind arme Frauen!“ Als aber Dagmar jetzt vor ihrer Bettstatt auf den Knien lag, richtete sie sich mühsam auf und strich mit ihrer sanften alten Hand das wirre Haar von der Stirn ihres Lieblinges: „Ei, Kind,“ sprach sie, während die Schläge immer lauter dröhnten, „das ist die Holzart, es ist ja nimmer Krieg!“

Ein Rauschen wie von hundert Adlerflügeln, der Donner eines furchtbaren Sturzes machte in diesem Augenblick die dicken Scheiben des Gemaches flirren. Dagmar war todtenbleich, und ihre Hand zitterte in der der Base; die

aber lächelte: „Es ist ja nichts, Kind; sie haben einen Baum gefällt!“

Aber in Dagmars großen Augen stand der Schrecken: „Einen Baum? O Bas', ich dachte, der Himmel falle ein!“

Die Base schüttelte den Kopf: „Es kam ja von der Gartenseite; hörtest du das nicht?“

Dagmar griff plötzlich nach ihren Kleidern und begann sie über sich zu werfen. „Ja, Bas', ich glaub; ich will hinab!“

„Du thöricht Ding!“ rief die Base. „Was kümmert dich der Baum? Die Vögel sind ja kaum vom Nest geflogen!“

Aber das Kind, dem der Athem stockte, war selber schon hinabgeflogen; und die Alte faltete zum Morgengebet die Hände; durch das kleine Fenster fielen die ersten Morgenstrahlen.

— — Nicht lange danach trat der Schloßhauptmann in den Garten; die Dogge Heudan folgte ihm. Als sie bei den Zinnen hinaustraten, stand der Hund und schaute wie verwundert vor sich hin: die Bappel, wo war sie denn? Dann wandte er den Kopf und lief plötzlich in Sprüngen ein Stückchen seitwärts auf die Mauer zu.

„Dagmar?“ rief der Ritter. „Du hier? so früh?“

Sein Kind stand reglos an den Zinnen und starrte in die Tiefe: sie schien ihn nicht zu hören; ihre Händchen hielt sie über einander auf die Brust gedrückt, als müsse sie den Tod gefangen halten.

„Dagmar!“ rief er angstvoll. „Was ist dir? Bist du krank geworden?“

Da wandte sie sich und sah ihn an.

„Kennst du mich nicht? Ich bin's, dein Vater!“ rief er und zog sie mit sanften Händen zu sich.

Ein Schrei entfuhr ihr: „O, er kommt nimmer wieder!“ Dann brach sie in ihres Vaters Arm zusammen.

Rathlos blickte er auf das schmale Antlitz: die Wimpern der geschlossenen Augen lagen ruhig auf den blassen Wangen; aber das Herz schlug so gewaltfam, als wollte es die kleine Brust zersprengen. Leis neigte er sich an ihr Ohr: „Dagmar, mein Kind, wer wird nicht wiederkommen?“

Ihre Lippen regten sich, aber ein Wort war nicht zu hören. „Wer, mein vielliebtes Kind?“ wiederholte er. „Ich will ihn suchen helfen!“

Da flog ein selig Lächeln über das blasser Antlitz: „Kolf!“ hauchte sie; und noch einmal wieder: „Kolf!“

„Weiter!“ rief er hastig. „Wie weiter? Der Name läuft auf allen Gassen!“

Aber sie vermochte nur leis den Kopf zu wiegen, als sei das Alles, was sie wisse.

„Kolf? Wer ist Kolf?“ frug sich der Ritter. Zorn gegen den, der seinem Kinde das gethan hatte, brauste betäubend in ihm auf; aber er durfte jetzt nicht schelten, was sie liebte: ihr Leben hing daran. Des Schreibers Gaspard Nachricht tauchte in ihm auf: ein Junker, ein ritterlicher Mann doch mußte es gewesen sein! Da schlug ein furchtbarer Gedanke ihm durchs Hirn: „Dagmar,“ sprach er bebend, „besinne dich! Nicht wahr, er trug einen Rock, einen Gürtel mit Stickereien? War kein Wappenthier, zahm oder Gewild, darauf gestickt?“

Er starrte lang vergebens auf ihr Antlitz; dann bewegten sich ihre Augen unter den geschlossenen Lidern: „Ein Geier!“ sprach sie leise.

Wie von jähem Stoß getroffen fuhr der Ritter auf: „Kolf Lembeck!“ schrie er. „Verfluchter! Das gilt dir deinen Tod!“

Das Kind aber schlang die Arme fest um seinen Hals: „Vater! mein Vater!“ schrie sie. „O, ich sterbe!“

Der Augenblick, den des Königs Arzt vorhergesehen hatte, schien gekommen. Zwiefach gespigt hatte der Pfeil

ihr Herz getroffen; sie sprach nicht mehr; erbarmungslose Gichter warfen den jungen Körper in ihres Vaters Armen hin und wieder.

Still trug der Ritter sein Kind ins Schloß zurück; Heu-
dan, die Dogge, folgte mit gesenktem Haupt.

„Mariä Heimsuchung!“ murmelte der Mann. „O, hei-
lige Mutter, nimm mein Kind in deinen Schutz!“

— — Aber die Mutter Gottes war nicht die Hüterin
der Minne. — Ein Bote auf schnellstem Rosse ritt nach
Schleswig, um einen sicheren Medicus zu holen; inzwischen
legte die Base mit zitternder Hand kühle Binden um das
Herz des Kindes, und ein Chirurg aus Haderslev ging ihr
dabei zu Hülfe; am Fuß des Bettes stand der Schloß-
hauptmann: „Die Thränen helfen nicht!“ sprach er leis
und biß die Zähne auf einander.

— — Als aber die Dämmerung herabfiel, brachen jen-
seit des Gartens junge muthige Schritte aus dem Holz
hervor; doch sie stockten plötzlich, da sie den Waldestrand
erreichten. Es war lautlose Stille weit umher; nur Eines
war anders, als es sonst gewesen: im Wege vor des An-
schreitenden Füßen lag der gestürzte Baum, und droben über
der Mauerzinne, wo sonst die Pappelblätter flüsterten, stand
jetzt die leere Luft.

Dem drunten mochte bald wohl Alles anders erscheinen;
denn statt des dunklen Köpfchens mit dem Silberreife sah
er plötzlich die Gestalt eines starken Mannes dort oben an
der Mauer. „Rolf Lembeck!“ hörte er es wie im Traume
herunterschallen; ihm war, als führe die Hand des Mannes
nach dem Schwerte; es kümmerte ihn nicht, es war nur wie
Gespensterspiel vor seinen Augen. Wie es geworden, wann
er von dort gegangen sei, er wußte später nichts darüber.

— — An manchem Tage noch, im Mondlicht und im
Sonnenscheine, stand Rolf Lembeck unten an dem Walde-
strand. Die Tage wurden kürzer, der September begann das

Laub zu färben, und nur Krähen und Falken schriegen noch im Walde; aber fortan sah er droben nie ein Anderes als die kahlen Mauerzinnen, und kein Weg, keine Kunde war zwischen ihm und ihr.

Das waren Minnequalen, wie er noch nicht empfunden hatte, und sie gruben ihre Spuren in sein hoffnungsfrohes Antlitz und löschten den Glanz in seinen blauen Augen.

O Minneleid, o sehnende Noth,
 Euch will ich tragen
 Sonder Klagen
 Vom Morgen= bis zum Abendroth;
 Nur nicht, wovon zu sagen:
 Kein Leben und kein Tod!

So klagte er. Aber sie, die Eine, hörte es nicht; ein Anderer war es, der ihre Hand zu fassen kam.

* * *

In der Kemenate der Base lag Dagmar; die Alte hatte ihrem Kinde den Platz geräumt und sich wo anders hingebettet. Die Kranke war am Abend mit den Sterbesacramenten versehen worden; jetzt brachen die ersten Morgenlichter in das Zimmer.

„Mein Vater!“ rief sie.

„Ich bin bei dir, Kind!“ sprach der Schloßhauptmann, der die Nacht am Bette gewacht hatte.

„Hör!“ jagte sie und hob einen Finger ihrer bleichen Hand. „Über uns, da oben auf der Hausfirst, sang die Amfel!“

Er schüttelte den Kopf: „Du irrst dich, Dagmar, im October singt keine Amfel; die Blätter fallen schon.“

„Ja, horch nur!“ sagte sie wieder. „Ich hör's; sie singet mir den Tod an!“ Und sie streckte sich lang auf ihrem Lager und faltete die Hände unter ihrer Brust.

„Mein Kind, du weißt, sie singt auch dem Leben; aber ich höre keine Amsel.“

Sie antwortete nicht; nur ihr Haupt, das mit geschlossenen Augen auf den Kissen lag, bewegte sich wie verneinend.

Der Ritter sah auf sein Kind, und wie in schweren Zügen die kleine Brust sich hob und senkte; dann ward es stiller. Da streckte sie plötzlich wie in heftigem Gebet die Arme vor: „Nein, nein! O, noch nicht!“ rief sie angstvoll; „nur noch ein Weilchen!“ Dann wandte sie das Haupt, und mit weit aufgerissenen Augen blickte sie auf ihren Vater.

Er fuhr zusammen, denn er kannte diesen flimmernden Schein; die Seele schien ihn nur mühsam festzuhalten. „Sprich, mein Kind!“ sagte der Ritter sanft.

„Ich sterbe, noch heute!“ sprach sie hart, und ihre kleine Hand erfaßte mit festem Griff des Vaters Arm. „Ich hab noch einen Erdenvunsch: Kolf Lembeck — zürne nicht!“ rief sie zagend.

Aber der verhaßte Name, den sie nimmer noch gesprochen hatte, war gleich eines giftigen Wurmes Stich ihm in das Herz gedrungen. „Nenn den Berruchten nicht! Die Minne, die dich bethörte, verweist mit deinem Leib im Grabe!“

„Wer sagt das?“ rief sie heftig.

— „Nicht ich, mein Kind; die heiligen Bücher sagen es, die Kirche! Du weißt es ja!“

Ein Seufzer, wie ein Abschied von aller Erdenfeligkeit, entrang sich ihrer Brust. Dann aber kam ein hastig Sinn in ihre Augen, und ihre Hände strichen das wirre Haar sich von der Stirn. „Nein,“ rief sie laut und richtete sich jäh empor, ein geisterhaftes Leuchten flog aus ihren Augen, „ich weiß es, Vater: die Minne ist stärker als der Tod!“

Ein Lachen voll Verzweiflung scholl aus des Ritters Kehle: „Gott wird euch scheiden!“ rief er. „Dich wird er zu der Mutter seines Sohnes weisen; ihn, den Verfluchten,

zum tiefften Grund der Hölle. Thu dein Gebet, daß Gott sein Bild aus deiner Seele reiße!“

Da antwortete sie nicht mehr; aber ihre Hände hob sie betend auf, und flehend, daß kein Menschenherz ihr hätte widerstehen können, sprach sie: „Hilf du mir, lieber Herrgott! Nimm ihn mir nicht! Ich könnte sonst nicht in deinem Himmel leben!“

Der starke Mann fiel nieder auf seine Kniee: „Sprich, Kind! — Alles, was du willst!“

Sie hatte sich mit beiden Armen aufgestemmt, mit aufgerissenen Augen sah sie ihren Vater an: „Rolf Lembeck!“ flüsterte sie heiser. „Weiter nichts!“ Sie hatte dem Tod die Worte abgerungen; nicht Dagmar war es, nur ein Geipenst von Dagmar saß an ihrer Stelle. „Lad ihn zu meiner Leiche, Vater! Sein Auge soll auf mir ruhen; noch einmal! Dann“ — die Stimme brach ihr plötzlich — „laß ihn ziehn in Frieden!“

Ihr Mund war stumm; sie sank auf ihre Kissen.

Die Base war inzwischen leis hercingetreten und kniete neben ihr. „O Kind, und in solcher Thörniß willst du uns verlassen!“ murmelten die alten Lippen; aber die Kranke regte sich nicht mehr. Der Ritter sprach zu sich: „Es ist Alles aus, mein Leben mit dem deinen!“ Er legte lind die Hand auf Dagmars Stirn und sagte: „Es soll geschehen, wie du es willst, mein Kind!“ Und wie ein Lächeln flog es noch einmal über ihr Antlitz, sie lebte noch.

Aber da ihr Odem schwächer wurde und er sah, daß ihre Seele fliehen wollte, ging er zu einem Lädlein, darin geweihte Kerzen lagen, noch von dem großen Sterben her. Er nahm eine heraus und entzündete sie an dem Lämplein, das noch brannte. „Für mein Letztes!“ sprach er und trat wieder zu seinem Kinde; dann faßte er ihre feinen Hände und schloß sie um die brennende Todtenkerze und legte die seinen sorgsam noch darüber, daß nicht ein Tröpflein heißen

Wachses sie von ihrem letzten Pfad zurückschrecke. Still harrend saß er auf der Kante des Bettes; die neben ihm knieende Base sprach: „Gott hat dir ein Lichtlein geben; das leucht dir ins ewige Leben!“ und beide sahen, wie die Flamme von dem Odem der Sterbenden immer schwächer bewegt wurde. Da plötzlich flackerte die Kerze und erlosch; ein leichter blauer Qualm zog durchs Gemach. „Dagmar, mein Kind! O süße Dagmar!“ rief der Mann; aber Dagmar hatte sanft ihr Haupt geneigt, und eine schöne Todte lag jetzt auf den Kissen. Die Base sprach: „Auf Wiedersehn in Gottes Himmelreich!“

Der Schloßhauptmann, der die erloschene Kerze fortgelegt hatte, sah jetzt finster auf die Leiche seiner Tochter: „Sein Name war dein Letztes.“ — Er ging zur Thür und schellte.

Eine alte Dienerin war eingetreten. „Meine Tochter Dagmar ist nicht mehr auf Erden,“ sprach er und schwieg dann plötzlich; das Knochengespinnst des Todes, der ihm sein Kind genommen hatte, stand vor seinem inneren Auge, aber statt des nackten Schädels trug es den schönen Kopf des jungen Ritters Lembeck auf den Schulterknochen. Und aus der lang verschlossenen Falte seines Herzens schoß der Sähzorn ihm ins Hirn und fegte es leer von Verzweiflung und Leid, die es erdrücken wollten. Und in ihm sprach es: „Es soll geschehen; ich hab mein Wort gegeben; doch — umsonst, Rolf Lembeck, sei auch nicht der ärmste Tropfen deines Minneglücks!“ Dann wandte er sich wieder zu der Dienerin: „Versteh mich, Stine, und künd es auch den Andern: drei Tage lang, bis ich eure Zungen löse, geht über den Tod nicht Kunde aus unseren Mauern! Das Zügelglöcklein soll nicht läuten; bestelle mir sogleich Ambrosius, meinen alten Diener; laß den Priester in meinem Gemache unten mich erwarten!“

* * *

Im Hofe zu Dorning; saß gegen Abend des nächsten Tages der Ritter Kolf Lembeck unter der Burglinde. — Er war allein; noch am Tage seiner Rückkunft, als vorher die Bappel und sein Glück gefällt worden, hatte Frau Wulfhild eilig nach ihrem Hof in Holstein müssen: zwischen Meier und Gesinde, so hatte sie gesagt, sei Unfriede ausgebrochen und die Gegenwart der Herrin nöthig worden. Aber es lag wohl Tieferes am Grunde; im Augenblick der Abreise hatte Kolf einen Zug wie von versteinertem Entsetzen in ihrem Antlitz wahrgenommen; die Leidenschaft zu ihrem Eheherrn schien völlig ausgelöscht. Nach ihrer Abfahrt hatte der Junker Bookwald ihm geplaudert: es heiße, Hans Bogwisch, des Ritters Vornirthe, sei nicht durch seine Wunde, er sei durch Gift vom Leben in den Tod gekommen; so werde in der Gesindestub geredet; woher es komme, wisse er nicht; als aber die Schürzenmagd es an die Frau vertragen, sei die zum Tod erschrocken worden und habe ihr zornig Schweigen auferlegt, was doch nicht habe helfen wollen.

Darüber grübelte der Ritter, und seine Augen folgten achtlos, wie der Abend Schatten allmählich den Brunnen und den ganzen Hof bedeckte. „Darum auch!“ sprach er leise; „sie wollte Keinen mit sich haben; nicht mich, nicht Gaspard — den am wenigsten!“ — Dann flogen die Gedanken mit ihm nach dem Infeldorfe Borgsum; was er mit seinem Vater dort am Bau geredet hatte, kam ihm zurück: er hörte wieder das Lachen des alten Herrn bei der Geschichte von dem Orlamünder: „Geduld, mein Sohn! Was dies Weib dir werth ist, wirst du erst sehn, wenn dich der Däne überfällt! Und — mit den Schauenburgern muß man jachte gehen!“ Als aber der Tod des Bogwisch dann zur Sprache kommen, war er still geworden; einen Stein hatte er vom Boden gehoben und in den Bau geworfen. „Herrin auf Dorning und eine Giftherge?“ hatte er überlaut gerufen.

„Nein, Rolf, das soll sie nicht, und wenn sie des großen Carol Tochter wär! Ich helfe dir, mein Sohn; aber — Geduld! denn stumpfe Pfeile erlegen dir kein Wild!“

Er fühlte noch, wie ihm der Athem derzeit bei diesen Worten frei geworden, wie lind die Nachtluft durch sein Haar gestrichen, da er sie später und vergebens ihr entgegenrug. — Leis und in Qualen rief er ihren Namen.

Es dunkelte mehr und mehr, und der Ritter war aufgestanden, um in die Burg zurückzugehen; da drang ein dröhnender Ton vom Außenthor herein, das schon geschlossen war; dort hingen Schalltafel und Hammer in Ketten an dem Pfosten; es hatte Jemand angeschlagen, um Einlaß zu begehren. Dann knarrte das größere Thor, und bald schritt aus der Einfahrt einer der Wächter über den Hof und meldete: „Ein Bote vom Schloßhauptmann zu Haderslevhuus!“

„So spät?“ Rolf Lembeck war es, als habe er unsichtbar einen Schlag erhalten. „Laß ihn hieher kommen!“

Es ritt dann Einer in den Hof, und als er näher kam, erkannte der Ritter bei dem Mondlicht, daß über den Seitenbau hereinschien, daß er bunt und lustig gekleidet war: von der Achsel hing ihm ein lichtroth Seidengeschnür, auch solche Feder von der Haubekappe. Als er aber schwerfällig von seinem weißen Pferd gestiegen und, das Thier dem Knechte übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, sah dieser, daß es ein alter Mann sei, dessen weißer Knebelbart über einem zahnlosen Munde hing.

Der verneigte sich und begann eine lange, kaum verständliche Ansprache; doch der Ritter fiel ihm in die Rede: „Ich hab keine Lust am Überflüssigen; mach es dir bequem, sag's kurz, was dein Herr von mir begehrt! — Mir klang's, als sollst du mich gar zur Hochzeit laden?“

„Ihr habet recht gehört, Herr Ritter,“ sprach der Bote; „ich aber dank Euch für den Nichtsteig.“

„Zur Hochzeit?“ frug Rolf Lembeck sinnend. „Man pflegt sonst solche Ladung am hellen Morgen zu bestellen!“

— „Verzeihet, Herr! Ich bin nur der älteste der Knechte und bin geritten, wie der Herr mich ausgeandt.“

„So sprich denn, wessen Hochzeit gilt es? Will Euer Herr der Wittvenschaft Valet geben?“

Da schien der Bote sich mühsam aufzuraffen, und erst nach einer Weile sprach er: „Die Jungfrau Dagmar, des Herrn letztes Kind ist es, zu deren Feittag ich Eure Gegenwart erbitten soll.“

Der Ritter schwieg, in seinem Hirn erstickte er den Schrei: „Du lügst!“ Nur sein Antlitz wurde braun und wieder blaß; aber der Bote sah es nicht, denn der Ritter saß im tiefen Lindenschatten. Mit trockener Stimme sprach er endlich: „So sag mir, wie heißt der Mann, dem solch Glück gefallen ist?“

„Herr,“ erwiderte der Alte, „ein schneller Freier ist es gewesen! Ich sah ihn nicht, und ward sein Name mir nicht genannt; doch soll er weit in der Welt bekannt sein. Es fehlt an ritterbürtigen Zeugen; drum wollet der Jungfrau die erbetene Ehre anthun! Wenn Ihr mit Mondesaufgang kommet, wird es recht sein!“

Wieder schwieg der Ritter, und der Bote stand harrend vor ihm. Einzelne Knechte mit trüben Hornleuchten gingen über den Hof, und wenn im Flügel die Thür nach der Gesindestube aufging, flog ein Lichtschein durch die Mauerschatten; im Brunnen fielen die Tropfen von dem Eimer tönend in die Tiefe. Da kam ein junger Schritt vorüber. „Gehrt, bist du es?“ rief der Ritter.

— „Ich bin es, Herr!“

„So nimm den Boten mit dir und laß ihm guten Trunk geben!“

„Und was für Kunde,“ frug dieser, „bring ich meinem Herrn?“

„Geh nur! Wo Jungfrau Dagmar hochzeitet, darf ich nicht fehlen!“

Sie gingen, und der Ritter saß wieder auf der Lindbank. Vergebens bohrte sein Verstand an diesen Räthseln; aber in seinem Inneren kochte es vor Weh und Grimm.

* *

Am nächsten Tage, da schon die Abend Schatten fielen, stand in einem Burggemache Gaspard der Rabe vor seinem Herrn; die Augen des klugen Gesichtleins blickten fast ermüdet. „Du siehst übel aus; was ist dir?“ sprach der Ritter, der mit aufgestütztem Arm am Tische saß.

„Herr, für uns ist üble Zeit,“ erwiderte der Schreiber und sah dem Anderen in die verwachten hohlen Augen. „Wenn Ihr's erlaubt, Ihr gleichet selber kaum einem Hochzeitsgast!“

Ein schweres Athmen war die einzige Antwort. „Herr!“ rief Gaspard plötzlich, „gehet nicht, wohin man Euch geladen hat!“

Wie abwesend sah ihn der Ritter an: „Meinst du? Weshalb nicht, Gaspard?“

— „Berzeihet, wenn ich von Euren letzten Tagen mehr weiß, als Ihr denket“ — und Gaspard ließ den Kopf auf die Seite sinken — „Ihr seid doch unschuldig in Eurem Herzen! Herr, trauet nicht den Dänen!“

„Du weißt, mich hat kein Däne geladen!“

— „Er ist des Königs Mann.“

Tonlos erwiderte der Ritter: „So sprich, wenn du Unholdes von ihm wahrgenommen hast!“

„Herr!“ sprach Gaspard und legte die Hand auf seine schmale Brust; „soweit unsere Herrin nicht meinen Dienst begehrt, der er vorab gehöret, sind Kopf und Hand die Euren! Ich bin noch in der Nacht dem Boten nachgegan-

gen und habe bis zum Morgenroth die Burg umschlichen, dann noch von Vormittag bis Mittag: es ist, als sei sie zugemauert; kein Thor, kein Schlupfspörtlein hat sich aufgethan; ich hab nichts wahrgenommen. Doch — was soll Euch die Hochzeit? — Der Schloßhauptmann wird einen dänischen Junker sich geholet haben und mit dem das arme Kind zusammenschmieden lassen. Euch aber wird man aus den Hochzeitsbechern Hohn und Weh zu trinken geben! Wer weiß, Ihr trinket wohl den Tod daraus! Bleibt, geht nicht, lieber Herr!”

Er wollte ihm zu Füßen fallen; aber Rolf ergriff ihn bei den Schultern und sah mit blitzenden Augen in die seinen: „Da du es ehrlich meinst, so hör mich, Gaspard!“ Er schrie es, daß es in dem weiten Raume von den Wänden hallte: „Und wenn auch in den Tod, ich muß! Dies Kind hat mir die Seele ausgetrunken!“

„Ruf mir den Junker!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Er soll mein schwarzes Gewand bringen; das ziemt mir bei dieser Hochzeit! Und auch — mein allererschärfstes Schwert! — Ihr beide, wenn's euch gelüstet, dürft mich begleiten!“

— — Um ein paar Stunden später ritten sie dahin, und schon trabten die Pferde in dem Sandweg und im Schutz des dunklen Waldes. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, und Wolken zogen über den Mond; über ihnen rauschte es in den Wipfeln. Rolf Lembeck, der voranritt, hatte auf dem Weg kein Wort verloren; als sie der Burg sich nahen, drückte er die linke Faust auf seine Brust, als müsse er dem Blute wehren, sie zu sprengen. Auch Gaspard hatte genug an Sorg und Neubegier und ließ die Zunge ruhen; nur Junker Gehrt stieß mitunter seiner Stute die Sporen in die Weichen, daß sie wild emporstieg; er mußte seinem inneren Sauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit holdgeschmückten Jungfräulein, dem er entgegenreite.

„Gaspard!“ rief er; „mir ist — hört Ihr die Flöten und Geigen von der Burg herunter?“

Doch Gaspard lachte verdrossen: „Euch Jungen ist leicht gepiffen; ich hör die Wetterfahnen auf den kleinen Thürmchen freischen.“

„Ei was! Ihr habt doch feine Ohren!“

Aber er blieb ohne Antwort. Sie wandten die Pferde in den finsternen Baumgang und trabten den Anberg zu der Burg hinauf. Ein heller Schein drang durch zwei offene Thore und über der Ringmauer ihnen entgegen. „Joseph und heilige Jungfrau!“ rief der Junker; „da brennt das Wachs von einem ganzen Sommer!“

„Ja, Junker,“ sagte Gaspard, „Eure Jugend wird nicht verborgen bleiben.“

So ritten sie über die Brücke durch die Thorfahrt in den inneren Hof, wo der gewaltige Bau vor ihnen aufstieg; aus seinen vielen kleinen Fensterhöhlen schoß eine Fluth von Kerzenstrahlen auf sie zu, nur links am Flügel ragte der stumpfe Thurm lichtlos in die Sternennacht. Ihren gebendeten Augen war der Hof bis an die Mauern voll von Menschen; aber ein hochzeitliches Treiben schien es nicht; es war, als ob sie nur die Köpfe wandten und leise zu einander raunten.

Als die Reiter von ihren Rossen gesprungen und Diener vorgetreten waren, die ihnen die Thiere fortführten, stand ein großer Mann mit todblassem Antlitz unter grauem Haupthaar vor dem Ritter; zwei Diener mit Windlichtern, deren Flammen im Nachtwind wehten, waren ihm zur Seite. Da die Herren sich im Fackelscheine sahen, stuzten sie einen Augenblick, ein jeder über des anderen schwarze Tracht; dann sprach der graue Mann: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet hier heut nicht fehlen!“

„So dacht ich auch,“ erwiderte der Andere beklommen.

„Doch wollet mich nun führen, Herr Schloßhauptmann, auf daß ich Wunsch und Ehrerbietung der Braut zu Füßen lege!“

Der alte Ritter, der seinen Gast mit starrem Aug gemustert hatte, neigte das Haupt und faßte dessen Hand; die Diener mit den Lichtern schritten ihnen voran, durch die schweigenden Menschen dem Treppenthurm im Hochbau zu. Als sie hineintraten, blickte Gaspard, der mit dem Junfer folgte, durch eine offene Thür, die seitwärts in die untere Halle ging; es brannten viele Kerzen dort, sonst war es leer; nur mitten auf den Fliesen schlief ein großer Hund.

Aber der Hausherr führte sie die Wendelstiege zum oberen Stock hinan. Da sprach Rolf Lembeck im Emporsteigen: „Der Hof ist voll Menschen, Herr; was ist es so todtenstille hier?“

Der Schloßhauptmann aber warf das Haupt zurück: „Mein Kind hat viel Leid gelitten,“ sprach er; „es bedarf der Ruhe.“

Sie waren in eine große Halle eingetreten, an deren einer Seite sich viele Thüren, im Grunde ein geschlossenes Doppelthor befand; vor diesem war ein niedriger Aufbau, mit weißem Sammettuch behangen; an beiden Seiten der Halle standen Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in schwarzen Gewändern; nur an dem Doppelthor stand ein Priester in weißem Meßkleid.

Dem jungen Ritter, da er sich umsah, ward der Athem schwer. „Herr Schloßhauptmann,“ sprach er wieder, „wollet mir sagen: ich sah noch nimmer eine Hochzeit mit so dunklen Gästen!“

Der aber erwiderte: „Seit drei Tagen hat mein Kind sich Schwarz zur Leibfarbe angenommen; es ist wohl seltsam, doch es ist mein letztes — so muß ich ihr den Willen thun. Geduldet Euch, die Braut wird bald erscheinen!“

Rolf Lembeck schwieg, und unter all den Menschen war es wieder lautlos still.

Da nahte sich ein Rauschen hinter den geschlossenen Thoren, ein Zug von langsamen Schritten wurde hörbar, und indem die Thore sich öffneten, scholl, von jungen Frauenstimmen gesungen, ein *De profundis* wie von den Sternen nieder.

Ein Schauer schlug Rolf Lembeck durch die Glieder; aber schon hatte der Zug der Jungfrauen die Schwelle überschritten. Er streckte sich und hob den Kopf; so stand er wie erstarrt, und nur sein Auge wurde wie das eines Raubvogels. Er sah die singenden Jungfrauen eine Todtenlade von den Schultern heben und sie auf die Sammetbühne niederlassen; er sah in weißen Sterbgewändern ein Weib — nein, nicht ein Weib; aus weißen Binden sah ein todt's Kunderantlitz — da ließ der Bann von ihm: ein furchtbarer Schrei scholl durch die Halle. Der Gesang riß ab, und mit erhobenen Armen brach Rolf Lembeck durch die Menschen; er stürzte sich über den Sarg und preßte seine Lippen auf das todt's Antlitz seiner Liebe: „O Dagmar, das ist unsere Hochzeit!“

Da ging ein Rauschen durch die Menge, die Schwerter flogen aus den Scheiden, und Schrei und Rufe schollen durch einander: „Wer ist's? Der Lembeck? Pakt den Tollen, den Leichenschänder! Schlagt ihn nieder!“ Der Priester aber streckte die Hände nach dem Bühnen und schrie: „Anathema!“ Nur der jungen Sängerrinnen eine, die der Blick aus seinem blauen Aug gestreift hatte, sank in die Kniee und betete: „O Gott der Liebe, erbarm dich ihrer beider!“

Rolf Lembeck regte sich nicht, sein scharfes Schwert hing ruhig in der Scheide. Plötzlich drang ihm die Stimme Gaspar's in das Ohr: „Fliehet! Fliehet, Herr! Der Junker und ich versperren hier den Weg!“

Er riß das Haupt empor; er sah die Schwerter glitzern, und wie Gespenster drangen die schwarzen Gestalten auf ihn

ein; schon fiel Gaspard neben ihm zu Boden; da fuhr es wie düsterer Wetterschein ihm durch das Hirn: noch eines Athemzuges Dauer, dann hob er mit jähem Griff die todte Liebste aus ihrer Lade und entfloß. Durch den tobenden Lärm, der sich erhob, klang die mächtige Stimme des Schloßhauptmanns: „Zurück! — mein Kind — mein Fest — und auch der Verfluchte!“

Aber Rolf Lembeck war nicht mehr in der Halle. Die Todte an sich pressend, die Augen wie im Wahnsinn auf das süße, starre Antlitz heftend, war er durch den dahinter liegenden Saal geflohen; die Thür gegenüber warf er eben zu.

Der Saal war leer: die Kerzen flammten; Rolf aber floh, er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine stille letzte Stunde mit der Todten! Ob Jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Thür in kleine düstere Gemächer, wo nur ein Mondstreif auf das stille Antlitz fiel; eine Treppe tiefer öffnete er eine große Thür, da schlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte des Fußbodens erhob sich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiserem Knurren auf ihn zu. Rolf schloß die Todte fester an sich und hatte schon die Hand am Schwert, da sprang das große Thier mit zärtlichem Winseln an ihm auf. „Heudan, du bist es, Heudan!“ rief er und stand einen Augenblick und legte die Hand lieblosend auf den Kopf des Thieres.

Aber drüben von der Thurmterrasse aus trat die furchtbare Gestalt des Schloßhauptmanns ihm entgegen; ein Wuthschrei flog zu ihm hinüber, da floh er durch dieselbe Thür zurück und warf sie hinter sich ins Schloß. Noch einen finsternen Raum, dann stieß sein Fuß an eine Treppentreppe; er kletterte hinauf, da kam es hinter ihm — nein, es war nur der Hund. Die Treppe wand sich höher, nur hier und da ein Mauerloch, durch das die Nachtlust zog, dann

ihm zu Häupten eine offene Luke. Er stieg hindurch und warf sie zu.

Es war die Platte des stumpfen Thurmes, die er erklimmen hatte; vom Hofe drunten kam kein Laut herauf, es schien dort Alles leer geworden. Sanft rauschte der Lindenwipfel aus der Tiefe, denn der Abendwind war fast entschlafen; über ihm flammte der Himmel in seinen Millionen Sternen, und von Süden schimmerte die Bucht des kleinen Beltes; über die Wasser hatte der Mondschein eine Brücke von Licht geworfen.

Rolf lag auf beiden Knien, die Liebste in seinem Schoß. „Weg mit den Todtenbinden!“ sprach er leise und löste die breiten weißen Bänder, die das zarte Haupt umschlossen hielten: wie traurige Freude flog es durch seine Augen, als jetzt das schwarze Seidenhaar hervorquoll: „Ja, du bist es, süße, heilige Dagmar!“

Da schollen Schritte von der Wendelstiege her; rasch und zornig kamen sie herauf. Er sprang empor, er lief zur Brüstung und hielt die Todte auf beiden Armen in den weiten Himmelsraum hinaus: da war noch Platz für sie und ihn; auf Erden nicht mehr! — Plötzlich wandte er den Kopf, die Fallthür war aufgeschlagen, und mit halbem Leibe ragte die Gestalt des Schloßhauptmannes daraus hervor. Aber er stieg nicht weiter; mit entsetzten Augen streckte er die Arme aus und rief in bitterem Flehen: „Rolf! Rolf Lembeck, gieb mir mein Kind! Was gilt dir noch der todte Leib?“

Der aber wandte seine Augen wieder zu dem bleichen Antlitz: „O Dagmar!“ rief er; „Süße, Selige! Breit deine Flügel nun und nimm mich mit dir!“ Er schlang die Arme fest um ihren Leib; da war mit einem Satz der greise Mann ihm in dem Rücken; er stürzte und griff nach ihm, doch seine Faust fuhr in das Leere. Ihm war, als flög ein Schatten ihm vorüber; er sah jenseit der Brüstung, wie in

der Sternennacht, die Sterbekleider seines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines schweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Thurmdocke; der Hund stand mit den Bordertagen auf den Bänken und sah winselnd in die Tiefe.

Da war sein Bohn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf seine Kniee und faltete die Hände: „Herrgott, so nimm sie beide gnädig in dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgestirne in ihrer stummen unerschütterlichen Ruhe.

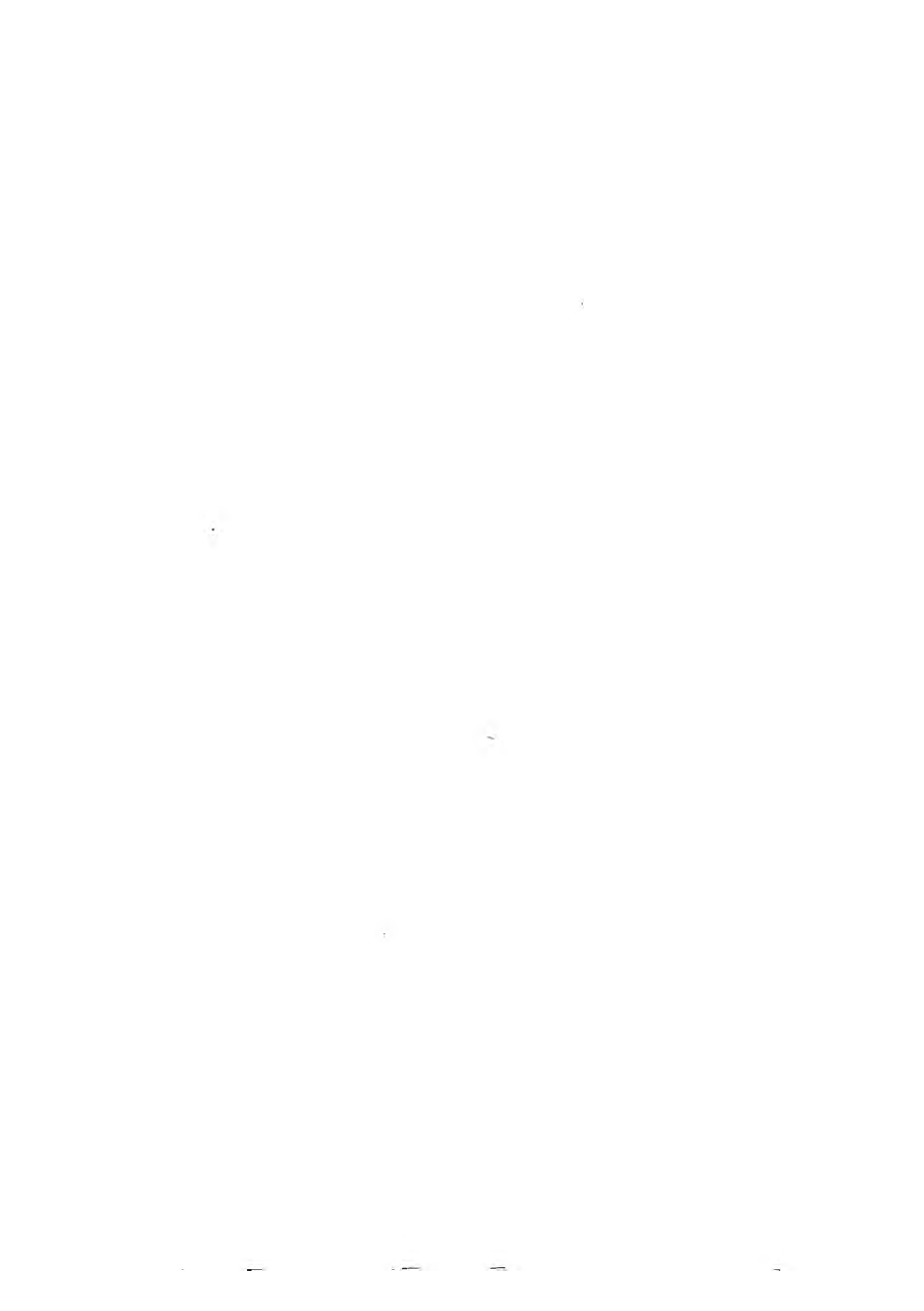
— — So endeten zwei schöne Menschenblüthen, und so endet diese Märe; es war, wie es in unserem alten Liede heißt: „daß Liebe stets nur Leiden am letzten Ende giebt.“

* *

*

„Und die Anderen?“ fragt ihr, „was ward aus denen?“

— Die Anderen? — Ich habe von ihnen weiter nichts erfunden können; es gab ja Klöster derzeit, in die hinein sich ein beraubtes, auch ein verpfushtes Leben flüchten konnte! Was liegt daran? Die Geräusche, die ihre Schritte machten, sind seit Jahrhunderten verhallt und werden nimmermehr gehört werden.



Inhaltsverzeichnis

Theodor Storm's ³² Sämmtlichen Werken.

→ Neue Ausgabe in acht Bänden. ←

Band I.

Immensee.
Späte Rosen.
Auf dem Staatshof.
Ein grünes Blatt.
Im Schloß.
Unter dem Tannenbaum.
Abseits.
Von jenseit des Meeres.
Angelika.
Im Sonnenschein.

Band II.

In St. Jürgen.
Eine Malerarbeit.
Auf der Universität.
Posthuma.
Wenn die Äpfel reif sind.
Drüben am Markt.
Der kleine Häwelmann.
Geschichten aus der Tonne: Die
Regentrude. Der Spiegel des
Cyprianus. Bulemanns Haus.
Im Saal.
Veronika.

Band III.

Marthe und ihre Uhr.
Hinzelmeyer.
Viola tricolor.
Draußen im Halbedorfe.
Verstreute Capitel: Der Amts-
chirurgus; Heimkehr. Lena Wies.
Von heut und ehemem. Zwei
Kuchenesser der alten Zeit. Von
Kindern und Katzen und wie sie
die Mine begruben.
Aquis submersus.
Beim Better Christian.

Band IV.

Eine Halligfahrt.
Vole Poppenspüler.
Waldwinkel.
Ein stiller Musikant.
Pfinche.
Eisenhof.
Im Brauerhause. (Erschien zuerst
unter dem Titel: Der Finger.)

Band V.

Renate.
Carsten Curator.
Ein Doppelgänger.
„Es waren zwei Königskinder“.
Zur Wald- und Wasserfreude.

Band VI.

Hans und Heinz Kirch.
Zur Chronik von Grieshuus.
Der Herr Etatsrath.
Ein Fest auf Haderslevhuus. (Er-
schien zuerst unter dem Titel:
Noch ein Lembeck.)

Band VII.

Bötjer Bajch.
Schweigen.
Der Schimmelreiter.
Die Söhne des Senators.

Band VIII.

Im Nachbarhause links.
John Kiew'.
Ein Bekenntniß.
Erinnerungen an Eduard Mörike.
Gedichte.

(Umfang eines jeden Bandes 20 bis 21 Bogen.)

